

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**



113. Jahreshft 1994

Außenbild:
Freiburger Passionsspiele 1921
(s. den Beitrag von Bernd Boll)

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**



113. Jahreshft 1994

*Herausgegeben mit Unterstützung
des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg, der Land-
kreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen.*

Mitarbeiter des 113. Bandes:

BATTENBERG, J. FRIEDRICH, Dr., Prof., Staatsarchivdirektor, Darmstadt
BÖHNERT, LOTHAR, Studiendirektor, Bad Krozingen
BOLL, BERND, Freiburg
BROMMER, HERMANN, Prof., Rektor i. R., Merdingen
BRUNNER, MICHAEL, Freiburg
GALEA, MICHAEL, Valetta (Malta)
HAUMANN, HEIKO, Dr., Prof., Yach
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Akad. Oberrat, Freiburg
HUG, WOLFGANG, Dr., Prof., Freiburg
KAGENECK, ALFRED GRAF VON, Freiburg-Munzingen
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Realschulkonrektorin, Freiburg
MANGEL, JOHANNES, Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Akad. Oberrat, Horben
SCHULZE, WILLY, Oberstudienrat, Rümplingen
SCHWARZMAIER, HANSMARTIN, Dr., Prof., Ltd. Staatsarchivdirektor, Karlsruhe
TREFFEISEN, JÜRGEN, Dr., Staatsarchivrat, Sigmaringen

Redaktionsausschuß: Prof. Dr. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr.
HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. HANS
SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. ULRICH P. ECKER und Dr. HANS SCHADEK

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“
Geschäftsstelle: Stadtarchiv, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 07 61 – 2 01 27 01)

Satz und Druck: Buchdruckerei Franz Weis KG, 79106 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis zum 113. Band

Aufsätze

	Seite
MICHAEL BRUNNER Zum Tympanon am südlichen Querhausportal des Freiburger Münsters	7
NORBERT OHLER Das Freiburger Münster. Ein Literaturbericht.	15
JOHANNES MANGEI Untersuchungen zur Datierung des Schwabentorbaus — können Steinmetzzeichen zur Ermittlung der Baudaten beitragen?	45
JÜRGEN TREFFEISEN Die Breisgaustädte Freiburg, Kenzingen und Endingen werden habsburgisch: Untersuchung zu den Ereignissen der 1360er Jahre	57
HERMANN BROMMER Johann Heinrich Hermann Reichsfreiherr von Kageneck (1668—1743). Zum 250. Todestag des Deutschordens-Landkomturs — Ein Nachtrag zur Biographie	73
MICHAEL GALEA Fürst Johann Baptist von Schauenburg und Malta (1701—1775). Großprior des Malteserordens.	91
ALFRED GRAF VON KAGENECK Die Lebensgeschichte des „Musikbarons“ Franz Friedrich Sigismund August Freiherrn Böcklin von Böcklinsau (1745—1813)	107
BERND BOLL Pulverdämpfe bei der Auferstehung. Freiburger Passionsspiele im 20. Jahrhundert.	149

Buchbesprechungen

<p>Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte. Dritter Band: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER in Verbindung mit Hans Fenske, Bernhard Kirchgässner, Paul Sauer und Meinrad Schaab. Redaktion: Michael Klein (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1992. (NORBERT OHLER)</p>	183
<p>Der Landkreis Lörrach. Bd. I. Bearb. von der Abteilung Landesbeschreibung des Staatsarchivs Freiburg i. Br. Hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Lörrach (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg). Verlag Thorbecke, Sigmaringen 1993. (NORBERT OHLER)</p>	184
<p>HANS HARTER, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedelung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte Bd. 37). Verlag Karl Alber, Freiburg 1992. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)</p>	186
<p>Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald. Hrsg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN. Badenia Verlag, Karlsruhe 1993. (HANSMARTIN SCHWARZMAIER)</p>	186
<p>Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Frauenstiftes Wonnental im Breisgau (gegründet 13. Jahrhundert). = Die Pforte Jg. 12/13, Nr. 22—25, 1992/1993. (EUGEN HILLENBRAND)</p>	188
<p>Geschichte der Stadt Freiburg in Breisgau Band 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft. Hg. im Auftrag der Stadt Freiburg i. Br. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK. Verlag Theiss, Stuttgart 1994. (J. FRIEDRICH BATTENBERG)</p>	189
<p>Kappel im Tal. Dorfgemeinde und Stadtteil — Eine Ortsgeschichte. Hrsg. von der Stadt Freiburg i. Br., Ortsverwaltung Kappel. Redaktion: WOLFGANG HUG und ULRIKE RÖDLING. Selbstverlag Freiburg 1993. (BERND BOLL)</p>	191
<p>JOSEF WEBER, Yach, das Dorf am Rohrhardsberg. Hrsg. von der Stadt Elzach anlässlich der 700-Jahr-Feier der Ortschaft Yach 1993. Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch 1993. (HEIKO HAUMANN)</p>	192
<p>MICHAEL SCHMAEDECKE, Der Breisacher Münsterberg. Hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters Bd. 11) Verlag Konrad Theiss, Stuttgart 1992. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)</p>	193

HERBERT JÜTTEMANN, Waldkircher Dreh- und Jahrmarktorgeln. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1993. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	194
WILHELM BAUM, Kaiser Sigismund. Hus, Konstanz und Türkenkriege. Verlag Styria, Graz — Wien — Köln 1993. (WILLY SCHULZE)	194
RÜDIGER VON TRESKOW, Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte! Die Korrespondenz Karl von Rottecks. Bd. 1: Einführung und Interpretation. Bd. 2: Briefregesten (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. Bd. 26) Verlag Ploetz, Freiburg/Würzburg 1990/1992. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	195
HEINRICH HANSJAKOB, In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Nach der Ausgabe von 1911 des Bonz Verlages Stuttgart. Mit einem Portrait des Autors und 16 Abbildungen nach zeitgenössischen Darstellungen. Nachwort und Anmerkungen von MANFRED HILDENBRAND. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1993. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	196
CONRAD W. MAYER, Ein Patriot muß gehen — Aus dem Leben von Wilhelm Hugo Mayer. Selbstverlag des Verfassers, Bad Krozingen 1993. (LOTHAR BÖHNERT)	197
GERHARD HUBER, Die Amtszeit von Bürgermeister Josef Huber in Todtnau von 1923 bis 1933 und der Übergang in die Zeit des Nationalsozialismus. Selbstverlag des Autors, Bonn 1993. (WOLFGANG HUG)	197
Vereinschronik 1994	199

Zum Tympanon am südlichen Querhausportal des Freiburger Münsters

Von
MICHAEL BRUNNER

Erst in der jüngsten Forschung ist erkannt worden, daß die Verbindung der Zähringer zum Freiburger Münster auch in der figürlichen Bauplastik der spätromanischen Ostteile ihren Niederschlag gefunden hat. In einem 1990 veröffentlichten Beitrag hat Adolf Reinle das Relief einer Pilgerkrönung, das in die Nordwand der Nikolauskapelle des Freiburger Münsters eingemauert ist, überzeugend als Stiftung des Zähringers Rudolf — Bischof von Lüttich und Onkel des letzten Zähringerherzogs Bertolds V. — interpretiert.¹ Der vorliegende Beitrag ist einem anderen Relief gewidmet, das meines Erachtens als weiteres Beispiel für die gezielte Einflußnahme der Zähringer auf die figürliche Dekoration des Münsterneubaus angeführt werden kann. Es handelt sich dabei um das Tympanonrelief des sogenannten „Nikolausportales“² am Südquerhaus des Freiburger Münsters (Abb. 1).

Das Tympanon beschränkt sich auf die hieratische Darstellung einer einzelnen Sitzfigur; die Malereifragmente des Bogenfeldes sind spätgotisch und sollen uns in diesem Zusammenhang nicht weiter interessieren. Die Relieffigur stellt einen auf einem Faldistorium (Faltstuhl) thronenden Bischof dar, der in seiner Linken ein geschlossenes Buch und in der Rechten den bischöflichen Krummstab hält. Da weitere Attribute fehlen, ist eine Identifizierung des Bischofs so nicht möglich.³ Dennoch gilt das Relief unwidersprochen als Darstellung des Bischofsheiligen Nikolaus von Myra. Dabei ist zu bedenken, daß es sich bei dieser Zuweisung um eine recht junge Überlieferung handelt, die erst im vergangenen Jahrhundert entstanden ist. Heinrich Schreiber, der bedeutende Freiburger Historiker, hatte es noch im Jahre 1820 im Rahmen seiner ausführlichen Münsterbeschreibung nicht gewagt, den Bischofsheiligen im Bogenfeld namentlich zu identifizieren.⁴ Erst Joseph Marmon gab ihm im Jahre 1878 den Namen, unter dem die Relieffigur uns noch heute vertraut ist.⁵ Gestützt wird die hypothetische Benennung von der allerdings ebensowenig überzeugenden, im übrigen erst seit der Jahrhundertwende verbreiteten Vorstellung, daß der heilige Nikolaus der vormalige Kirchenpatron des Freiburger Münsters sei: „Das Patrozinium des Münsters wechselt [im Jahre 1218 im Zuge des Herrschaftswechsels über die Stadt] vom hl. Nikolaus auf die vom Zisterzienserorden als Patronin bevorzugte Muttergottes“ (Werner Noack).⁶ Die Spekulation um den heiligen Nikolaus als mutmaßlichen Münsterpatron wurde zum ersten Male im Jahre 1898 von Friedrich Kempf vorgetragen.⁷ Johann Adam Kraus ist es gelungen, Kempfs These mit einleuchtenden Argumenten zu entkräften; das Marienpatrozinium des Münsters be-



Abb. 1 Tympanon am südlichen Querhausportal des Freiburger Münsters.
(Foto: Freiburger Münsterbauverein e. V.)

stand sicherlich von Beginn an.⁸ Daß sich trotzdem die Annahme eines früheren Nikolauspatroziniums nach wie vor hartnäckig hält,⁹ ist wohl vorrangig auf zwei Gründe zurückzuführen: Zum einen auf die stereotype Rollenzuteilung an den heiligen Nikolaus als „Schutzherrn des Handels und Verkehrs“ (Friedrich Kempf)¹⁰ — unter Verweis auf die Stadtgründung Freiburgs als Marktsiedlung —, die indes die vielfältigen Erscheinungen des Nikolauskultes außer acht läßt;¹¹ zum anderen auf die vergleichsweise kurze Distanz des Portales zur Nikolauskapelle im Erdgeschoß des südlichen Hahnenturmes, die offensichtlich dazu verleitet hat, den Bischof im Tympanon mit dem Patron der nahe gelegenen Kapelle gleichzusetzen.¹²

Das Erscheinungsbild des Freiburger Tympanons fällt aus dem Rahmen der skulptierten Bogenfelder des 12. und 13. Jahrhunderts. Üblicherweise werden Bischofsheilige in der Bauplastik wie auch in den meisten anderen Kunstgattungen mit der zur Segenspendung erhobenen Hand dargestellt, dazu gewöhnlich nicht als Sitz-, sondern als Standfiguren. Darstellungen von Faldistorien sind in der Steinbildhauerei allgemein recht selten und insbesondere als Attribute von Bischofsheiligen zumindest in der Bauplastik eine außergewöhnlich rare Erscheinung. Faltstühle werden in den Bildwerken gezielt als Herrschaftszeichen eingesetzt; wenn sie an Fassaden sakraler

oder profaner Repräsentationsbauten als Attribute figürlicher Darstellungen auftreten, sind sie in aller Regel durch gezielte politische Interessen der Auftraggeber motiviert und nur aus der jeweiligen historischen Situation zu erklären.¹³ In der geschilderten Merkmalskombination (Einzelfigur eines auf einem Faltstuhl thronenden Bischofs ohne Segensgestus) ist das Freiburger Tympanon meines Wissens ohne Parallele.¹⁴ Seine normabweichende Erscheinung ist nie hinterfragt worden, obwohl die Merkmale doch recht augenscheinlich auf eine andere Bildgattung verweisen: die Bischofsdarstellungen auf Siegeln. In eben dieser charakteristischen Merkmalskombination treten zahlreiche figürlich dekorierte Bischofssiegel seit der Mitte des 12. Jahrhunderts auf.¹⁵ Tatsächlich gelingt es meines Erachtens, das Freiburger Relief von Siegeln, die dem engsten Personenkreis um den zähringischen Stadt- und Kirchherrn Bertold V. zugehören, motivisch abzuleiten.¹⁶ Es handelt sich dabei zunächst um ein leicht beschädigtes Siegel des eingangs erwähnten Zähringerbischofs Rudolf (Abb. 2). Das Siegel präsentiert die Sitzfigur Rudolfs mit Pallium, geschlossenem Buch in der Linken und dem Krummstab in seiner Rechten. Bis auf das fehlende Faldistorium und das deutlich kürzere Pallium stimmt der Bildnistyp des bischöflichen Siegels mit dem des Tympanons grundsätzlich überein. Ein Faldistorium findet sich indessen auf dem Siegel des Schwagers und (Mit-)Erben Bertolds, des Uracher Grafen Eginio IV. d. Ä., an einer Urkunde des Jahres 1228 (Abb. 3). Möglicherweise lehnt sich das Eginosiegel formal an ein verlorenes Siegel Bertolds V. an, doch bleibt dies eine bloße Vermutung. Immerhin lassen die Siegel Rudolfs und Eginos die An-



Abb. 2 Siegel Rudolfs von Zähringen,
Bischof von Lüttich.
(Foto: Landeshauptarchiv Koblenz)



Abb. 3 Siegel Eginos IV. d. Ä.
(Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

nahme zu, daß im Falle des Freiburger Tympanonreliefs das Schema eines Siegelbildes der Kirchherrnfamilie auf den großplastischen Schmuck der kirchlichen Schau­fassade übertragen wurde. Freiburg ist darin sicherlich kein Einzelfall. Das aus dem frühen 13. Jahrhundert stammende Mosaik des Hospitals San Tommaso in Formis in Rom (Abb. 4), das quasi in der Funktion eines Tympanons über dem Hauptportal eingesetzt ist, wurde in einem ähnlichen Verfahren nach Vorlage von Siegeln des Trinitarierordens gestaltet.¹⁷

Um welchen Bischofsheiligen handelt es sich auf dem Freiburger Tympanon? Es muß ein Heiliger sein, der eng mit der Zähringerfamilie verbunden ist. Der Siegel­bildcharakter des Reliefs und das Faldistorium im besonderen verweisen auf eine propa­gandistische Rolle des Heiligen im Dienste der zähringischen Interessen. Unter dieser Voraussetzung bietet sich meines Erachtens die Deutung der Figur als heiliger Lambert an. Im Jahre 1191 kam Bertold in den Besitz von Reliquien dieses Heiligen, die Bischof Rudolf bei seinem Tod hinterlassen hatte.¹⁸ Lambert war ehemals Bischof von Maastricht, dessen Sitz später nach Lüttich verlegt wurde; er ist somit ein früher Vorgänger auf dem Bischofsstuhl Rudolfs. Nach dem Tode Rudolfs waren die Zähringer bemüht, das verlorene Bischofsamt zurückzugewinnen. Für Konrad von Urach, den Sohn Eginos IV. und Neffen des kinderlosen Bertold, wurde ein Domdekanat an der Lütticher Kathedrale reserviert, das er im Jahre 1195 antrat. Schon im Jahre 1200 wurde dem vermutlich erst 23jährigen die Bischofswürde angeboten, doch



Abb. 4 Mosaik über dem Hauptportal des Ospedale di San Tommaso in Formis, Rom.
(Foto: Privat)

er lehnte ab — vermutlich aus angestautem Ressentiment gegenüber Bertold V., das aus den Ereignissen von 1198 resultieren dürfte¹⁹ und ihn davon abhielt, politische Familieninteressen weiter zu verfolgen.²⁰ Wir dürfen vermuten, daß das Freiburger Tympanonrelief die dynastischen Ansprüche der Zähringer versinnbildlicht. Man präsentiert *in effigie* den Bischofsheiligen, dessen Reliquien man besitzt,²¹ und vor allem: auf dessen Stuhl man dauerhafte Ansprüche stellt.²² Akzeptiert man die vorgeschlagene Lesart des Reliefs, erscheint eine Datierung des Bogenfeldes zwischen 1191 und 1200 sinnvoll: Das Tympanon wäre demnach zu einem Zeitpunkt geschaffen worden, als die Zähringer den strategisch recht bedeutsamen²³ Bischofsstuhl in Lütlich durch den Tod Rudolfs kurzfristig verloren hatten, aber bereits Vorsorge zu seiner Rückgewinnung trafen. Diese relativ frühe Datierung des Bogenfeldes, die sich im übrigen mit den Überlegungen Adolf Reinles zur Entstehungszeit des Pilgerkrönungsreliefs in der Nikolauskapelle deckt,²⁴ dürfte zumindest einen gewissen Anhaltspunkt für die bislang ungeklärte absolute Chronologie der spätromanischen Ostteile des Münsterneubaues liefern.²⁵

Anmerkungen

- ¹ ADOLF REINLE, Zur Deutung des romanischen Krönungsreliefs im Münster zu Freiburg im Breisgau, in: Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forschungen (= Die Zähringer III), hg. v. KARL SCHMID, Sigmaringen 1990, S. 309–339.
- ² Das Portal wird in älteren Quellen, wie z. B. den Eintragungen im Jahrzeitbuch des Münsters (cfr. ERWIN BUTZ, Das Jahrzeitbuch des Münsters zu Freiburg im Breisgau [um 1455–1723], Phil. Diss. Freiburg i. Br. 1978), durchweg als „segentür“ bezeichnet; noch heute ist der Begriff „Segentür“ als Alternative zum häufiger zitierten „Nikolausportal“ in Gebrauch. Zur Restaurierung des Portales im Jahre 1863 cfr. KARL SCHUSTER, Der romanische Teil des Freiburger Münsters, S. 48, in: Freiburger Münsterblätter 3, 1907, S. 45–65.
- ³ Nicht einmal das Pallium über seinen Schultern verhilft zu einer Eingrenzung des Spektrums der in Frage kommenden Bischöfe; es entwickelt sich erst im Spätmittelalter zum charakteristischen Attribut der Erzbischöfe; cfr. ALFRED A. STRNAD, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. I, 1, Sp. 302; JOSEPH BRAUN, in: RDK (= Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte), Bd. II, Sp. 779.
- ⁴ „Die Thüre an der südlichen Seite des Querbaues, mit dem Namen Segenthörlein belegt, bildet auch hier wieder durch ihre tiefere Einlage, und die Bekleidung von drei freistehenden Säulen auf jeder Seite, ein Portal, jedoch von roher Ausführung. In dem Rundbogen ist ein sitzender Bischof, in der linken Hand ein Buch, in der rechten den Stab haltend, in Stein gebildet.“ HEINRICH SCHREIBER, Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau, Freiburg i. Br. 1820, S. 143.
- ⁵ JOSEPH MARMON, Unserer lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau, Freiburg i. Br. 1878, S. 16.
- ⁶ WERNER NOACK, Das Langhaus des Freiburger Münsters, in: Schau-ins-Land 77, 1959, S. 32–48 hier S. 33; DERS., Das kirchliche Freiburg in der Vergangenheit, in: Schau ins Land 77, 1959, S. 18–25, hier S. 21.
- ⁷ FRIEDRICH KEMPF, Unser Lieben Frauen Münster, Freiburg i. Br. 1898, S. 235f.
- ⁸ JOHANN ADAM KRAUS, Das Freiburger Münster — einst eine Nikolauskapelle? in: Freiburger Diözesan Archiv 78, 1958, S. 220–223; DERS., Der angebliche Patroziniumswechsel des Münsters zu Freiburg, eine unhaltbare Vermutung! in: Freiburger Diözesan Archiv 80, 1960, S. 284–287.
- ⁹ Zuletzt vertreten von WOLFGANG HUG, Das Freiburger Münster. Kunst Geschichte Glaubenswelt, March Buchheim 1990, S. 29, und PETER KALCHTHALER, Freiburg und seine Bauten, Freiburg i. Br. 1990, S. 245f.
- ¹⁰ Zitiert nach KRAUS 1960 (wie Anm. 8), S. 284.
- ¹¹ Vergl. KARL MEISEN, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande, Düsseldorf 1931, S. 66.
- ¹² Das Nikolauspatrozinium der Kapelle ist im übrigen erst seit 1311 bezeugt; cfr. VOLKER OSTENECK,

Die romanischen Bauteile des Freiburger Münsters und ihre stilgeschichtlichen Voraussetzungen. Studien zur spätromanischen Baukunst am Oberrhein, Köln 1973, S. 181 Anm. 61. Die Erwähnung eines „altare beati Nicolai“ in der Schilderung einer Wunderheilung, die sich „in Fryburgo“ im Jahre 1280 zugetragen haben soll und in den im Jahre 1290 zusammengestellten *Miracula sanctae Mariae* überliefert ist (cfr. PETER P. ALBERT, Urkunden und Regesten zur Geschichte des Freiburger Münsters, in: *Freiburger Münsterblätter* 3, 1907, S. 66–77, hier S. 68 Nr. 44), muß nicht zwangsläufig auf einen Nikolausaltar im Münster bezogen werden; es könnte sich auch um den Hauptaltar der Vorstadtkirche St. Nikolaus handeln.

- ¹³ Zum Faldistorium als Zeichen der Gerichtshoheit cfr. ALFRED A. SCHMID, in: RDK (wie Anm. 2), Bd. VI, Sp. 1229f.; ADRIANO PERONI, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. IV, Sp. 253f.; zu Faldistorien in Herrscherbildern cfr. OTTO GERHARD OEXLE, *Memoria und Memorialbild*, in: *Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter*, hg. v. KARL SCHMID/JOACHIM WOLLASCH, München 1984, S. 384–440, hier S. 399f; zur Verleihung des Faldistoriums als praktiziertes wie als verbildlichtes Investiturzeremoniell cfr. ADOLF REINLE, *Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter*, Darmstadt 1988, S. 58; RDK, Bd. VI, Sp. 1230. Das dem Freiburger Münster am nächsten stehende Vergleichsstück einer Faldistoriumsdarstellung bietet die Galluspforte am Basler Münster. Am dortigen Tympanon thronet Christus als Weltenrichter auf einem Faltstuhl (eine freie Nachbildung dieser Darstellung zeigt das spätromanische Tympanon von St. Morand bei Altkirch im Elsaß). Das Basler Tympanon überträgt die Rechtsprechung, die sehr wahrscheinlich vor der Kulisse dieses Weltgerichtsportales praktiziert wurde, möglicherweise in einen bildlichen Zusammenhang mit jenem kostbar geschmückten Faltstuhl, den — sofern wir der Überlieferung des 16. Jahrhunderts vertrauen dürfen — Kaiser Heinrich II. dem Basler Münster gestiftet hatte; cfr. PERCY ERNST SCHRAMM, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert* (= *Schriften der Monumenta Germaniae historica XIII*), 3 Bde., Stuttgart 1954–1956, Bd. 3, S. 1097; ALFRED A. SCHMID, in: RDK (wie Anm. 2), Bd. VI, Sp. 1226. Faldistorien lassen sich an Herrscherporträts auch in der Fassadensculptur sakraler Bauten nachweisen: u. a. Kaiser Friedrich I. Barbarossa am Westportal des Freisinger Domes; vermutlich Alfonso X. „El Sabio“, König von Kastilien-León, am Gerichtsportal der Kathedrale von Leon; Kaiser Maximianus am Dom zu Fidenza.
- ¹⁴ Auf den romanischen Tympana aus Lauffen (heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart; cfr. HERIBERT MEURER, *Württembergisches Landesmuseum Stuttgart. Die mittelalterlichen Skulpturen. I. Stein- und Holzskulpturen 800–1400*, Stuttgart 1989, S. 56f. mit Abb.) und aus Ichtershausen (heute im Schloßmuseum von Gotha; cfr. EDITH NEUBAUER, *Die romanischen skulptierten Bogenfelder in Sachsen und Thüringen*, Berlin 1972, S. 128f., mit Abb. 86) sind zwar ebenfalls thronende Bischofsheligen dargestellt, die nicht segnen, sondern ähnlich wie in Freiburg Buch und Krummstab halten; allerdings thronen sie nicht auf Faltstühlen. Das nach meiner Kenntnis einzige dem Freiburger Relief ikonographisch entsprechende Steinbildwerk eines Bischofsheligen auf einem Faldistorium stammt nicht von einem Bogenfeld, sondern gehörte ursprünglich zu einer Gruppe von Reliefs, die die Chorschranken der ehemaligen Klosterkirche von Neustadt am Main schmückten; heute ist es im nördlichen Seitenschiff vermauert; cfr. *Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg. Heft IX. Bezirksamt Lohr*, bearb. v. ADOLF FEULNER, München 1914, S. 72 u. Taf. VI; EUGEN LÜTHGEN, *Romanische Plastik in Deutschland*, Bonn-Leipzig 1923, Taf. XXV.
- ¹⁵ Cfr. u. a. HANS KARLINGER, *Die romanische Steinplastik in Altbayern und Salzburg 1050–1260*, Augsburg 1924, Taf. 8, 8a (Abb. 2–5).
- ¹⁶ Die Idee, Tympanonreliefs auf Siegelbilder zurückzuführen, ist nicht neu. Schon Hermann Beenken (1924) und Edith Neubauer (1972) haben eine mögliche Abhängigkeit des Ichtershauser Bogenfeldes (cfr. Anm. 14) von Siegelvorlagen nicht ausgeschlossen; cfr. HERMANN BEENKEN, *Romanische Skulptur in Deutschland. II. und 12. Jahrhundert*, Leipzig 1924, S. 100, und NEUBAUER (wie Anm. 14), S. 129.
- ¹⁷ Vgl. GIACOMO C. BASCAPÉ, *Sigillographia. Il sigillo nella diplomatica, nel diritto, nella storia, nell'arte*, Milano 1978, II, S. 235ff. mit Taf. 45f. Das Mosaik trägt die folgende Umschrift: *SIGNUM ORDINIS SANCTAE TRINITATIS ET CAPTIVORUM*.
- ¹⁸ JEAN-LOUIS KUPPER, Rudolf, Bischof von Lüttich (1167–1191): Ein Zähringer im Maasraum, in: KARL SUSO FRANK (Hg.), *Die Zähringer in der Kirche des 11. und 12. Jahrhunderts*, München–Zürich

- 1987, S. 54–63, hier S. 60f; KARL SUSO FRANK, St. Lambertus — der importierte Stadtpatron, S. 12, in: ebd. S. 7–26, hier S. 12.
- ¹⁹ Für Bertold, der im Jahre 1198 als Bürgschaft für seine Königskandidatur die Summe von 1700 Mark Silber hinterlegen sollte, bürgten seine beiden Neffen Konrad von Urach und Bertold — der spätere Abt von Tennenbach —, die der Zähringerherzog dem Kölner Erzbischof als Geiseln überließ. Konrad und der jüngere Bertold, die sich bereits in der Rolle der Königserben sahen, wurden bitter enttäuscht: Der Herzog, der letzten Endes auf seine Kandidatur trotz aussichtsreicher Position verzichtete, löste seine Neffen nicht aus. Sie mußten die hohe Summe selbst entrichten. Cfr. HANSMARTIN SCHWARZMAIER, Konrad von Urach, Zisterzienserabt und Kardinalbischof von Porto: Höhepunkt, Krise und Ende des zähringischen Hauses, S. 71–74, in: Frank (wie Anm. 18), S. 64–87.
- ²⁰ Ebd., S. 67; KUPPER (wie Anm. 15), S. 57; Ders., in: Die Zähringer. Anstoß und Wirkung (= Die Zähringer II), hg. v. HANS SCHADEK / KARL SCHMID, Sigmaringen 1986, S. 198f., 205.
- ²¹ Die Reliquien, die möglicherweise ursprünglich für eine — nach Ausweis der Baubefunde — geplante, letztendlich aber nie angelegte Münsterkrypta vorgesehen waren, verwahrte man in der Burgkapelle oberhalb Freiburgs, deren Lambertpatrozinium erstmals im Jahre 1245 nachweisbar ist; cfr. Freiburger Urkundenbuch, bearb. v. FRIEDRICH HEFELE, 3 Bde., Freiburg 1940–1957, Bd. I, Nr. 83.
- ²² Es sei am Rande vermerkt, daß das Tympanonrelief thematisch — vielleicht nicht ganz zufällig — an das Stadtsiegel von Lüttich anknüpft, das ebenfalls von einer Darstellung des heiligen Lamberts eingenommen wird. Das Lütticher Siegel ist zwar erst seit 1243 belegt, ist jedoch nach Erich Kittel in dieser Gestalt noch um einiges älter; cfr. ERICH KITTEL, Siegel, Braunschweig 1970, S. 299f. mit Abb. 196.
- ²³ Der Besitz des Lütticher Stuhles ermöglichte u. a. die Kontrolle über den mittleren Lauf der Maas.
- ²⁴ Vgl. REINLE (wie Anm. 1). S. 334.
- ²⁵ Die vorgeschlagene Datierung stützt die Vermutung Rüdiger Becksmanns, der Bau der Ostteile wäre bis zum Jahre 1218 soweit gediehen, daß spätestens zu diesem Zeitpunkt die figürliche Farbverglasung des Chorfensters im Apsisscheitel eingesetzt werden konnte; cfr. RÜDIGER BECKSMANN, in: Die Zähringer II (wie Anm. 20) S. 147.

Das Freiburger Münster

Ein Literaturbericht

Von
NORBERT OHLER

Als Pfarrkirche wurde das Freiburger Münster gebaut, doch in den Dimensionen einer Kathedrale (nach *cathedra*, Sitz des Bischofs); einen Vergleich mit den großen Bischofskirchen am Rhein, der altherwürdigen ‚Pfaffengasse‘ (Chur, Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln, Utrecht) braucht es um so weniger zu scheuen, als es noch im Mittelalter fertiggestellt worden ist. Der Kölner Dom wurde erst im 19. Jahrhundert vollendet; gemessen an der ursprünglichen Planung ist das Straßburger Münster auch heute noch nicht fertig.

Wer das Münster kennenlernen möchte, begibt sich auf eine weite Reise. Ein Buch, das die Teile wie das Ganze erschöpfend darstellt, gibt es nicht und kann es nicht geben; denn immer wieder treten neue Fragen und Methoden in das Blickfeld der Forschung. Indessen kann man sich vielfältige Zugänge zum Münster erschließen durch das Studium der Quellen sowie der Arbeiten, die dem Bau und seinen Teilen gewidmet sind. Einander ergänzende Disziplinen haben sie hervorgebracht: Geschichts-, Liturgie- und Rechtswissenschaft, Archäologie, Architektur- und Kunstgeschichte, um einige zu nennen. Man sieht sich zu Vergleichen mit ähnlichen Bauten eingeladen, auch hinsichtlich Funktion, Dimension, Ausstattung, Bauzeit, Platz in der Siedlung, vorherrschende Stilrichtung usw.

Im folgenden sollen einzelne Bücher knapp charakterisiert werden; andere sind an ihrem Platz in der Literaturliste kurz vorgestellt. Diese könnte den Liebhaber anregen, sich mit Aspekten des Münsters zu beschäftigen, die ihm bislang weniger vertraut sind. Die Voraussetzungen dazu sind in Freiburg denkbar günstig, in erster Linie wegen der benutzerfreundlichen Universitätsbibliothek. In deren Lesesälen, in den Bibliotheken der für das Thema wichtigen wissenschaftlichen Seminare bzw. Institute (Geschichte, Kirchen- sowie Kunstgeschichte, Liturgiewissenschaft) sind die meisten im folgenden genannten Titel frei zugänglich. Deshalb wurde auch nach Möglichkeit die Signatur der jeweiligen Bibliothek beigefügt, sozusagen als kürzeste Form eines Kommentars. Aus Gründen der Umfangsbegrenzung konnte nur ein Teil der Arbeiten berücksichtigt werden, die in Zeitschriften, Sammelwerken und andernorts veröffentlicht worden sind. Diese wurden von Heike Köster in den Jahren 1990–1993 erschlossen in einer Dokumentation, die auch Quellen, Restaurierungsberichte, Archivverweise umfaßt. Die etwa 50 Aktenordner sind in der Geschäftsstelle des Münsterbauvereins (Freiburg, Schoferstr. 4) einsehbar, wie auch das Fotoarchiv und das Planarchiv.

Einzelheiten von Skulpturen, Gemälden und Fenstern sowie der Architektur kann

man oft nicht aus der Nähe betrachten. Da sind Bildbände willkommen, die sich um so mehr zu intensivem Studium und zur Schulung des Blicks eignen, als sie gekonnt fotografierte und vorzüglich reproduzierte Werke bringen (z. B. 6, 14 ff., 27).

Haus des Gebetes

In erster Linie ist das Münster eine Stätte des Gebetes. ‚Museums‘besucher sind hier, wie Touristen, bestenfalls gern gesehene Gäste. Das Gebet an dieser Stelle bildet ein ‚Element langer Dauer‘ (F. Braudel) im Leben der Stadt. Seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts versammeln sich im Münster Menschen, einzeln oder als Gemeinde, um mit Gott zu sprechen. Sie wollen ihn preisen, ihm danken, in persönlichen Nöten und großen Katastrophen sein Erbarmen erleben. Wachslichter, wie man sie zu Füßen der ‚Madonna auf der Mondsichel‘ sieht, lassen sich als Verlängerung des Gebetes deuten.

Im Münster versammelt(e) sich die Gemeinde (Bürger- und Kirchengemeinde waren jahrhundertlang weitgehend identisch) zum Gottesdienst; hier wollte man Höhepunkte im Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft würdig begehen: Taufe, Einsegnung der Ehe, Aufbahrung von Toten (bevor sie in der Kirche oder auf dem Friedhof, der sich um das Münster legte, zur letzten Ruhe gebettet wurden); hier eröffnete die Universität das akademische Jahr, hier wurden Friedensschlüsse gefeiert. Wer sich zu diesen Bereichen informieren möchte, sieht sich auf heilige Schriften verwiesen, in denen das Christentum gründet. Die Einheitsübersetzung der Bibel (Altes und Neues Testament; Nr. 49) bildet den Grundstock auch zum Verständnis von Kirchengebäuden, von den Bildern Heiliger und von symbolischen Deutungen; davon ist noch zu sprechen. Da die Bibel ein ‚gewachsenes‘ Buch ist, bedürfen viele Texte der Erläuterung; daher sei die Jerusalemer Bibel (Nr. 53) besonders hervorgehoben. Weitere Anregungen findet man in wissenschaftlichen Kommentaren zu einzelnen Büchern der Bibel (Nr. 52 und 54) sowie in den großen Nachschlagewerken (LThK, Nr. 135; RGG, Nr. 141; TRE, Nr. 142).

Auszüge aus der Bibel wurden — zusammen mit weiteren Lesungen, etwa aus Märtyrerakten, sowie Gebeten — im Gottesdienst vorgetragen bzw. von der ganzen Gemeinde gebetet. Vor Erfindung des Buchdrucks (wie noch in der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil) wurden zur Feier des Gottesdienstes mehrere Bücher gebraucht; in einem waren z. B. die Evangelien aufgezeichnet, in einem anderen die unveränderlichen Teile der Messe. Heute findet man alle zusammen im Meßbuch (Nr. 122); ein Gesangbuch (Nr. 124) enthält Lieder aus Antike, Mittelalter, neuerer und neuester Zeit.

Über die Feier der Gottesdienste in früheren Jahrhunderten informieren Handbücher der Liturgiewissenschaft (Nr. 126, 137f.), Monographien wie die von Jungmann zur Geschichte der Messe (Nr. 129), Quellensammlungen wie die von A. Franz (Nr. 123; mit zahlreichen Gebeten für besondere Anlässe, in lateinischer Sprache). Viele Seiten aus dem reichen christlichen Brauchtum sind im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (Nr. 128) aufgezeichnet.

Der Gottesdienst vereinigt Lebende und Verstorbene, Heilige und Engel mit Gott. Im Gebet gedenken die Lebenden bestimmter Verstorbener; nicht nur nach mittel-

terlicher Vorstellung bedeutete das Vergegenwärtigung, wurde also als eine Form der Überwindung des Todes verstanden. Diese *Memoria* begegnet in erster Linie im Hochgebet (Kanon) der Messe, wenn einzelne Verstorbene namentlich und zusammen mit allen Toten der Güte Gottes empfohlen werden. Als *Memoria* lassen sich darüber hinaus der Gesamtbau wie seine Teile verstehen: Frauen und Männer haben Kirchen und Klöster, Spitäler, Altäre, farbige Fenster sowie ewige Lichter gestiftet mit der Absicht, nach ihrem Tod von Gott und den Menschen nicht vergessen zu werden (vgl. Nr. 106). Der Münsterschatz birgt liturgische Geräte und Gewänder, an denen sich diese Aussage verdeutlichen läßt: 1347 stiftete Johannes Snewlin-Gresser einen Kelch mit seinem Wappen; in diesem wollte der Stifter auch nach seinem Tode gegenwärtig sein, wenn der Kelch bei der Meßfeier das Blut Christi aufnahm (Kunstepochen, Nr. 56, S. 107 und Abb. 23; 100 Jahre Münsterbauverein, Nr. 20, S. 109 mit Abb.); von einem roten Ornat heißt es: „*ein herrliches Denkmaal, welches unsern besten Fürst und Abt [Martin II. Gerbert] bey unseren Nachkömmlingen unvergesslich machen wird*“ (St. Blasien Nr. 88, Bd. I, Nr. 188, S. 235ff.). Die Wappen einzelner Personen (Tulenhaupt), Gruppen (Bäcker-, Schmiede-, Schneiderzunft) und einer Dynastie (habsburgische Herrscher im Chor) schmückten farbige Fenster, in denen die Stifter weiterleben wollten.

Die Kirche ist immer reformbedürftig, der Gottesdienst immer auch Ausdruck seiner Zeit. In dem Maße, wie die Formen der Frömmigkeit wechselten, wurden die Gebäude und deren Inneres modifiziert. Das zeigen z. B. Zahl und Platz der Altäre im Münster (vgl. W. Müller, Nr. 31) sowie der den Chor zeitweilig vom Hauptschiff trennende Lettner; wie eine solche Schranke wirkte, kann man noch heute im Breisacher Münster sehen. Im Gefolge der vom Zweiten Vatikanischen Konzil beschleunigten Liturgiereform (die einschlägigen Texte sind in Nr. 139 leicht zugänglich) wurde das Eisengitter vor dem Hauptaltar entfernt und dieser nah an die Gemeinde gerückt; er steht seit 1988/89 in der Vierung (H. Triller in 100 Jahre Münsterbauverein, Nr. 20, S. 82 ff.).

„Summe“ und Gesamtkunstwerk

Das Mittelalter hat eindrucksvolle Synthesen hervorgebracht, u. a. die „Summe der Theologie“ des Thomas von Aquin, die „Legenda Aurea“ des Jacobus de Voragine sowie Dantes „Göttliche Komödie“; als Summe läßt sich auch die gotische Kathedrale verstehen. Brennpunktartig verdichtet sie das Streben und Können der Menschen im von Rom geprägten Abendland: Von Frömmigkeit und Heiligenverehrung bis zur Mutter-Kind-Beziehung, von Herrschaftszeichen und Recht bis zum mittelalterlichen Weltbild, von Kleidung und Mode bis zu Handwerk, Statik und Technik.

Da uns die Sprache von Skulpturen, Kirchenfenstern, Malereien, von Gesten, Proportionen und Zahlen weniger vertraut ist als früheren Generationen, brauchen wir „Schlüssel“. Aus der Welt der Heiligen kennen die meisten Zeitgenossen noch einige Festtage (Martin, Nikolaus, Silvester), vielleicht auch Attribute (Petrus mit den Schlüsseln, Paulus mit dem Schwert); anderes lebt in säkularisierter Form weiter, wenn man sich dessen auch weniger bewußt sein mag: das „Andreaskreuz“ an Bahnübergängen, die Jakobsmuschel im Signet einer Mineralölfirma. Willkommen sind

da Hilfen, zumal wenn sie schon den Menschen in früheren Jahrhunderten vorlagen: Die *Legenda aurea* — eines der am weitesten verbreiteten Bücher des Spätmittelalters, in zahlreiche Sprachen übersetzt (Nr. 51) — diente Handwerkern, Künstlern und Auftraggebern allenthalben in Europa als Vorlage; wer sie kennt, kann das Bäcker- und das Tulenhauptfenster mit Szenen aus der Legende der hl. Katharina bzw. des hl. Nikolaus entziffern. Die *Legenda aurea* bildet eine der Hauptstützen von Nachschlagewerken zu den vom Christentum geprägten Bildern (LCI, Nr. 213), zu Heiligen (Nr. 130) und zur Sprache der Bilder überhaupt (Nr. 248).

Angesichts der Bedeutung, die die Mutter Jesu im Laufe der Geschichte für Theologie, Frömmigkeit und Brauchtum gewonnen hat, ist es verständlich, daß man Maria ein ganzes Lexikon widmet (Nr. 136). Wie viele Kathedralen ist das Freiburger Münster dem besonderen Schutz Unserer Lieben Frau anvertraut; auch damit erklären sich die vielfältigen Mariendarstellungen an und in dieser Kirche. Meistens trägt Maria das Jesuskind auf dem linken Arm; viele Künstler wußten also, wie eine Mutter ihr Kind instinktiv hält; es sollte sich geborgen fühlen, dem vertrauten, beruhigenden Herzschlag so nah wie möglich sein.

Bilder Gottes, Heiliger und Engel geben Einblick in Vorstellungen vom makellosen Menschen; sie verweisen auf das jeweilige Schönheitsideal, das sich nicht zuletzt an bestimmten Proportionen orientiert (vgl. Dürer, Nr. 171); zudem müssen Gesichtsausdruck, Haarfarbe, Gesten, Haltung sowie Kleidung dem Rang der jeweiligen Person entsprechen.

Zahlreiche Darstellungen basieren nicht auf Aussagen im Alten oder Neuen Testament, sondern auf Legenden, die sich bestimmter Gestalten und Stoffe besonders intensiv angenommen haben. Das gilt auch für Bilder vom Marientod (z. B. am Südostportal des Münsters): Die *Legenda aurea* berichtet, daß Engel die auf den verschiedenen Missionsfeldern arbeitenden Apostel zusammengerufen haben, auf daß sie der Mutter ihres Herrn in ihren letzten Stunden beistehen können (Nr. 51, S. 583).

Andere Vorlagen — z. B. zum Sturz des Luzifer, zur Kreuzigung des Petrus mit dem Kopf nach unten — finden sich in den sog. Apokryphen, Büchern aus biblischer Zeit, die nicht in den Kanon heiliger Schriften aufgenommen worden sind (Nr. 47 f. und 55). Es ist nicht weiter verwunderlich, daß man im Mittelalter auch aus solchen Quellen geschöpft hat; denn erst in der Neuzeit wurde festgelegt, welche Bücher als kanonisch gelten sollten. Reformatoren und das Konzil von Trient (1545—1563) stimmen hier mit Ausnahme weniger Werke überein; so gelten z. B. die beiden Bücher der Makkabäer in den von der Reformation geprägten Kirchen als apokryph. Auch hier sieht man sich auf die schon erwähnten großen Nachschlagewerke zu Theologie und Kirche verwiesen, ferner auf Handbücher zur Kirchengeschichte (Nr. 125, 131).

Mehrere Darstellungen gehen auf eine spätantike Quelle zurück: Am Hauptportal reißt über dem Gekreuzigten ein Pelikan sich mit dem Schnabel die Brust auf, um mit dem eigenen Blut seine Jungen zu füttern; in einem Fenster des nördlichen Seitenschiffs brüllt ein Löwe seine Jungen an. Beide Szenen gehen auf den sog. ‚Physiologus‘ (Nr. 232) zurück, dessen Autor antike naturwissenschaftliche Lehrmeinungen auf Christus bezog: So wie der Pelikan habe Christus sein Blut für die Menschen hingegeben; wie die totgeborenen Löwen erst durch das Gebrüll ihres Vaters am dritten

Tage lebendig würden, so sei Christus nach drei Tagen zum Leben auferstanden (vgl. auch *Legenda aurea* Nr. 51, S. 854).

Gott, Heilige sowie weltliche Herrscher werden häufig mit Krone, Szepter, Reichsapfel und anderen Insignien abgebildet; das Bäcker- und das Märtyrerfenster stellen in grausigem Realismus Blenden, Enthaupten, Rädern dar. Wer sich zu Herrschaftszeichen, zu Leib- und Lebensstrafen kundig machen will, findet Information und weiterführende Literatur im Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Nr. 110). Es enthält auch das Stichwort ‚Mantelkinder‘, das auf die Schutzmantelmadonna verweist, z. B. im Schnitzaltar des Sixt von Staufen: Bei der Madonna suchen Frauen und Männer, Kleriker und Laien, Kaiser und Papst Schutz — entsprechend Recht und Brauch: Bei der Trauung konnte die Braut vorehelich geborene Kinder unter ihren Mantel nehmen; als ‚Mantelkinder‘ waren sie (auch hinsichtlich der Erbfähigkeit) damit Kindern gleichgestellt, die in der Ehe geboren wurden. Analog nimmt Maria hier Menschen, die als Sünder eigentlich das Heil verwirkt hatten, unter ihren Mantel.

Ein weiterer Bereich des Rechts: In den Stein der Vorhalle sind Maße eingeschnitten (vgl. Münsterblätter, wie Nr. 7, Jg. 9, 1913, S. 45—47); hier konnte man also prüfen, ob die Kaufleute auf dem nahe gelegenen Markt (Kaiserstraße) sich an die Normen hielten.

Zu den Zeichen mittelalterlicher Herrschaft gehört der Reichsapfel; er verweist gleichzeitig auf das Weltbild, z. B. auf dem Gemälde des Hauptaltars (Nr. 15, Abb. 7): Die als Scheibe gedachte Erde liegt zwischen Himmel und Unterwelt, beide zusammen vereinigen sich zur Kugel, dem vollkommenen geometrischen Körper. Der als Kugel gedachte Kosmos ruht in der Hand Christi. Darüber hinaus bildet das Münster eine Quelle für die Geschichtstheologie: Wie Darstellungen am Nordost- und am Hauptportal zeigen, ist die Geschichte nach christlicher Vorstellung weder ewig noch wiederholt sich immer das Gleiche, vielmehr ist sie linear auf ein Ziel ausgerichtet: Angefangen hat sie mit der Erschaffung durch Gott; ihren Höhepunkt erreichte sie mit Jesu Leben, Leiden, Tod und Auferstehung; ihr Ende wird sie im jüngsten Gericht finden (Nr. 16, Abb. 108 ff. und 74 f.).

Darstellungen von Synagoge und Ecclesia — Personifikationen des Alten und des Neuen Bundes, u. a. rechts und links vom Hauptportal (Nr. 16, Tafel VIII und Abb. 69 f., 72) — verweisen auf das mehr als problematische Verhältnis des Christentums zum Judentum. Nr. 132 gibt quellennah Einblick in theologische und geschichtliche Hintergründe einer für die Juden leidvollen Auseinandersetzung. Auf Kritik an der Kirche zu Beginn der Neuzeit sieht man sich im Hauptaltar des Hans Baldung verwiesen: Ist es Ausfluß reformatorischen Denkens, daß ausgerechnet über dem Haupt des Apostels Petrus die den Heiligen Geist symbolisierende Flammenzunge fehlt (Nr. 15, Abb. 18 und 21)?

Hauptaltar und Oberriedaltar (in der Universitätskapelle) bilden — wie viele andere Werke im Münster — auch Quellen für die Geschichte der materiellen Kultur. Bis weit in die Neuzeit haben Maler und Bildhauer sich im allgemeinen nicht gefragt, wie Personen aus Heils- und Profangeschichte gekleidet waren, wie Waffen u. ä. zur Zeit des geschilderten Ereignisses ausgesehen haben; sie haben sie vielmehr so dargestellt, wie sie ihnen bekannt und vertraut waren. Hans Baldung führt in seinem Bild von der Krönung Mariens auch Blas- und Streichinstrumente vor; solche Darstellun-

gen bieten Hilfe zum Nachbau alter Musikinstrumente, sie sind Quellen für Kleidung und Mode (vgl. Nr. 15, u. a. Abb. 3, 10 ff.).

In vielen Kirchen bilden allein schon die Darstellungen in den Fenstern eine ‚Summe‘. Angemessen erschlossen werden sie seit 1949 im ‚*Corpus Vitrearum Medii Aevi*‘ (CVMA) unter dem Patronat der UNESCO. Die Fenster werden einzeln untersucht (Originalbestand, Ergänzung, Restaurierung usw.), zeitlich so genau wie möglich bestimmt, beschrieben und reproduziert (vgl. Nr. 76); bis zum Erscheinen des entsprechenden Bandes zu den Freiburger Fenstern vermitteln Nr. 154 sowie Reproduktionen in zahlreichen anderen Werken (z. B. Zähringer Katalog, Nr. 90) einen Eindruck von dem großen Bestand des Münsters an schönen, alten Fenstern.

Der Reichtum des Münsters an Werken der bildenden Künste ist alles andere als selbstverständlich. Denn im Laufe der Kirchengeschichte hat es wiederholt bilderfeindliche Richtungen gegeben (vgl. Nr. 155); immerhin wurde der Oberrieder Altar aus Basel vor den Bilderstürmern nach Freiburg geflüchtet. Einschlägige Lehrentscheidungen sind leicht zugänglich bei Denzinger (Nr. 119).

Eine Einschränkung: Kunstwerke stellen nicht immer wirklichkeitsgetreu Kleidung, Karren oder Werkzeuge dar; im Interesse der Eindeutigkeit der Aussage bedienen Künstler sich oft bestimmter Typen, etwa bei den Attributen von Heiligen (z. B. Laurentius mit dem Rost). Bilder müssen daher, wie andere Quellen, kritisch gesichtet werden. Verschiedene Disziplinen wirken zusammen, um herauszuarbeiten, was Topos und was Spiegel der Wirklichkeit ist (vgl. Wohlfeil, Nr. 195). Vielleicht erklärt sich mit solchen Mühen, daß Historiker dem Bild als Quelle immer noch reserviert gegenüberstehen (vgl. Garnier Nr. 180).

Dank seiner Festigkeit bei gleichzeitiger Elastizität hat das Münster Erschütterungen infolge von Erdbeben, Artilleriebeschuß in der frühen Neuzeit, Bombenangriff 1944 getrotzt (vgl. hierzu Nr. 8) — anders etwa als die 1957 fertiggestellte Kongreßhalle in Berlin: Deren Stahlbetonkonstruktion schien für Jahrhunderte gebaut; 1980 brach das vorkragende Dach ab.

Gebaut wurde das Münster von einer kleinen Gemeinde; zur Zeit seiner wirtschaftlichen Blüte, Mitte des 14. Jahrhunderts, hatte Freiburg vielleicht 9 000 Einwohner (Kreisbeschreibung, wie Nr. 59, Bd. 1/2 S. 897). Als Pfarrkirche zeugt es vom Stolz der Freiburger; später haben Kommunen und Einzelne andere Statussymbole vorgezogen, z. B. Rathaus, Bürgerhaus, Adelspalais, Schloß. Der Bau dürfte vor allem mit Gewinnen finanziert worden sein, die kapitalkräftige Freiburger aus dem Silberbergbau erzielt haben; mehrere Scheiben halten die Erinnerung an Knappen fest, die unter großer Mühe und Gefahr edelmetallhaltiges Mineral am Schauinsland gefördert haben (Nr. 10, 27); auch diese Bilder lassen sich als *Memoria* verstehen, darüber hinaus verweisen sie auf die Bedeutung des mittelalterlichen Bergbaus. Heute ist die finanzielle Last nach einem bestimmten Schlüssel aufgeteilt: Katholische Kirche (1/3), das Land Baden-Württemberg (1/3), die Stadt Freiburg (1/6) und der Münsterbauverein (1/6) wirken einträchtig zusammen, um notwendige Erhaltungsarbeiten durchzuführen.

Jahrhundertlang bot das Münster als Großbaustelle vielen Menschen Arbeit und Brot. Es zeugt vom Können früherer Generationen, die aus Stein, Holz, Metall, Glas, Farbe ein Kunstwerk gestaltet haben. Das Münster bildet also auch eine erstrangige

Quelle zur Geschichte von Handwerk und Gewerbe, für die die Verfasser schriftlicher Quellen sich meist weniger interessiert haben. Immerhin liegen Tausende mehr oder weniger detailreicher Abbildungen vor. Seit einigen Jahrzehnten ist man dabei, auch solche Quellen systematisch zu erschließen (Binding Nr. 220, Husa Nr. 196, Gimpel Nr. 186, Garnier Nr. 179 f), Ornamenta Nr. 229, Parler Nr. 230 u. a.). Einen Glücksfall stellt das Freiburger Münster für Forscher und interessierte Betrachter auch insofern dar, als es eine eigene Bauhütte hat; diese pflegt das Erbe alter Handwerke und gewinnt bei mehr oder weniger weit gehenden Erhaltungsarbeiten Einblick in frühere Techniken.

Ein Gesamtkunstwerk bildet das Münster noch in folgender Hinsicht: Im Dienst der Liturgiefeyer steht das Werk von Architekt, Steinmetz, Maler, Schneider, Musiker (bezeichnenderweise fehlt der Tanz; er galt zeitweilig als Ausdruck teuflischer Versuchung). Auch Sinne wurden und werden hier angesprochen: Augen (Farbe der Fenster, Farbe sowie Form liturgischer Gewänder und Geräte, das Spiel von Licht und Schatten, flackernde Kerzen), Ohren (laut gesprochene Gebete, Gesang, Klang der Orgel), Nase (Weihrauch), Gaumen und Zunge (Brot und Wein). Mit dem feierlichen Einzug von Priester (bzw. Bischof) und Dienern, mit Dialogen, Wechselgesängen, nach Farbe und Form unterschiedlicher Kleidung steht die Feier des Gottesdienstes in Traditionen des antiken Theaters — wie das moderne Theater auch in Liturgie und Mysterienspielen wurzelt. Die Wirkung eines solchen Gesamtkunstwerkes entzieht sich der Beschreibung und Dokumentation; doch kann man sie erfahren; denn das Münster ist geblieben, wozu es gebaut worden ist: Stätte der Feier des Gottesdienstes.

Bild des Himmels

Insgesamt und in seinen Teilen wurde das Münster, wie andere Kirchen, symbolisch gedeutet: als Bild des Himmels, Stadt Gottes, neues Jerusalem (vgl. Sauer Nr. 244, Kunze Nr. 28). In Gottesdiensten anlässlich der Grundsteinlegung, der Weihe und der jährlichen Wiederkehr des Kirchweihfestes wurden (und werden) Worte aus dem Alten und Neuen Testament vorgetragen (vgl. Meßbuch Nr. 122, Gotteslob Nr. 124), die im Laufe der Jahrhunderte immer weiter ausgedeutet worden sind; Jacobus de Voragine schließt die *Legenda aurea* mit dem Kirchweihfest ab (Nr. 51; vgl. auch HDA Nr. 128, Jungmann Nr. 129, Lengeling Nr. 134, Meyer Nr. 137).

Angeregt durch einen Spruch im Buch der Weisheit — „Du aber hast alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet“ (11, 20) — sahen sich Architekten, Bauherren und Künstler eingeladen zu versuchen, die göttliche Ordnung aufzudecken; es konnte nicht ausbleiben, daß sich Menschen auch im Mittelalter bei der Deutung solcher Worte zu kühnen Interpretationen haben hinreißen lassen. Insbesondere wollte man das Haus, in dem Gott selber wohnen sollte, nach Proportionen aufführen, von denen man meinte, der Weltenherrscher habe sie gesetzt. Das Wissen um solche Zahlenverhältnisse wie um die Symbolik insgesamt ist seit der Aufklärung weitgehend abhanden gekommen und muß deshalb durch Studium der Quellen, genaues Vermessen und dadurch wiedererworben werden, daß man die Teile zum Ganzen in Beziehung setzt (z. B. Wangart Nr. 45). Bei der Deutung von Zahlen, wie sie auch im Dreipaß und Oktogon begegnen, helfen Meyer/Suntrup Nr. 219 weiter.

Ausweitung des Themas

Bewußt wurde das Literaturverzeichnis um Titel ergänzt, die erlauben, das Thema in weite Zusammenhänge einzuordnen: In Band 1 der Stadtgeschichte dürften Bau, Finanzierung usf. des Münsters angemessen zur Sprache kommen (vgl. Nr. 62); der Beitrag von W. Müller in dem Sammelwerk ‚Freiburg im Mittelalter‘ (Nr. 60), aus einer Vortragsreihe zum 850jährigen Stadtjubiläum hervorgegangen, wurde schon erwähnt. Einen Eindruck von den Dimensionen des Münsters im Vergleich zur Größe des mittelalterlichen Freiburg, ferner von der Lage innerhalb der Siedlung (zu Markt, Burg, Gericht) vermittelt der Stadtplan von B. Schweineköper (Nr. 64). Zusammen mit Plänen anderer mittelalterlicher Städte findet dieser Plan sich auch im Historischen Atlas von Baden-Württemberg (Nr. 83), begünstigt also Vergleiche zu Fragen nach Lage und Größe von Bürgerkirchen in Südwestdeutschland.

Die Einzelforschung spiegelt sich vor allem in Fachzeitschriften (z. B. FDA Nr. 79, SiL Nr. 69, ZGO Nr. 93, mit je eigenem Rezensionsteil). Die Freiburger Münsterblätter (Nr. 7) veröffentlichten zahlreiche Quellen, wie FDA und ZGO vor allem in den ersten Jahrzehnten ihres Erscheinens. Um eine Zusammenschau von Fragen, Methoden, Ergebnissen unterschiedlicher Disziplinen bemüht sich die Zeitschrift ‚Das Münster‘ (Nr. 224).

Eine Summe aus bestimmtem Anlaß (oft ist es ein Jubiläumsjahr) bieten Festschriften, z. B. Nr.20 : Rückblick und Rechenschaftsbericht aus der Sicht des Münsterbauvereins sowie des Münsterpfarrers, ergänzt um wissenschaftliche Beiträge zur Statik und zur Geschichte des Gebäudes; vorzüglich reproduzierte Fotos veranschaulichen gelöste und zu lösende Aufgaben.

Noch informativer sind Ausstellungen, zumal wenn wissenschaftliche Veröffentlichungen sie begleiten. Hier kann man einzelne Exponate aus größter Nähe betrachten; man kann, was sonst nicht möglich ist, Vergleiche anstellen mit ähnlichen Werken, die oft aus weiter Ferne eigens hierhin geholt worden sind. Was graphische Gestaltung und didaktische Aufbereitung angeht, sind Ausstellungskataloge in den letzten Jahrzehnten immer ansprechender gestaltet worden. Mit der Verbindung von wissenschaftlichen Beiträgen und der Beschreibung der ausgestellten Stücke, mit Abbildungen und Schaubildern, Karten und Plänen, Literatur- und Quellenhinweisen bieten sie im allgemeinen eine vorzügliche Zusammenfassung des Forschungsstandes. Das gilt für das mehrbändige Werk ‚Die Zähringer‘, in dem Freiburg und sein Münster eine große Rolle spielen (Nr. 90, mit zweisprachigem Quellenanhang); das gilt auch für Ausstellungen, die bestimmten Orten (St. Blasien, Nr. 88; St. Peter, Nr. 89) bzw. Themen gewidmet sind; in Ornamenta Ecclesiae (Nr. 229) wird ein gewaltiges Material zu Bau und Ausstattung von Kirchen aufgearbeitet. Da Mitglieder der Familie Parler auch in Freiburg gearbeitet haben, ordnet das monumentale Werk ‚Die Parler‘ (Nr. 230) das Münster in gesamteuropäische Entwicklungen ein.

Wer weitere Fragen vertiefen möchte, sieht sich auf Bibliographien verwiesen (Nr. 78, 86). Da diese mit einer gewissen Phasenverschiebung erscheinen, lernt man Neuerscheinungen über Verlagskataloge, die Auslagen von Buchhandlungen, Anzeigen und Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften kennen.

Ein Werk wie das Freiburger Münster ist selbstverständlich in die ‚große‘ Ge-

schichte eingebunden, z. B. insofern es durch den Terrorangriff auf Freiburg im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt wurde (Nr. 8). Aus diesem Grund wurden in die Literaturliste auch Werke zur ‚allgemeinen‘ Geschichte aufgenommen, unter ihnen französische: Duby (Nr. 170) und Le Goff (Nr. 112) wissen Bilder souverän zum Sprechen zu bringen; sie erschließen Werke der bildenden Künste als Quellen und geben dem Leser Hilfen für das Begreifen des vielschichtigen Inhaltes von Abbildungen; das gilt für die Luftaufnahme einer Siedlung ebenso wie für die Innenaufnahme einer Kirche und die Nahaufnahme liturgischen Gerätes. In vergleichbaren deutschen Werken ist das bislang wenig üblich. Deutsche Autoren und Verlage scheinen zuweilen nicht einmal zu merken, daß sie die Chance verschenken, Werke der bildenden Künste im weitesten Sinne durch Legenden angemessen zu erschließen.

Historische Atlanten thematisieren einflußreiche Stilrichtungen (z. B. Westermann Nr. 115). Wer in Urkunde oder Legende auf eine Datumsangabe stößt (am Vorabend des Festes der hl. . . .), findet Hilfe bei Grotefend (Nr. 273 f.). Muß man Inschriften — auch in Stein oder auf Glocken — entziffern, sieht man sich oft einer entmutigenden Fülle von Kürzeln gegenüber; hier helfen Nr. 271 und Nr. 276. Weiteres ‚Werkzeug des Historikers‘ stellt Brandt vor (Nr. 270); sein Werk wird im Abstand weniger Jahre immer wieder um neuerschienene Literatur ergänzt. Besonders hervorgehoben sei schließlich das Lexikon des Mittelalters (Nr. 113); auf dem neuesten Stand der Forschung werden auch kirchliche Großbauten in die Gesamtentwicklung eingebunden: Architektur und andere Künste, Liturgie, Geistesgeschichte, Handwerk, jeweils mit Quellen- und Literaturhinweisen.

Dem am Münster Interessierten stehen vorzügliche Bildbände und ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung. Sie führen in ein eindrucksvolles Gesamtkunstwerk ein und leuchten dessen weites Umfeld aus. Zum Reiz der Beschäftigung mit diesem Bauwerk gehört es, daß man sich in die Geschichte von Liturgie, Symbolik, Kunst, Recht, Wirtschaft, Handwerk, materieller Kultur einarbeiten kann — in der Gewißheit, niemals fertig zu sein.

Gliederung der Bibliographie

- a) Abkürzungen und Zeichen
- b) Das Münster, Nr. 1—46
- c) Biblische Bücher sowie Apokryphen und Legenden, Nr. 47—55
- d) Freiburg, Nr. 56—69
- e) Alemannischer Raum, Baden-Württemberg, Diözese Freiburg, Nr. 70—93
- f) Überregionale Geschichte, Nr. 94—115
- g) Kirche und Theologie, Frömmigkeit, Heiligenverehrung und Liturgie, Nr. 116 bis 143
- h) Arbeit, Architektur, Bedeutungslehre, Handwerk, Kunst, Technik, Nr. 144—269
- i) ‚Hilfswissenschaften‘, Nr. 270—276

a) Abkürzungen und Zeichen

verwendet in Untertiteln, weiteren bibliographischen Angaben und Kommentaren

A. Auflage; Abb. Abbildung(en); Abt. Abteilung; AI Alemannisches Institut; AKat Ausstellungs-Katalog; Bd., Bdd. Band, Bände; Bearb. Bearbeiter, bearbeitet; begr. begründet; BW Baden-Württemberg; Bibl. Bibliographie, bibliographisch; Bt., Btt. Beitrag, -träge; christl. christlich; CVMA Corpus Vitrearum Medii Aevi; DA Darmstadt; Darst. Darstellung; DERS., DIES. Der-, Dieselbe; Diss. Dissertation; dt. deutsch; dtv Deutscher Taschenbuch-Verlag; durchges. durchgesehen; Einf., Einl. Einführung, -leitung; Erg. Ergänzung, ergänzt; Erl. Erläuterung, erläutert; erw. erweitert; FOLG Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte; Forsch.(en) Forschung(en); FR Freiburg i.Br.; Gesch. Geschichte, geschichtlich; GÖ Göttingen; Hb., Hbb. Handbuch, -bücher; Hist. Historisch; Hrg. Herausgeber, herausgegeben von; i. A. im Auftrag; i. V. m. in Verbindung mit; Jg. Jahrgang; KA Karlsruhe; kath. katholisch; Kt. Karte(n); KTA Kröners Taschenausgabe; Lat. Lateinisch; Lit. Literatur; Lfg. Lieferung; M München; MA, mal. Mittelalter, -lich; ND Nach-, Neudruck; NDBW Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg; Neubearb. Neubearbeitung, -bearbeitet; o.O. ohne Ort; Phil. Philosophisch; Qq. Quellen; Reg. Register; S. Seite; SiL Schau-ins-Land; Sp. Spalte; S&S Schnell & Steiner; Stg Stuttgart; Tab. Tabelle(n); Taf. Tafel(n); theol. theologisch; TÜ Tübingen; UB Universitäts-Bibliothek FR; Üb. Übersetzung, -setzt; überarb. überarbeitet; UdK Universum der Kunst; u. M. v. unter Mitarbeit von; Univ. Universität; unv. unverändert; V. Verlag; VAFR Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br.; verb. verbessert; verm. vermehrt; Veröff.(en) Veröffentlichung(en); V&R Vandenhoeck & Ruprecht; Wb., Wbb. Wörterbuch, -bücher; WBG Wissenschaftliche Buchgesellschaft; Z, ZZ Zeitschrift(en).

1–, 1968– steht für Band 1, 1968–; das Gesamtwerk ist noch nicht abgeschlossen.

* Vor Gesch, Kunst u. a.: Signatur im Lesesaal bzw. Magazin der UB.

Die meisten genannten Werke sind allgemein zugänglich aufgestellt im Lesesaal der Universitäts-Bibliothek (Abteilungen Geschichte, Kunst, Religion u. a.), in der Bibliothek des Historischen Seminars und in der des Instituts für Kunstgeschichte.

Titel, die BAUMGART bringt, werden ggf. abgekürzt unter Verweis auf Nr. 94.

b) Das Münster

1 ADAM, Ernst: Das Freiburger Münster (Große Bauten Europas, 1). 3. A. Stg: Müller und Schindler, 1981. 128 S., Abb. * Kunst 555/20

2 ENDERLE, Pius: Der Hochaltar des Münsters in Freiburg im Breisgau. Gemalt von Hans Baldung Grien (1512–1516). Eine theol. Interpretation. FR: Schillinger, 1986. 115 S., Abb. * Kunst 555/31

3 DERS.: Der Neue David und das Neue Jerusalem. Versuch einer theol. Interpretation der Bausymbolik der ehemaligen Nikolauskapelle des FRer Münsters. FR: Schillinger, 1983. 124 S., Abb. * TX 83/1018

4 DERS.: Zahl, Klang, Licht. Zur Harmonie-Symbolik am FRer Münster. FR: Schillinger 1993. 137 S., Abb., Pläne. * Kunst 555/33

- 5 ERDMANN, Wolfgang: Die Ergebnisse der Rettungsgrabung 1969 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg im Breisgau. In: NDBW 13 (1970) Heft 1, S. 2 bis 24. * Kunst 550/52
- 6 Das Freiburger Münster. Hrg. von der Redaktion des Verlages. FR: Rombach, 1982.
- 7 Freiburger Münsterblätter. Halbjahresschrift für die Gesch. und Kunst des FRer Münsters. Hrg. vom Münsterbau-Verein, FR. Jg. 1—16, 1905—1919, 1922.
Zahlreiche Abb. In Jg. 3 9 Peter P. ALBERT: Urkunden und Regesten zur Gesch. des FRer Münsters. Weitere Qq. (z. T. Lat.-Dt.), u. a. in Jg. 1 (1905) S. 63—83 Ordnungen und Satzungen der Münsterkirche (Das Präsenzstatut vom 23. 6. 1364 bzw. vom 4. 8. 1400) hrg. von Hermann FLAMM; in Jg. 2 (1906) S. 1 34 Friedrich PANZER: Der romanische Bilderfries am südlichen Choreingang des FRer Münsters und seine Deutung. * Kunst 550/19
- 8 Das Freiburger Münster und der 27. November 1944. Augenzeugenberichte. Hrg. von Franz GÖTZ (Stadt und Geschichte, 6). FR: Schillinger, 1984. 46 S., Abb. * Gesch 452/3
- 9 75 [Fünfundsiebzig] Jahre Münsterpflege. FRer Münsterbauverein 1890—1965. Hrg. von Paul BOOZ. FR 1965. 176 S., Abb.
S. 75—88 Joseph SCHLIPPE: Das FRer Münster im Zweiten Weltkrieg (84 87 zur Schweizer Ziegelspende); 89 104 Otto BRAITSCH und Lothar TRAUTMANN: Die Bausteine und Verwitterungsschäden am FRer Münster; 105 112 Gerhard LEHR: Die Standsicherheit des Münstersturmes. * Kunst 555/8
- 10 GEIGES, Fritz: Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters. Seine Gesch., die Ursachen des Zerfalles und die Maßnahmen zu seiner Wiederherstellung; zugleich ein Bt. zur Gesch. des Baues selbst. Vorwort von Friedrich Hefe. In: SiL 56—60 (1931—1933) 403 S., Abb., Faksimilia. * Z-GL 760
- 11 DERS.: Die ältesten Baudaten des Freiburger Münsters, mit Nachträgen und Anmerkungen. In: SiL 21 (1894) S. 33—92d.
Abb. (u. a. Steinmetzzeichen, auch vom Basler Münster und von der Tennenbacher Klosterkirche). * Z-GL 760
- 12 GOMBERT, Hermann: Der Freiburger Münsterschatz. FR: Herder 1965. 95 S., Abb., Lit.
- 13 DERS.: Das Münster zu Freiburg i. Br. (Große Kunstführer, 71). 2. überarb. A. M, Zürich: S & S, 1983. 64 S., Abb., Plan. * Kunst 555/16
- 14 HART, Wolf: Das Freiburger Münster. Mit einem Bt. von Ernst ADAM. FR: Rombach, 1978. 205 S., Abb., Pläne, Zeichnungen.
U. a. schematische Darst. der Ringanker des Westturms. * Kunst 555/17
- 15 DERS. / ADAM, Ernst: Die künstlerische Ausstattung des Freiburger Münsters. FR: Rombach, 1981. 226 S., Abb. * Kunst 555/14
- 16 DERS.: Die Skulpturen des Freiburger Münsters. Mit Btt. von Ingeborg KRUMMER-SCHROTH, Ilsabe und Robert OERTEL und Reinhold SCHNEIDER. 2. veränderte A. FR: Rombach, 1981. 150 S., Abb. * Kunst 555/11
- 17 HERMANS, Claus: Die Glasgemälde des Freiburger Münsterchors und ihr Meister Hans von Ropstein. Phil. Diss. FR 1953 (Maschinenschrift).

- 18 HORNSTEIN, Josef Frh. von: Die Tannengebälke des Konstanzer und Freiburger Münsters und ihre geschichtliche Auswertung (München, rer. pol. Diss. 1964), in: Alemannisches Jahrbuch. 1964/65 S. 239—289. Abb., Fig.
Ergebnis der Jahrringanalyse (Dendrochronologie): Dachstuhl des FRer Langhauses und der Glockenstuhl errichtet 1252—1307. *F 6984, k
- 19 HUG, Wolfgang: Das Freiburger Münster. Kunst — Gesch. — Glaubenswelt. March-Buchheim, 1990. 143 S., Abb., Pläne. *Kunst 555/25
- 20 100 [Hundert] Jahre Freiburger Münsterbauverein 1890—1990. Hrg. von Hugo OTT. FR 1990. 215 S., Abb., Pläne.
U. a. S. 29—94 H. TRILLER: 100 Jahre FRer Münsterbauverein e. V., 100 Jahre FRer Münsterbauhütte (87 ff. eindrucksvolle Abb. zu Schäden am Stein); 95—124 H. SCHADEK: Bürgerschaft und Kirche. Das FRer Münster im Leben der mal. Stadt. *Kunst 555/27
- 21 Das Jahrzeitbuch des Münsters zu Freiburg im Breisgau (um 1455—1723). Teil A. Kommentar. Teil B. Text. Ediert und kommentiert von Erwin BUTZ (Diss. theol. 1978; FOLG, 31). FR, M 1983. *GE 83/4938
- 22 KEMPF, Anna: Der Silberne Altar des Freiburger Münsters. In: Oberrheinische Kunst 4 (1929/30), S. 147—172. Abb. *Kunst 556/2
- 23 KEMPF, Friedrich: Das Freiburger Münster. KA: Braun, 1926. 262 S., Abb., Pläne. *Kunst 555/18
- 24 DERS.: Das Freiburger Münster und seine Baupflege in alter und neuer Zeit. In: Z der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von FR, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 38 (1925) S. 27—52. *Z-GL 870
- 25 KOBLER, Friedrich: Der Jungfrauenzyklus der Freiburger Münstervorhalle (Berlin FU, phil. Diss. 1966). Bamberg: Rodenbusch, 1970. 127 S. *DS 71/379
- 26 KRAUS, Franz Xaver: Die Universitätskapelle im Freiburger Münster (Programm . . . zur Feier des Geburtsfest . . . Grossherzogs Friedrich . . .). FR: Chr. Lehmann, 1890. 71 S., 4 Taf.
S. 61—71 Qq., u. a. Vertrag Univ.-Stadt FR von 1505: In der Univ.-Kapelle können Univ.angehörige bestattet werden, „denen so ye zuo zyt ein Rector und Regennten der Universitet die begrebniss vergunt erwelt haben“. *F 6990
- 27 KRUMMER-SCHROTH, Ingeborg: Glasmalereien aus dem Freiburger Münster. Fotos H. Beyer. FR: Rombach, 1967. 208 S., Abb., Pläne. *Kunst 555/9, *FZ 78/9
- 28 KUNZE, Konrad: Himmel in Stein. Das FRer Münster. Vom Sinn mal. Kirchenbauten. FR (u. a.): Herder, 1980 (u. ö.). 120 S., Abb. *Kunst 555/24
- 29 Das Licht kam in die Welt. I. Die Hochaltarbilder des FRer Münsters von Hans Baldung Grien († 1545). Meditation Emil SPATH. II. Hans Urs von Balthasar: Anbetung des Kindes. FR: Edition Münsterturm, 1990. 46 S., Abb. Beilage: Die Hochaltarbilder des FRer Münsters von Hans Baldung Grien. Deutungsversuche von Emil SPATH. 40 S.
- 30 LÜTZELER, Heinrich: Der Turm des Freiburger Münsters. FR: Herder, 1955. 63 S., Abb. *F 6992, a

- 31 MÜLLER, Wolfgang: Mittelalterliche Formen kirchlichen Lebens am Freiburger Münster. In: FR im MA (wie Nr. 60) S. 141—181.
- 32 MÜNDEL, Gustav: Der Skulpturenzyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters. FR: Rombach, 1959. ND 1978. 348 S., Abb. * Kunst 555/10
- 33 Das neue große Orgelwerk im Freiburger Münster. Erbaut von M. WELTE & Söhne, FR. Beschrieben und gewürdigt von Friedrich KEMPF (Festschrift . . .) FR: Welte, 1929. 12, 77 S., Abb. * F 9762, gb
- 34 OSTENECK, Volker: Neue Ergebnisse zum sog. ‚bertholdinischen‘ Bau des Freiburger Münsters. In: NDBW 13 (1970) Heft 1, S. 25—35 (mit Lit.). * Kunst 550/52
- 35 DERS.: Die romanischen Bauteile des Freiburger Münsters und ihre stilgeschichtlichen Voraussetzungen. Studien zur spätromanischen Baukunst am Oberrhein (Phil. Diss. FR 1969). Köln: Hanstein, 1973. 318 S. * GE 73/6685
- 36 PERSEKE, Helmut: Hans Baldungs Schaffen in Freiburg (Phil. Diss. FR 1935; Forsch.en zur Gesch. der Kunst am Oberrhein, 3/4). FR: Albert, 1940. 233 S., Abb. * F 7551, h-3/4
- 37 REINHOLD, Hans: Der Chor des Münsters zu Freiburg i. Br. und die Baukunst der Parlerfamilie (Studien zur dt. Kunstgesch., 263). Strassburg: Heiz, 1929. 8, 110 S., Abb. * F 6339-263
- 38 REST, Josef: Die Universitätskapelle im Freiburger Münster, in: Btt. zur FRer Wiss.- und Univ.gesch. 22 (1960) S. 114—168. * F 7013
- 39 RICHTER, Peter-Cornell: Klingender Stein. Das FRer Münster. Vorwort Hans H. Hofstätter. FR: Schillinger, 1990. 95 S., Abb. * Kunst 555/28
- 40 SCHMITT, Otto: Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters. Bd. 1—2. Frankfurt/M., 1926. Zusammen 62 S., 300 Taf., 27 S. * Kunst 555/12
- 41 SCHREIBER, Heinrich: Das Muenster zu Freiburg im Breisgau (Denkmale dt. Baukunst des MAs am Oberrhein, Lfg. 2). KA, FR: Herder, 1826.
(Bd. 1) Erläuternder Text. 4, 75 S. S. 45 72 Beilagen (Qq. 1258 1771, u. a. Inschriften auf Glocken, Testamente, zu Steinbrüchen).
(Bd. 2) 13 Lithographierte Blätter nach den Zeichnungen des Architekten August von Baier. * F 7549 Rara
- 42 STUTZ, Ulrich: Das Münster zu Freiburg i. Br. im Lichte rechtsgeschichtlicher Betrachtung. Tü, Leipzig 1901. 36 S.
Rede, ohne Nachweise. S. 33 36 Vertrag Stadt FR Münsterfabrik über Rechte und Pflichten der Stadt am Münster und platz. * F 7034, * F 7034, a
- 43 VELLGUTH, Friedrich: Der Turm des Freiburger Münsters. Versuch einer Darst. seiner Formzusammenhänge. Tü: E. Wasmuth, 1983. 243 S., Abb., Pläne, Tab., Reg., Lit. * Kunst 555/13
- 44 VOGELY, Jürgen: Die gotische Dachkonstruktion über dem Langhaus des Freiburger Münsters (KA, Univ.-Diss., 1981) (Aus Forsch. und Lehre, 20). KA 1986. 235 S., Abb., Tab. * Kunst 555/30
- 45 WANGART, Adolf: Das Münster zu Freiburg i. Br. im Rechten Maß. Hrg. vom Münsterbauverein FR. FR: Schillinger, 1972. 46 S., Abb., Zeichnungen.
Abb. 20 Steinmetzzeichen aus dem Oberrheinischen Bauhüttenkreis. * Kunst 555/15

46 WINTER, Carl: Das Orgelwerk des Freiburger Münsters. 2. A. FR: Christophorus, 1970. 48 S. * KA 76/60

c) Biblische Bücher, Apokryphen, Legenden

hier als Quellen zum Verständnis des Münsters und seiner Werke

47 Die Apokryphen zum Neuen Testament. Üb. und erl. von Wilhelm MICHAELIS (Sammlung Dieterich, 129). Bremen: Schünemann, 1956. 24, 484 S.

S. 367 Kreuzigung des Petrus mit dem Kopf nach unten. * Rel 531/11

48 Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. Üb. und hrg. von Emil KAUTZSCH. Bd. 1—2, 1900, ND DA: WBG, 1975.

Bd. 2, S. 513f. zum Sturz des ‚Luzifer‘. * Rel 531/2

49 Die Bibel. Altes und Neues Testament. EinheitsÜb. Stg 1980 (u. ö.).

50 Mariologie. Bearb. von Franz COURTH (Texte zur Theologie. Dogmatik, 6). Graz (u. a.): Styria, 1991. 272 S.

S. 27–54 Neues Testament und Apokryphen; 55—159 Antike; 161–194 MA. * Rel 661/2

51 Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Üb. von Richard BENZ. Köln und Olten: J. Hegner, 1955 (u. ö.). 32, 1027 S.

Verfaßt ca. 1263–1273, ebenso beliebt wie einflußreich (z. B. hinsichtlich der Darst. von Heiligen in Werken der bildenden Künste); im SpätMA möglicherweise mehr gelesen als die Bibel. Anlage folgt dem Kirchenjahr. S. 985—1000 Von der Kirchweih. * FZ 30 JA 6/1

52 Die Neue Echter Bibel. Würzburg: Echter.

Kommentar zum Alten Testament mit der EinheitsÜb. Hrg. von Josef Georg PLÖGER und Josef SCHREINER. Lfg. 1—, 1980— . * Rel 512/20

Kommentar zum Neuen Testament mit der EinheitsÜb. Hrg. von Joachim GNILKA und Rudolf SCHNACKENBURG. Bd. 1—, 1983— . * Rel 522/19

53 Neue Jerusalem Bibel. EinheitsÜb. mit dem Kommentar der Jerusalem Bibel. Neu bearb. und erw. Ausgabe. Dt. hrg. von Alfons DEISSLER und Anton VÖGTLE i. V. m. Johannes M. NÜTZEL. FR (u. a.): Herder, 1985.

Mit vorzüglichen Einl.en zu den biblischen Büchern und hist. sowie theol. Erl.en zum Text. * Rel 501/23

54 Neues Göttinger Bibelwerk. GÖ: V&R.

Das Alte Testament Deutsch (ATD). I. V. m. . . . hrg. von Artur WEISER. 1972(?)— .

Üb. und Kommentar. * Rel 512/1

Das Neue Testament Deutsch (NTD). I. V. m. . . . hrg. von Gerhard FRIEDRICH. 1975(?)— .

Üb. und Kommentar. * Rel 522/3

55 Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung. Hrg. Wilhelm SCHNEEMELCHER. TŪ: J. C. B. Mohr.

1. Bd. Evangelien. 6. A. der von Edgar HENNECKE begr. Sammlung. 1990. 10, 442 S.

2. Bd. Apostolisches. Apokalypsen und Verwandtes. 5. A. der von Edgar HENNECKE begr. Sammlung. 1989. 8, 704 S.

Bd. 2, S. 287 Kreuzigung des Petrus. * Rel 531/12

d) Freiburg

- 56 Augustinermuseum Freiburg. Kunstepochen der Stadt FR. Ausstellung zur 850-Jahrfeier. Hrg. von den Städtischen Museen. FR 1970. 388 S., 74 Taf.
Abb.en größtenteils von liturgischem Gerät und Werken sakraler Kunst im weiteren Sinne.
* Kunst 555/6
- 57 BADER, Joseph: Geschichte der Stadt Freiburg i.Br. Bd. 1—2. FR 1882—83.
* H 4538
- 58 EISSENGARTHEN, Jutta: Mittelalterliche Textilien aus Kloster Adelhausen im Augustinermuseum Freiburg. FR: Schillinger, 1985. 113 S., Abb. * GE 86/5331
- 59 Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Hrg. Statistisches Landesamt BW. Bd. I/1 und I/2 1965.
Bd. I, S. 819ff. Stadt FR, S. 916ff. Kirche. * Gesch 450/2
- 60 Freiburg im Mittelalter. Vorträge zum Stadtjubiläum 1970. Hrg. von Wolfgang MÜLLER (Veröff.en des AI, 29). Bühl 1970. * Gesch 454/1
- 61 Freiburger Urkundenbuch. Bearb. von Friedrich HEFELE. Bd. 1—3 und Taf.Bd. 1—3. FR 1940—1957. * Gesch 451/2
- 62 Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Hrg. i. A. der Stadt FR von Heiko HAUMANN und Hans SCHADEK. Stg: Theiss, Bd. 3 1992. 894 S., Abb., Fig., Tab. Bd. 2 1994. 635 S., Abb., Fig., Tab.
Bd. 1 in Vorbereitung. * Gesch 453/5—3
- 63 HARTER-BÖHM, Antonia E.: Zur Musikgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau um 1500 (Phil. Diss. FR 1952; VAFR, 10). FR 1968. 117 S.
S. 94ff. Eide der Münsterwächter. * Gesch 452/1
- 64 Historischer Plan der Stadt Freiburg im Breisgau (vor 1850) in Zusammenarbeit mit ... hrg. von Berent SCHWINEKÖPER, (VAFR, 14). FR 1975.
Maßstab 1:2000, mit Kurz-Erl.en zu einzelnen Gebäuden, Toren etc. * Gesch 452/1 - Bd. 14
- 65 KALCHTHALER, Peter: Freiburg und seine Bauten. Ein kunsthist. Stadtrundgang mit einem Bt. von Paul BERT. Hrg. vom Kulturamt der Stadt FR. FR: Promo, 1990. 264 S., Abb., Pläne. * Kunst 555/26
- 66 SCHREIBER, Heinrich: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. 1.—4. Theil. FR: Wangler, 1857/57/57/58. * Gesch 453/1
- 67 DERS.: Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. 1.—3. Theil. FR: Wangler, 1857/59/60. * Gesch 453/1
- 68 Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Hrg. von Heinrich SCHREIBER. FR: Herder. 1. Bd., 1. und 2. Abt. 1828, 2. Bd. 1. Abt. 1828, 2. Abt. 1829.
* Gesch 451/1
- 69 Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ (wechselnde Titel). Jg. 1—, 1873— .
Bd. 100 (1981) Reg. 13, 276 S. (schließt die Z. der Gesellschaft ... von FR ... [wie Nr. 24] ein).
S. 122f. Aufsätze zum Münster. S. 145—255 Schlagwort-Reg. der hier veröff. Abb., Zeichnungen und Pläne (S. 162—181 Münster). * Z-GL 760

e) Alemannischer Raum, BW, Diözese FR (einschließlich Kunst)

- 70 Alemannisches Jahrbuch. Hrg. vom AI FR. 1953– . * Z-GL 30
- 71 Baden (Dt. Glockenatlas, 4). U.M.v. Frank T. LEUSCH bearb. von Sigrid THURM. M, Berlin: Dt. KunstV., 1985. 6, 832 S., Abb., Taf., Stammtaf.
Nach Hist. Übersicht (S. 3–115) Katalog; Nr. 15 und Abb. 29 ‚Hosianna‘ des Münsters.
* F 6294, f-4
- 72 Baden-Württemberg. Hrg. von Max MILLER und Gerhard TADDEY (Hb. der Hist. Stätten Deutschlands, 6). 2. A. Stg: Kröner, 1980. * Gesch 254/3
- 73 Baden-Württemberg (Dt. Kunstdenkmäler. Ein BildHb. Hrg. von Reinhard HOOTZ). 3. neubearb. A. M, Berlin 1977. 18, 448 S., Abb., Kt., Pläne. * Kunst 400/4
- 74 Baden-Württemberg. Bearb. von Friedrich PIEL (Georg Dehio: Hb. der Kunst-
denkmäler. Neubearb., 1). M, Berlin 1979.
o. O.: Dt. KunstV., 1964. 576 S., Kt., Pläne: * Kunst 400/10
- 75 Baden-Württemberg. Kunstdenkmäler und Museen. Bearb. von Herbert BRUN-
NER und Alexander von REITZENSTEIN (Reclams Kunstführer: Deutschland, 2).
7. neubearb. und erw. A. Stg: Reclam 1979. 925 S., Abb., Kt., Pläne. * Kunst 400/6
- 76 BECKSMANN, Rüdiger: Die mittelalterlichen Glasmalereien in Baden und der
Pfalz ohne Freiburg i. Br. (CVMA, Deutschland, II/1). Berlin: Dt. V. für Kunstwiss.,
1979. 63, 325 S., Abb., Tafeln, Kt., Pläne. * Kunst 462/1
- 77 Beiträge zur hoch- und spätmittelalterlichen Kunst insbesondere am Oberrhein
(Z des Dt. Vereins für Kunstwiss. Bd. 45, Heft 1/2, 1991).
S. 88–130 R. LIESS: Die Schrein- und Flügelgemälde des Schnewlin-Altars im FRer Münster.
Studie zur Baldung-Werkstatt und zu Hans Leu d.J. * ZG 1613
- 78 Bibliographie der badischen Geschichte [...] Begr. von Friedrich LAUTEN-
SCHLAGER, bearb. von Werner SCHULZ. Bd. 1–9. KA bzw. Stg 1929–1984.
Fortsetzung Nr. 86. * Gesch 435/2
- 79 Freiburger Diözesan-Archiv. Jg. 1– , 1865– . * Z-GL 440
- 80 GEISLER, Irmingard: Oberrheinische Plastik um 1400. Berlin 1957. 51 S.,
59 Taf. * Kunst 556/4
- 81 HEUSER, Hans-Jörgen: Oberrheinische Goldschmiedekunst im Hochmittel-
alter. Berlin 1974.
- 82 HIMMELHEBER, Irmtraud: Meisterwerke der oberrheinischen Kunst des Mit-
telalters (Meisterwerke der dt. Kunst). (Honnef/Rh. :) Peters (1959). 54 S., 12 und 154
Taf. * Kunst 556/5
- 83 Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Hrg. von der Kommission für Ge-
schichtliche Landeskunde in BW. Stg 1972–1989.
Zu den meisten Kt. (solche zur Kunst fehlen) Beiwort mit Lit. und Qq. * Gesch 420/3.4
- 84 JULIER, Jürgen: Studien zur spätgotischen Baukunst am Oberrhein (Heidelber-
ger Kunstgesch. Abhandlungen, Neue Folge 13). Heidelberg 1978.
- 85 KRUMMER-SCHROTH, Ingeborg: Johann Christian Wentzinger. Bildhauer -
Maler – Architekt 1710–1797. FR: Schillinger 1987. 319 S., Abb. * Kunst 999 WEN 1

- 86 Landesbibliographie von Baden-Württemberg [...] Bearb. von Werner SCHULZ und Günter STEGMAIER. Bd. 1– , Stg 1978– .
Forts. von Nr. 78 * Gesch 420/6
- 87 Oberrheinische Kunst. Vierteljahresberichte der oberrheinischen Museen. Hrg. unter Mitwirkung der Museumsvorstände und mit Unterstützung der Notgemeinschaft der dt. Wiss. Bd. 1–10, FR 1925/26–1942. * Kunst 556/2
- 88 Das tausendjährige St. Blasien. 200jähriges Domjubiläum. Ausstellung [...] 1983. Bd. 1: Katalog; Bd. 2: Aufsätze. KA: Badenia, 1983. * TM 84/1404
- 89 Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald. Hrg. Hans-Otto MÜHLEISEN. KA: Badenia-V., 1993. 489 S., Abb.
Wiss. Btt. und Katalog.
- 90 Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung. Hrg. vom Archiv der Stadt FR und der Landesgesch. Abt. des Hist. Seminars der Albert-Ludwigs-Univ. Sigmaringen: Thorbecke, 1986.
1. Bd. Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung. Hrg. von Karl SCHMID.
2. Bd. Die Zähringer. Anstoß und Wirkung. Hrg. von Hans SCHADEK und Karl SCHMID. Redaktion Jan GERCHOW.
3. Bd. Die Zähringer. Schweizer Vorträge und neue Forsch.en. Hrg. Karl Schmid. Redaktion Alfons Zettler. 1990. 8, 418 S.
- Bd. 1, S. 135–149 R. BECKSMANN: Das Jessefenster im Freiburger Münster. Eine Stiftung des letzten Zähringers? 233–248 Verzeichnis des Zähringerschrifttums, zusammengestellt von J. GERCHOW.
Bd. 2, S. 137–149 Das FRer Münster. Bürgerkirche und Herzogsbau, mit Abb. (u. a. aus dem Jessefenster), Plänen. — 224–302 Die Städte. — 313–316 Obergadenfenster (mit Lit.). — 447f. Rekonstruktion der Gründungsurkunde von FR, Lat.-Dt. * Gesch 428/ZAE 2
Bd. 3, S. 309–339 A. REINLE: Zur Deutung des romanischen Krönungsreliefs im Münster zu Freiburg im Breisgau.
- 91 WISCHERMANN, Heinfried: Romanik in Baden-Württemberg. Fotos von Joachim FEIST und Peter FUCHS. Stg: Theiss, 1987. 338 S., Abb., Pläne.
* Kunst 550/56
- 92 Die Zeit der Stauer. Gesch., Kunst, Kultur. Bd. 1–4. Stg 1977. Bd. 5 Supplement: Vorträge und Forsch.en. Stg 1979. * Gesch 278/4
- 93 Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Jg. 1– , 1850– , NF Jg. 1– (40–) 1886–
* Z-GL 880

f) Überregionale Geschichte, Werke zum historischen Hintergrund

- 94 BAUMGART, Winfried: Bücherverzeichnis zur deutschen Geschichte. Hilfsmittel, Hbb., Qq. (dtv, 3247). 8. A. München: dtv, 1990. 282 S.
S. 15–38 Allgemeine Bibl.; weite Bereiche der europäischen Gesch. sowie der Nachbarwiss.en einbezogen, u. a. Hb. der Dt. Wirtschafts- und Sozialgesch.; Hb. der Europäischen Gesch.; Hist. Atlanten; (Mittel-)Lat.-dt. Wbb.; Oldenbourg Grundriß der Gesch.; Propyläen Weltgesch.; Qq. zur Gesch. des MAs; Saeculum Weltgesch. * HBA 56 G 51
- 95 Bibliographie ins Neuhochdeutsche übersetzter mittelalterlicher Quellen. Unter Berücksichtigung von Schriften des nachbiblischen Judentums, des frühen Christentums und des Neuplatonismus. Bearb. von Norbert OHLER. Wiesbaden 1991.

- 96 BOOCKMANN, Hartmut: Die Stadt im späten Mittelalter. München: Beck, 1986. 357 S., Abb. * Gesch 137/17
- 97 BORST, Arno: Lebensformen im Mittelalter. Frankfurt/M. (u. a.): Ullstein, 1973 (u. ö.) 783 S.
Auch als Ullstein Taschenbuch, 1979 u. ö. — Vorzügliche, qq.nahe, problematisierende Einf.
* Gesch 133/9
- 98 Bürgerschaft und Kirche. Hrg. von Jürgen SYDOW (Stadt in der Gesch., 7). Sigmaringen: Thorbecke, 1980.
S. 9 25 J. SYDOW: Bürgerschaft und Kirche im MA. Probleme und Aufgaben der Forsch.
- 99 BUMKE, Joachim: Höfische Kultur. Lit. und Gesellschaft im hohen MA. M 1986.
- 100 DAHLMANN-WAITZ. Quellenkunde der deutschen Geschichte (BAUMGART, Nr. 94). 10. A. Bd. 1–, Stg 1969–. * Gesch 242/1
- 101 Deutsche Geschichte. Begr. von Peter RASSOW, vollständig neu bearb. und illustrierte Ausgabe hrg. von Martin VOGT. Stg 1987. * Gesch 246/5
- 102 Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters. Namens der Monumenta Germaniae Historica hrg. von Horst FUHRMANN und Martin SCHALLER. Jg. 1–, 1937–.
Führendes dt.sprachiges Organ zur Erforschung des MAs, mit umfangreichem Rezensionsteil.
- 103 ENNEN, Edith: Die europäische Stadt des Mittelalters. 4. verb. A. GÖ: V & R, 1987. 340 S. * LB 78/4835
- 104 FLASCH, Kurt. Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli. Stg 1986.
- 105 GEBHARDT. Handbuch der deutschen Geschichte. 9., neu bearb. A. hrg. von Herbert GRUNDMANN. Bd. 1–4, Stg 1970–1976. * Gesch 246/3
- 106 Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet. Hrg. Karl SCHMID. M, Zürich: S&S, 1985. 125 S.
- 107 Geschichtliche Grundbegriffe. Hist. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrg. von Otto BRUNNER, Werner CONZE, Reinhart KOSELLEK. Bd. 1–7, Stg: Klett-Cotta, 1972–1993.
Stichworte u. a. ‚Arbeit‘, ‚Christentum‘, ‚Hierarchie‘. * Gesch 10/4
- 108 Der Große Ploetz. Auszug aus der Gesch. von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrg. Verlag Ploetz. 31. aktualisierte A. FR, Würzburg: Ploetz, 1991. 1767 S.
Durchlaufende Datenspalte, erg. um Schaubilder und Figuren; hist. Begriffe und Strukturen, die sich datenmäßiger Erfassung entziehen, werden an geeigneter Stelle in thematischen Blöcken erläutert.
* Gesch 11/9
- 109 HABERKERN, Eugen / WALLACH, Joseph Friedrich: Hilfsörterbuch für Historiker. MA und Neuzeit. 2., Neubearb. und erw. A. Bern, M: Francke, 1964. * Gesch 10/2
- 110 Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG). Hrg. von Adalbert ERLER und Ekkehard KAUFMANN. Bd. 1–, Berlin 1971–.
Zuletzt, 1993, bis ‚Vollmacht‘. — Zahlreiche Stichworte auch zum Verständnis des Münsters und

seiner Werke, u. a. ‚Glocken‘, ‚Herrschaftszeichen‘, ‚Kirche (Gotteshaus)‘, ‚Kirchenfabrik‘, ‚Krone‘, ‚Mantelkinder‘, ‚Stab‘, ‚Strafrecht‘, ‚Taufkirche‘, ‚Tugenden und Laster‘, ‚Tür‘. * Jur 58/2

111 ISENMANN, Eberhard: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250–1500. Stadtgestalt, Stadtrecht, Kirche, Recht, Gesellschaft, Wirtschaft (UTB Große Reihe). Stg: Ulmer, 1988.

112 LE GOFF, Jacques: Kultur des europäischen Mittelalters (Knaurs große Kulturgesch.). M, Zürich: Knauer, 1970. * FZ 218/3

113 Lexikon des Mittelalters. Bd. 1– , M, Zürich: Artemis & Winkler, 1980– . Unentbehrlich auch für die bildenden Künste sowie den weiten Bereich der materiellen Kultur; Stichworte aus den ersten Bdd.: ‚Eva‘, ‚Evangelistensymbole‘, ‚Fabelwesen‘, ‚Fabrica ecclesiae‘, ‚Farben, Farbsymbolik‘, ‚Fensterrose‘, ‚Frau Welt‘, ‚Geräte, liturgische‘, ‚Glaserstellung, -malerei‘, ‚Glocke‘, ‚Gotik‘. * Gesch 100/8

114 RÖSSLER, Hellmuth / FRANZ, Günther: Sachwörterbuch zur deutschen Geschichte. Bd. 1–2. M: Oldenbourg, 1958. ND Nendeln/Liechtenstein 1970. * Gesch 240/1

115 Westermanns Großer Atlas zur Weltgeschichte. Hrg. von Hans-Erich STIER (u. a.). Vorzeit, Altertum, MA, Neuzeit. Braunschweig (u. a.): Westermann, 1956, ND 1969 u. ö. 20, 170 Kt.-S., 80 S. Reg.

Kt. 67/I zur Verbreitung der romanischen Baukunst im 11./12. Jh., 67/II, 90/I, 91/I zur Verbreitung der Kathedrale, 78 f. vierzehn Pläne zur Entwicklung der mal. Stadt, u. a. 79/II FR.

g) Kirche und Theologie, Frömmigkeit, Heiligenverehrung und Liturgie

116 ANDRESEN, Carl / DENZLER, Georg: dtv-Wörterbuch der Kirchengeschichte. 2. überarb. A. M: dtv, 1984. 665 S. * Rel 860/5

117 Atlas zur Kirchengeschichte. Die christl. Kirchen in Gesch. und Gegenwart [. . .] Bearb. von Jochen MARTIN. 2. A. FR (u. a.): Herder, 1987. * Rel 866/1

118 BIERITZ, Karl-Heinrich: Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Gesch. und Gegenwart (Beck'sche Reihe, 447). M: Beck, 3. A. 1991. 1. A. 1987. 271 S.: * Rel 823/5

119 DENZINGER, Heinrich: Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen. 37. A. Verb., erw., ins Dt. üb. und u. M. v. Helmut HOPPING hrg. von Peter HÜNERMANN. FR (u. a.): Herder, 1991. 37, 1706 S.

Lat.-Dt. Mit umfangreichem systematischem Index sowie Personen- und Sachverzeichnis (u. a. zu Bilder- und Heiligenverehrung). Nr. 4001–4048 Konstitution über die hl. Liturgie (1963).

* Rel 601/2

120 Dictionnaire d'Archéologie Chrétienne et de Liturgie. Bd. 1–15/2. Paris 1907–1953. * Arch 160/3

121 Dictionnaire d'Histoire et de Géographie Ecclésiastiques. Bd. 1– , 1912– . Zuletzt Bd. 24 (1993) bis ‚Homéousiens‘. * Rel 401/1

122 Die Feier der Heiligen Messe. Messbuch. Für die Bistümer des dt. Sprachgebietes. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Kleinausgabe. Das

- Meßbuch dt. für alle Tage des Jahres. Hrg. i.A. der Bischofskonferenzen Deutschlands [...] 2. A. Einsiedeln (u. a.): Benziger (u. a.) 1988.
S. 25*—75* Allgemeine Einf.; 321—529 Die Feier der Gemeindemesse; 879—885 Gebete zum Fest Kirchweihe. * Rel 821/4
- 123 FRANZ, Adolf: Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Bd. 1—2. FR (u. a.): Herder, 1909. * O 7465
- 124 Gotteslob. Kath. Gebet- und Gesangbuch. Stammausgabe. Hrg. von den Bischöfen Deutschlands [...]. Stg: Kath. Bibelanstalt (1975). 912 S. * Rel 821/6
- 125 Handbuch der Kirchengeschichte. Hrg. von Hubert JEDIN. Bd. 1—7, FR (u. a.): Herder, 1962—1979, ND 1985 (?). * Rel 862/5
- 126 Handbuch der Liturgiewissenschaft. Hrg. von Aimé-Georges MARTIMORT. Dt. Üb. hrg. vom Liturgischen Institut Trier. Bd. 1—2. FR (u. a.): Herder, 1963/65. * Rel 822/6
- 127 Handbuch der Marienkunde. Hrg. von Wolfgang BEINERT und Heinrich PETRI. Regensburg: Pustet, 1984. 1042 S.
S. 93ff. Maria in der Gesch. von Theol. und Frömmigkeit; 559ff. Marienverehrung und bildende Kunst; 622ff. Marienverehrung in der Musik. * Rel 662/1
- 128 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hrg. von Hanns BÄCHTOLD-STÄUBLI. Bd. 1—9 und Reg.Bd. Berlin, Leipzig: de Gruyter, 1927—1942, ND 1986.
Stichworte u. a.: Altar, Gebet, Kirche, Kirchweih, Segen, Sonntag, Taufe, Teufel, Wettersegnen. * Volk 40/1
- 129 JUNGSMANN, Josef Andreas: Missarum Sollemnia. Eine genetische Erklärung der römischen Messe. 5. A. Bd. 1—2. FR (u. a.) 1962. 4. erg. A. 1958: * Rel 823/2
- 130 Keller, Hiltgart L.: Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten. Legende und Darst. in der bildenden Kunst. 7. A. Stg: Reclam, 1991. 655 S.
- 131 Die Kirche in ihrer Geschichte. Ein Hb. Begr. von Kurt Dietrich SCHMIDT und Ernst WOLF. Hrg. von Bernd MOELLER. Lfg. 1— . GÖ: V & R, 1961— .
Lfg. G2: SCHMIDT, Martin: Scholastik. 1969. * Rel 862/4
- 132 Kirche und Synagoge. Hb. zur Gesch. von Christen und Juden. Darst. mit Qq. Hrg. von Karl Heinrich RENGSTORF und Siegfried von KORTZFLEISCH. Bd. 1—2. Stg: Klett, 1968/70. ND M: dtv, 1988.
- 133 KURZE, Dietrich: Pfarrerwahlen im Mittelalter. Ein Bt. zur Gesch. der Gemeinde und des Niederkirchenwesens (Forsch.en zur kirchlichen Rechtsgesch. und zum Kirchenrecht, 6). Köln, Graz: Böhlau, 1966. 12, 607 S.
S. 408—434 FRer Stadtrechtsfamilie. * P 7632-6
- 134 LENGELING, Emil Joseph: Die neue Ordnung der Eucharistiefeier. Allgemeine Einf. in das römische Meßbuch. Endgültiger lat. und dt. Text. Einl. und Kommentar (Lebendiger Gottesdienst, 17/18). Münster: Regensburg (1970). 492 S.
S. 375ff. Der Altar; 383ff. Die Ausstattung des Altars; 400ff. Liturgische Geräte und Kleidung; 412ff. Farben. Oft mit hist. Rückblenden. * Rel 821/5
- 135 Lexikon für Theologie und Kirche (LThK). 2. A. Bd. 1—10 u. Reg.Bd. FR: Herder, 1957—1967. 3 Erg.Bdd.: Das Zweite Vatikanische Konzil. FR 1966—1968.
Wie RGG (Nr. 141) und TRE (Nr. 142) ökumenisch ausgerichtet; orientiert sind das LThK katho-

lisch. RGG und TRE evangelisch unter stärkerer Berücksichtigung der Reformatoren, des nachreformatorischen und des frühen Christentums; das hindert die TRE nicht, ausführlich ‚Maria/Marienfrömmigkeit‘ zu erörtern. Das LThK bringt sehr viele biographische und topographische Stichworte. ferner Kt. und Abb., z.B. zu liturgischem Gerät. * Rel 400/4b

3. A. Bd. 1–, 1993–. * Rel 400/4c

136 Marienlexikon. Hrg. i. A. des Institutum Marianum Regensburg e.V. von Remigius BÄUMER und Leo SCHEFFCZYK. Bd. 1–, St. Ottilien: Eos-Verlag, 1988–. * Rel 661/1

137 MEYER SJ, Hans Bernhard: Eucharistie. Gesch., Theologie, Pastoral. Mit einem Bt. von Irmgard Pahl (Gottesdienst der Kirche. Hb. der Liturgiewiss., 4). Regensburg: Pustet, 1989. 602 S.

S. 23ff. Allgemeine Bibl., 165–392 Die römische Messe. * Rel 822/2

138 PODHRADSKY, Gerhard: Lexikon der Liturgie. Mit Erg.en auf Grund der Dekrete des II. Vatikanischen Konzils. Innsbruck 1967. 1.(?) A. 1962: * Rel 820/3

139 RAHNER, Karl / VORGRIMMER, Herbert: Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums. 13. A. FR (u. a.): Herder, 1979.

S. 37–90 Die Konstitution über die hl. Liturgie; 84ff. Die Kirchenmusik; 87ff. Die sakrale Kunst, liturgisches Gerät und Gewand. * Rel 881/2

140 Reallexikon für Antike und Christentum (RAC). SachWb. zur Auseinandersetzung des Christentums mit der antiken Welt. Bd. 1–, Stg 1950–.

Zuletzt Bd. 16 (1994) bis ‚Janus‘. * Rel 401/4

141 Die Religion in Geschichte und Gegenwart. HandWb. für Theologie und Religionswiss. 3. A. Bd. 1–6 und Reg.Bd. Tü 1957–1965.

Vgl. LThK (Nr. 135) * Rel 10/2

142 Theologische Realenzyklopädie. Hrg. von Gerhard KRAUSE und Gerhard MÜLLER. Bd. 1–, Berlin, New York: de Gruyter, 1977–.

Erschienen, 1993, bis ‚Morone‘. Vgl. LThK (Nr. 135) * Rel 400/10

143 WIMMER, Otto / MELZER, Hartmann: Lexikon der Namen und Heiligen. 6., von Josef GELMI bearb. und erg. A. Innsbruck (u. a.): Tyrolia, 1988. 991 S.

4. Neubearb. und erw. A. 1982. 980 S. — S. 13ff. Vom Sinn christl. Heiligenverehrung.; 39ff. Der kirchliche Kalender; 106ff. Alphabetisches Verzeichnis der Namen und Heiligen (mit Lit.); 951ff. Die Attribute der Heiligen und Seligen. * Rel 904/15

h) Arbeit, Architektur, Bedeutungslehre, Handwerk, Kunst, Technik

144 Ästhetik. Hrg. von Wolfhart HENCKMANN (Wege der Forschung, 31). DA: WBG, 1979. 6, 492 S., Abb.

145 APPUHN, Horst: Einführung in die Ikonographie der mittelalterlichen Kunst in Deutschland. 4. A. DA 1991

3. veränderte und erw. A. 1985. 8, 149 S., 32 Tafeln, Abb.: * Knst 90/5

146 BÄTSCHMANN, Oskar: Einführung in die kunstgeschichtliche Hermeneutik. Die Auslegung von Bildern. 3. A. DA: WBG, 1988.

2. unv. A. 1984. 185 S., Abb.: * Kunst 71/2

147 BANDMANN, Günter: Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger. Berlin 1951, ND DA: WBG, 1969 (u. ö.). 275 S., 16 Taf., Abb., Pläne. * Kunst 136/1

- 148 BARRAL I ALTET, X. / AVRIL, F. / GABORIT-CHOPIN, D.: Romanische Kunst. München: Beck.
 1. Bd. Mittel- und Südeuropa 1060–1220 (UdK, 29). 1983. 428 S., Abb.
 2. Bd. Nord- und Westeuropa 1060–1220 (UdK, 30). 1984. 484 S., Abb.
- 149 Les batisseurs des cathédrales gothiques. Publié sous la direction de Roland RECHT. Strasbourg: Editions les Musées de la ville de Strasbourg, 1989. 496 S., Abb., Pläne.
 Eine ‚Summe‘ zur gotischen Kathedrale. Teil I. Wiss. Btt. (zu Kunst und Künsten, Architektur und Architekten, Handwerk, Technik, einzelnen Domen und Dombauhütten; Teil II (S. 330–483) AKat Straßburg, Herbst 1989. * TX 90/30
- 150 BAUER, Hermann: Kunsthistorik. Eine kritische Einf. in das Studium der Kunstgesch. (Beck'sche Elementarbücher). 3. durchgesehene und erg. A. 1989.
 2., verb. und erw. A. M: Beck, 1979. 205 S.: * Kunst 70/1
- 151 BAUMGART, Fritz: DuMont's kleines Sachlexikon der Architektur. Köln: DuMont (1977). 170 S., Abb., Pläne. * Kunst 131, C5
- 152 Bauwerk und Bildwerk im Hochmittelalter. Anschauliche Btt. zur Kultur- und Sozialgesch. Hrg. Karl CLAUSBERG (u. a.) (Kunstwiss. Untersuchungen des Ulmer Vereins, Verband für Kunst- und Kulturwiss., Bd. 11). (Gießen:) Anabas-V., 1981. 303 S., Abb.
 S. 103–125 Dieter KIMPEL: Ökonomie, Technik und Form in der hochgotischen Architektur; 259–294 Robert SUCKALE: Thesen zum Bedeutungswandel der gotischen Fensterrose. * GE 81/7291
- 153 BAXANDALL, Michael: Die Kunst der Bildschnitzer. Tilman Riemenschneider, Veit Stoß und ihre Zeitgenossen. 2. durchges. A. M: Beck, 1986. 404 S., Abb.
- 154 BECKSMANN, Rüdiger: Deutsche Glasmalerei des Mittelalters. Eine exemplarische Auswahl. Eine Ausstellung des Instituts für Auslandsbeziehungen. o. O., 1988. 184 S., Abb., Pläne, Kt.
 Auch Einf. in die Arbeit des CVMA. * Kunst 462/3
- 155 Bilder und Bildersturm im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. Hrg. Bob SCRIBNER und Martin WARNKE (Wolfenbütteler Forsch.en, 46). 1990. 334 S., Abb.
- 156 BINDING, Günther: Architektonische Formenlehre. 2. verb. A. DA: WBG, 1987. 8, 264 S., Abb., Pläne. * Kunst 131, F1
- 157 DERS.: Baubetrieb im Mittelalter. DA: WBG, 1993. 10, 530 S., Abb.
- 158 DERS.: Masswerk. DA: WBG, 1989. 380 S., Abb. * Kunst 150/8
- 159 BRAUNFELS, Wolfgang: Die Kunst im heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Bd. 1–6. M: Beck, 1979–1989.
- 160 BRINGEMEIER, Martha: Priester- und Gelehrtenkleidung. Tunika/Sutane, Schaub/Talar. Ein Bt. zu einer geistesgesch. Kostümforschung (Rheinisch-Westfälische Z für Volkskunde, Beiheft 1). Bonn, Münster 1974. 147 S. und Bildteil.
 Institut für Religiöse Volkskunde: D III 12–1
- 161 CAPITANI, François de / SCHLÄPPI, Christoph / SCHLUP, Bernard / STÄHLI, Martin / ZAHND, Urs Martin: Machs na. Bern: Stämpfli+Cie, 1993.

1. Bd. Ein Führer zum Berner Münster. 146 S., Abb. Pläne.
 2. Bd. Materialien zum Berner Münster. 277 S., Abb., Kt., Pläne.
 Ungewöhnlich anregend, didaktisch hervorragend gestaltet.
- 162 CHAPEAUROUGE, Donat de: Einführung in die Geschichte der christlichen Symbole (Die Kunstwiss.). 2, verb. A. DA: WBG 1987. 7, 157 S., 48 Taf.
 * Kunst 89/5
- 163 CONRAD, Dietrich: Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung. Leipzig 1990.
- 164 CHRISTE, Yves / LOSOWSKA, Hanna / RECHT, Roland / VELMANS, Tania: Mittelalter (Hb. der Formen- und Stilkunde). Stg (u. a.): Kohlhammer, 1982. 503 S., Abb.
 * Kunst 105/1
- 165 DANIEL, Howard: Encyclopaedia of themes and subjects in painting. London 1971. 252 S., Abb.
 * Kunst 94/1
- 166 DEUHLER, Florens: Kunst der Gotik (Belser Stilgesch., 7). Stg, Zürich 1991.
- 167 DITTMANN, Lorenz: Farbgestaltung und Farbtheorie in der abendländischen Malerei. Eine Einf. DA: WBG, 1987. 10, 430 S.
- 168 DOERNER, Max: Malmaterial und seine Verwendung im Bilde. Neu bearb. von Hans Gert Müller. 15. A. Stg 1980.
 * Kunst 525/2
- 169 Der Dom zu Regensburg. Ausgrabung, Restaurierung, Forschung. Ausstellung (. . .) 1990 (Kunstsammlungen des Bistums Regensburg, Diözesanmuseum Regensburg. Kataloge und Schriften, 8). M, Zürich: S&S, 3. A. 1990. 294 S., Abb. Pläne.
 S. 168–223 M. Schuller: Bauforschung (Einblick in die Werkstatt von Wissenschaftlern, Steinmetzen, Zimmerleuten); 237–247 F. FUCHS: Beobachtungen zur Bildhauertechnik.
- 170 DUBY, Georges: Die Zeit der Kathedralen. Kunst und Gesellschaft 980–1420. Üb. von Grete Osterwald. Frankfurt/M. 1980. 560 S.
 * FZ 218/8
- 171 DÜRER, Albrecht: Vier Bücher von menschlicher Proportion. Faksimile der Erstausgabe von 1528. Dietikon-Zürich 1969.
 Hier angezeigt ein ergänzender Kommentar von Max STECK.
 * TX 82/1061
- 172 ERFFA, Hans-Martin von: Ikonologie der Genesis. Die christl. Bildthemen aus dem Alten Testament und ihre Qq. M: Dt KunstV. 1. Bd. 1989. 542 S.
 Zu Genesis 1–11; ohne Abb.
 * Kunst 90/6
- 173 FEHRING, Günter P.: Einführung in die Archäologie des Mittelalters. 2. verb. A. DA: WBG, 1992. 15, 258 S., Abb.
- 174 FICHTL, Friedemann: Der Teufel sitzt im Chorgestühl. Ein Begleitbuch zum Erkennen und Verstehen alter Kirchen und ihrer Bildwelt. Eschbach 1985.
- 175 FITCHEN, John: Mit Leiter, Strick und Winde. Bauen vor dem Maschinenzeitalter. Basel (u. a.): Birkhäuser, 1988. 348 S., Abb.
 U. a. Gerüste und Hebevorrichtungen, Seile und Leitern, Die Rolle des Holzes beim Bauen.
 * NA 88/293
- 176 FORSTNER OSB, Dorothea: Die Welt der christlichen Symbole. 4. A. Innsbruck (u. a.): Tyrolia, 1982. 461 S.
 * TM 82/1917

- 177 FRITZ, Johann Michael: Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa. M: Beck, 1982. 793 S., Abb.
- 178 FRODL-KRAFT, Eva: Die Glasmalerei. Entwicklung — Technik — Eigenart. 2. A. Wien: Schroll, 1979. 140 S., Abb.
- 179 GARNIER, François: Le langage de l'image au Moyen Age. Signification et symbolique. 2. A. Paris 1982. 236 S., Abb. * TX 83/346
- 180 DERS.: Thesaurus iconographique. Système descriptif des représentations. (Hrg.) Ministère de la Culture. Paris: Le Léopold d'or, 1984. 239 S. Abb., Reg., Taf.
S. II: „La méfiance des historiens par rapport à l'image, encore très grande aujourd'hui, quoi que l'on ait dit ou écrit.“ * Kunst 87/4
- 181 GERINGER, Karl: Instrumente in der Musik des Abendlandes. M: Beck, 1982. 265 S., Abb.
- 182 GENICOT, Luc-François: L'Architecture. Considérations générales (Typologie des sources du moyen-âge occidental, 29). Turnhout 1978. 87 S., Abb. * Gesch 102/4
- 183 GERSTENBERG, Kurt: Deutsche Sondergotik. Eine Untersuchung über das Wesen der dt. Baukunst im späten MA. 2. durchges. und erg. A. DA: WBG, 1969. 13, 227 S., Abb., Taf. * GE 74/9991
- 184 DERS.: Die deutschen Baumeisterbildnisse des Mittelalters (Jahresgabe des Dt. Vereins für Kunstwiss. 1960). Berlin: Dt. V. für Kunstwiss. 1966. 232 S., Abb.
Auch zahlreiche Abb. zu FR. * F 6292, f
- 185 Geschichte der Textilkunst. Hrg. von H. BRIDGEMAN und E. DRURY. Ravensburg 1980. * Kunst 865/2
- 186 GIMPEL, Jean: Les bâtisseurs de cathédrales (Le temps qui court, II). Paris: Seuil 1958, ND 1973. 189 S., Abb., Pläne.
- 187 GOLDAMMER, Kurt: Kirchliche Kunst im Mittelalter (Die Kirche in ihrer Gesch., wie Nr. 131) Lfg. G2. 1969. * Rel 862/4 Bd. 2
- 188 Gotik. M: Beck.
1. Bd. SAUERLÄNDER, Willibald: Das Jahrhundert der grossen Kathedralen 1140—1260 (UdK, 36). 1990, 8, 467 S., Abb., Kt., Pläne, Zeittaf. * Kunst 150/10
2. Bd. ERLANDE-BRANDENBURG, Alain: Triumph der Gotik. 1260—1380 (UdK, 34). 1988. 5, 456 S., Abb.
3. Bd. CHATELET, Albert / RECHT, Roland: Ausklang des Mittelalters. 1380—1500 (UdK, 35). 1989. 478 S., Abb., Kt.
- 189 GRODECKI, Louis u. M. v. Anne PRACHE und Roland RECHT: Architektur der Gotik (Weltgesch. der Architektur). Stg: Belser, 1976. 443 S., Abb., Pläne, Zeittaf. * Kunst 139/1
- 190 DERS. u. M. v. Catherine BRISAC und Claudine LAUTIER: Romanische Glasmalerei. Stg (u.a.): Kohlhammer, 1977. 298 S. * Kunst 285/1
- 191 HAHNLOSER, Hans Robert: VILLARD de Honnecourt. Kritische Gesamtausgabe des Bauhüttenbuches ms. fr. 19093 der Pariser Nationalbibliothek. 2. revidierte und erw. A. Graz 1972. II, 403 S., Abb., 212 Taf.
Einzigartige Q. (1225—1235?), vorzüglich erschlossen. * Kunst 733/3

- 192 Hans BALDUNG Grien. Staatliche Kunsthalle KA. AKat. 1959.
* Kunst 999/BAL 3
- 193 HAUSER, Arnold: Soziologie der Kunst. M: Beck, 3. A. 1988. 16, 824 S.
1. (?). A. 1974. 16, 818 S. S. 287 ff. Der Künstler im Wandel der Gesch.: MA. * Kunst 75/3
- 194 HEINZ-MOHR, Gerd: Lexikon der Symbole, Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. 9. A. M: Diederichs, 1988. 319 S., Abb. * Kunst 92/8
- 195 Historische Bildkunde. Probleme — Wege Beispiele. Hrg. von Brigitte TOLKENITT und Rainer WOHLFEIL (Z für hist. Forsch., Beiheft 12). Berlin: Duncker und Humblot, 1991. 260 S., Abb.
Schwerpunkt auf Reformationsgesch. und früher Neuzeit. S. 17—35 R. WOHLFEIL: Methodische Reflexionen zur Hist. Bildkunde.
- 196 HUSA, Václav: Homo Faber. Der Mensch und seine Arbeit. Wiesbaden 1971.
- 197 HUTH, Hans: Künstler und Werkstatt der Spätgotik. 2. erw. A. DA: WBG, 1967. 148 S., Abb.
S. 103—139 Verträge, u. a. der des Bildhauers Adam Krafft zur Errichtung des Sakramentshauses für St. Lorenz in Nürnberg (1493). * GE 69/1148
- 198 JANTZEN, Hans: Die Gotik des Abendlandes. Idee und Wandel (DuMont Dokumente, Reihe I). Köln: DuMont Schauberg, 1962. 263 S., Abb., Pläne.
S. 211—243 Qq, u. a. Suger von St. Denis, Goethe, Viollet-le-Duc; 257 f. Glossar.
- 199 DERS.: Kunst der Gotik. Klassische Kathedralen Frankreichs: Chartres, Reims, Amiens. Neuausgabe, erw. und kommentiert durch ein Nachwort von Hans-Joachim Kunst. Berlin: Reimer 1987. 241 S., Abb. * Kunst 150/7
- 200 JAXTHEIMER, Bodo W.: Gotik. Die Baukunst (Knaurs Stilkunde) M, Zürich: Knaur, 1982. 416 S., Abb., Kt., Pläne. * Kunst 139/2
- 201 JUNGSMANN, Josef Andreas S.J.: Symbolik der katholischen Kirche (Symbolik der Religionen, 6). Stg: Hiersemann, 1960. 100 S.
Anhang, S. 53—95, Ekhart SAUSER: Symbolik des katholischen Kirchengebäudes
* Rel 52/1 Bd. 6
- 202 KIESOW, Gottfried: Einführung in die Denkmalpflege. 2. verb. A. DA: WBG, 1989. 7, 221 S.
- 203 KIMPEL, Dieter / SUCKALE, Robert: Die gotische Architektur in Frankreich 1130—1270. M 1985.
- 204 KLOOS, Rudolf M.: Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit. DA: WBG, 1980. 10, 173 S., Abb.
- 205 KRAUSS, Heinrich / UTHEMANN, Eva: Was Bilder erzählen. Die klassischen Geschichten aus Antike und Christentum in der abendländischen Malerei. 2. überarb. A. 1988. M: Beck, 1988. 9, 546 S., Abb.
- 206 KUBACH, Hans Erich: Architektur der Romanik (Weltgesch. der Architektur). Stg: Belser, 1974. 431 S., Abb., Pläne, Zeittafel. * Kunst 138/1
- 207 KÜHN, Hermann: Erhaltung und Pflege von Kunstwerken und Antiquitäten. Mit Materialkunde und Einf. in künstlerische Techniken. Bd. 1—2. M 1981.
* Kunst 55/1

- 208 KÜNSTLE, Karl: Ikonographie der christlichen Kunst. FR: Herder.
 1. Bd.: Prinzipienlehre, Hilfsmotive, Offenbarungstatsachen. 1928.
 2. Bd.: Ikonographie der Heiligen. 1926.
 1. Bd. S. 12 ff., 58 ff. Erörterungen zum symbolischen Charakter christl. Kunst; 74 ff. zur Vorhalle des FRer Münsters. * Kunst 90/2
- 209 Kunst. Die Gesch. ihrer Funktionen. Hrg. von Werner BUSCH und Peter SCHMOOCK. Weinheim, Berlin: Quadriga (1987). * Kunst 77/3
- 210 Kunstgeschichte. Eine Einf. Hrg. von Hans BELTING (u. a.). 3. durchges. und erw. A. Berlin: D. Reimer, 1988. 375 S., Abb. * Kunst 70/3
- 211 LEE, Lawrence / SEDDON, George / STEPHENS, Francis (Text), HALLIDAY, Sonia / LUSBRINGTON, Laura (Fotos): Die Welt der Glasfenster. Zwölf Jahrhunderte abendländischer Glasmalerei in über 500 Farbbildern. FR (u. a.): Herder, 1977. 206 S. * TM 2° 77/486
- 212 Lexikon des alten Handwerks. Vom späten MA bis ins 20. Jh. Hrg. Reinhold REITH. M: Beck, 2. durchges. A. 1991. 325 S., Abb.
- 213 Lexikon der christlichen Ikonographie. Hrg. von Engelbert KIRSCHBAUM SJ und Wolfgang BRAUNFELS. Bd. 1—8. Rom, FR (u. a.) 1968—1976, ND 1990.
 Bd. 1—4 Allgemeine Ikonographie; Bd. 5—8 Ikonographie der Heiligen. Jeweils mit Qq (Bibel, Apokryphen, Kirchengesch.) und Lit. * Kunst 89/1; ND: * Kunst 90/7
- 214 Lexikon christlicher Kunst. Themen, Gestalten, Symbole. Erarbeitet von Jutta SEIBERT. FR (u. a.) 1980. * Kunst 89/4
- 215 Lexikon der Kunst. Architektur, Bildende Kunst, Angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie. Bd. 1—5. Leipzig 1968—1978. Neubearb. Bd. 1— , Leipzig 1987— . 1. A. und Neubearb.: * Kunst 2/3
- 216 LOSCHEK, Ingrid: Reclams Mode- und Kostümllexikon. 3., revidierte und erw. A. Stg: Reclam, 1994. 522 S., Abb.
- 217 MACAULAY, David: Sie bauten eine Kathedrale. Zürich, M 1974.
 Auch im dtv. Liebevoller Einf., weit mehr als nur ein Kinderbuch.
- 218 MAURICE, Klaus: Die deutsche Räderuhr. Zur Kunst und Technik des mechanischen Zeitmessers im dt. Sprachraum. Bd. 1—2. M: Beck, 1976.
- 219 MEYER, Heinz / SUNTRUP, Rudolf: Lexikon der mittelalterlichen Zahlenbedeutungen (Münstersche MA-Schriften, 56). M 1987. 44 S., 1016 Sp.
 Umfangreiche Qq. und Lit.nachweise. * Rel 430/1
- 220 Der mittelalterliche Baubetrieb Westeuropas. Katalog der zeitgenössischen Darst.en. U. M. v. (. . .) hrg. von Günther BINDING (32. Veröff. der Abt. Architektur des Kunsthist. Instituts der Univ. zu Köln). Köln 1987. 568 S., Abb.
 Viele das Verständnis erleichternde Strichzeichnungen. * Kunst 136/2
- 221 Mittelalterliches Kunsterleben nach Quellen des 11. bis 13. Jahrhunderts. Hrg. Günther BINDING und Andreas SPEER: Stg: Frommann, 1993. 346 S.
- 222 MÜLLER, Werner: Grundlagen gotischer Bautechnik. M: Dt KunstV., 1990. 318 S., Abb., Pläne, Reg. * Kunst 150/13

- 223 DERS. / VOGEL, Gunther: dtv-Atlas zur Baukunst. Tafeln und Texte (dtv 3020. 3021). Bd. 1—2. M: dtv, 1974/81. * Kunst 131, C6
- 224 Das Münster. Z für christl. Kunst und Kunstwiss. Jg. 1— , 1947/48— .
Die jeweils letzten 20 Jgg. im Lesesaal: * ZG 973
- 225 Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Hrg. von Friedrich BLUME. Bd. 1—17. 2. A. M: dtv, Kassel: Bärenreiter, 1990. 16545 S., Abb., Notenbeispiele, Tab.
- 226 NORMAN, Edward: Das Haus Gottes. Die Gesch. der christl. Kirchen. Stg (u.a.): Kohlhammer (1990). 312 S., Abb. * Kunst 150/12
- 227 NUSSBAUM, Norbert: Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik. Entwicklung und Bauformen. Köln: DuMont, 1985. 408 S., Abb., Kt., Pläne. * Kunst 428/1
- 228 OHLY, Friedrich: Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung. 2. A. DA: WBG, 1983. 1. A. 1977. 34, 422 S., Abb.: * GE 77/4865
- 229 Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik (2: in Köln). AKat des Schnütgen-Museums in der Josef-Haubrich-Kunsthalle. Hrg. Anton LEGNER. Bd. 1—3 Köln 1985. * TX 85/278 und TX 85/278a
- 230 Die Parler und der schöne Stil, 1350—1400. Europäische Kunst unter den Luxemburgern. Ein Hb. zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Kunsthalle Köln. Hrg. Anton LEGNER. Köln Bd. 1—3 1978, Bd. 4—5 1980.
Bd. 3, S. 55 65 B. Schock Werner: Bauhütte und Baubetrieb der Spätgotik. * Kunst 999/PAR 1
- 231 PEVSNER, Nikolaus: Europäische Architektur. M 1989.
- 232 Der Physiologus. Tiere und ihre Symbolik. Üb., erl. und mit einem Nachwort von Otto SEEL. M: Artemis & Winkler, 2. A. 1992. 128 S., Abb.
- 233 PLOSS, Emil Ernst: Ein Buch von alten Farben. Heidelberg, Berlin 3. A. 1973.
- 234 Propyläen Kunstgeschichte (s. BAUMGART, Nr. 94).
Mittelalter: Bd. 5 (H. Fillitz, 1969), Bd. 6 (Otto von Simson, 1972), Bd. 7 (Jan Bialostocki, 1972)
* Kunst 100/1
- 235 Propyläen Technikgeschichte. Bd. 1—5, Berlin: Propyläen V., 1991—1992.
Von 750 v. Chr. bis ins 20. Jh.
- 236 Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. Begonnen von Otto SCHMITT, hrg. vom Zentralinstitut für Kunstgesch., München; Redaktion Karl-August Wirth. Bd. 1— , Stg (später: München) 1937— .
Erschienen bis ‚Flammleiste‘. * Kunst 3/1
- 237 Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken. Stg: Reclam.
* Kunst 56/1 Bd.1 3
1. Bd. KÜHN, Hermann (u.a.): Farbmittel, Buchmalerei, Tafel- und Leinwandmalerei. 1984. 475 S., Abb., Taf.
2. Bd. KNOEPFLI, Albert (u.a.): Wandmalerei, Mosaik. 1990. 536 S., Abb., Taf.
3. Bd. WEISS, G. (u.a.): Glas, Keramik und Porzellan, Möbel, Intarsie und Rahmen, Lackkunst, Leder. 1986, 388 S., Abb., Taf.
- 238 REINLE, Adolf: Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter. Eine Einführung. DA: WBG, 1988. 6, 334 S., Abb. * Kunst 169/2

- 239 DERS.: Zeichensprache der Architektur. Symbol, Darst. und Brauch in der Baukunst des MA und der Neuzeit. Zürich, M: Artemis, 1976. 364 S., Abb., Pläne.
* GE 4° 76/8467
- 240 Repertorio delle cattedrali gotiche. Index of the Gothic Cathedrals. Editor Ernesto BRIVIO. Bd. 1—2. Mailand 1986.
Bd. 1, S. 195—204 H. TRILLER: FR. * Kunst 150/9
- 241 RICE, Talbot: Beginn und Entwicklung christlicher Kunst (DuMont Dokumente, Reihe I). Köln: M. DuMont Schaubert, 1961. 211 S., Abb.
Innere Umschlagseiten: Die häufigsten biblischen Themen in der Kunst.
- 242 ROSENBERG, Marc: Der Goldschmiede Merkzeichen. 3. A. Bd. 1—3. Frankfurt/M. 1922—1925.
- 243 SACHS, Hannelore / BADSTÜBNER, Ernst / NEUMANN, Helga: Christliche Ikonographie in Stichworten. Berlin 1991. 2., verb. A. Leipzig 1980: * Kunst 89/2
- 244 SAUER, Joseph: Symbolik des Kirchengebäudes und seiner Ausstattung in der Auffassung des Mittelalters. Mit Berücksichtigung des Honorius Augustodunensis, Sicardus und Durandus. FR 2. A. 1924, ND Münster 1964. 27, 486 S. Abb.
- 245 SCHILLER, Gertrud: Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. 1—5/2 und, bearb. von Rupert SCHREINER, Reg. beiheft zu Bd. 1—4/2. Gütersloh 1966—1991.
* Kunst 90/1
- 246 SCHILLING, Margarete: Glocken. Gestalt, Klang und Zier. Bilder von Klaus G. Beyer und Constantin Beyer. M: Beck, 1988. 369 S., Abb.
- 247 SCHINDLER, Herbert: Der Schnitzaltar. Meisterwerke und Meister in Süddeutschland, Österreich und Südtirol. Regensburg: Pustet, 1978. 338 S., Abb.
* TM78/3092
- 248 SCHMIDT, Heinrich / SCHMIDT, Margarethe: Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst. Ein Führer zum Verständnis der Tier-, Engel- und Mariensymbolik. M: Beck, 4. A. 1989. 337 S., Abb. 1. A. 1981. 330 S., Abb.: * Kunst 90/4
- 249 SCHMITT, Jean-Claude: Die Logik der Gesten im europäischen Mittelalter. Stg: Klett-Cotta, 1992. 420 S., Abb.
- 250 SCHÖLLER, Wolfgang: Die rechtliche Organisation des Kirchenbaues im Mittelalter, vornehmlich des Kathedralbaues. Baulast, Bauherrenschaft, Baufinanzierung. Köln (u. a.): Böhlau, 1989. 63, 406 S.
53 S. Qq. und Lit. — Anhang: Fabrikrechnungen und sonstige Kirchenbaurechnungen des 13. und 14. Jahrhunderts [Nachweise]. * SW89/1773
- 251 SEDLMAYR, Hans: Die Entstehung der Kathedrale. Zürich 1950. ND (mit Nachwort des Autors von 1976 und Vorwort von Bernhard RUPPRECHT von 1988) Graz 1988. 16, 614 S., Abb. * Kunst 150/5
- 252 DERS.: Kunst und Wahrheit. Zur Theorie und Methode der Kunstgeschichte. Verm. Neuausgabe Mittenwald 1978. 261 S., Abb.
S. 26ff. Die Kunstgesch. auf neuen Wegen; 181 ff. Über das Interpretieren von Werken der bildenden Kunst. * Kunst 71/1
- 253 SEGERS, Volker: Studien zur Geschichte der deutschen Steinmetzenbrüder-

schaft. Mit besonderer Berücksichtigung der für das Straßburger Gebiet geltenden Ordnungen und Bestätigungsurkunden (15.—17. Jh.). Phil. Diss. FU Berlin 1980. 259 S.

Anhang: Qq, u. a. S. 165—183 Die allgemeine Bruderschaftsordnung der Steinmetzen „in dt. Landen“ von 1459. * DS 81/2245

254 SELLERT, Wolfgang: Recht und Gerechtigkeit in der Kunst. GÖ: Wallstein V., 1993. 136 S., Abb.

255 SIMSON, Otto von: Die gotische Kathedrale. Btt. zu ihrer Entstehung und Bedeutung. 4., gegenüber der 2. und 3. unv. A. DA: WBG, 1982. 376 S., 48 Taf., Abb., Pläne. * Kunst 150/6

256 STAEDEL, Else: Ikonographie der Himmelfahrt Mariens (Sammlung Heitz, III/7). Straßburg (u. a.) 1935. 13, 275 S., Abb. * F 1526, i

257 STANGE, Alfred: Das frühchristliche Kirchengebäude als Bild des Himmels. Köln 1950. 162 S., Abb., Pläne. * F 5399, ay

258 Steingewordene Träume. Vollendung gotischer Kirchtürme im 19. Jh. AKat. Ulm 1990.

259 STRATEN, Roloff van: Einführung in die Ikonographie. Berlin: D. Reimer, 1989. * Kunst 86/1

260 SWAAN, Wim: Kunst und Kultur der Spätgotik. Die europäische Bildkunst und Architektur von 1350 bis zum Beginn der Renaissance. FR (u. a.): Herder, 1978. 232 S., Abb. * Kunst 109/1

261 DERS.: Die großen Kathedralen. Köln: DuMont Schauberg, 1969. 328 S., Abb., Faks. S. 233 240 FR. * Kunst 150/4

262 THIEME / BECKER: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begr. von Ulrich THIEME und Felix BECKER [. . .] hrg. von Ulrich Thieme. Bd. 1—37. Leipzig: Seemann, 1907—1950. * Kunst 10/2

263 ULLMANN, Arnulf von: Bildhauertechnik des Spätmittelalters und der Frührenaissance. DA: WBG, 1984. 7, 155 S., Abb.

264 WEHLTE, Kurt: Werkstoffe und Techniken der Malerei. Mit einem Anhang über Farbenlehre. 3. A. Ravensburg, 1977. * Kunst 525/1

265 WILCKENS, Leonie von: Die textilen Künste. Von der Spätantike bis um 1500. M: Beck, 1991. 428 S., Abb.

266 WILK-MINCU, Barbara: Wie finde ich kunstwissenschaftliche Literatur (Fachlit. — Orientierungshilfen, 21). 3. (. . .) A. Berlin 1992. 415 S.

267 WINKELMANN, Heinrich in Zusammenarbeit mit (. . .): Der Bergbau in der Kunst. Essen: V. Glückauf, 1958. 474 S., Abb.

Abb. 34f. Ausschnitt aus dem Schauinsland-Fenster mit Bergbauszenen.

268 Wörterbuch der Kunst. Begr. von Johannes JAHN, fortgeführt von Wolfgang HAUBENREISSER (KTA, 165). 11. durchges. und erw. A. Stg: Kröner, 1989. 10, 932 S., Abb. * Kunst 4/4

269 Wörterbuch der Symbolik. Hrg. Manfred LURKER (KTA, 464). Stg: Kröner, 4. durchges. und erw. A. 1988. * Rel 50/2

j) ‚Hilfswissenschaften‘

270 BRANDT, Ahasver von: Werkzeug des Historikers. Eine Einf. in die Hist. Hilfswiss.en (Urban-Taschenbücher, 33). 9. erg. A. Stg (u. a.): Kohlhammer, 1980. 208 S., Tafeln.

S. 29ff. Die Zeit: Chronologie; 119ff. Die Wappen: Heraldik. * Gesch 16/1

271 CAPPELLI, Adriano: Lexicon abbreviaturarum. Dizionario di abbreviature latine ed italiane usate nelle carte e codici specialmente del medio-evo riprodotte con oltre 14000 segni incisi. 6. A. Mailand 1961. 73, 533 S.

Ergänzung Nr. 276f * Gesch 25/3

272 Clavis mediaevalis. Kleines Wörterbuch der Mittelalterforschung. In Gemeinschaft mit Renate KLAUSER hrg. von Otto MEYER. Wiesbaden 1962, ND 1966 u. ö. * Gesch 100/4

273 GROTEFEND, Hermann: Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Hannover.

1. Bd.: Glossar und Tafeln. 1891.

2. Bd., 1. Abt.: Kalender der Diözesen Deutschlands, der Schweiz und Skandinaviens. 2. Abt.: Ordenskalender, Heiligenverzeichnis. Nachträge zum Glossar. 1892—1898. ND Aalen: Scientia, 1970: * Gesch 18/1

272 Ders.: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 1898.

12. A. durchges. von Jürgen ASCH. Hannover 1982. 8, 222 S.: * Gesch 18/2

275 GRUN, Paul Arnold: Schlüssel zu alten und neuen Abkürzungen. Wb. lat. und dt. Abkürzungen des späten MAs und der Neuzeit mit hist. und systematischer Einf. für Archivbenutzer, Studierende, Heimat- und Familienforscher u. a. (Grundriß der Genealogie, 6). Limburg/L. 1966. 15, 314 S.

Auch arabische Ziffern; Münz-, Gewichts- und Maßbezeichnungen; Heraldische, Planeten- und Tierkreiszeichen. * HSS4/A1080

276 PELZER, Auguste: Abbreviations latines médiévales. 2. A. Löwen 1966.

1. A. Paris 1964. 7, 86 S.: * Gesch 25/4

Untersuchungen zur Datierung des Schwabentorbaus — können Steinmetzzeichen zur Ermittlung der Baudaten beitragen?

Von
JOHANNES MANGEI

Für den Versuch, einmal naturwissenschaftliche und kunsthistorische Datierungsmethoden in der Bauforschung an einem Beispiel aus dem Breisgau vorzustellen, scheint das Freiburger Schwabentor gut geeignet. Denn an verschiedenen Anläufen, das Alter dieses Turmtores auf die eine oder andere Art zu bestimmen, hat es bisher nicht gemangelt. Und doch konnte bis zuletzt keiner der Ansätze ein präzises Ergebnis liefern. Dabei mußte sich die kunsthistorische Richtung, wie in den meisten vergleichbaren Fällen, mit möglichst fundierten Intervallschätzungen (*um 1250* oder *in der Mitte des 13. Jahrhunderts*) begnügen; eine erste dendrochronologische Datierung scheiterte am nicht ausreichenden Probenmaterial. Für das Martinstor dagegen wird seit der dendrochronologischen Untersuchung von 1987 der Baubeginn auf die Zeit um 1201/02 angesetzt.¹ Inzwischen liegt ein weiteres Datierungsergebnis für die mittelalterliche Stadtbefestigung von Freiburg vor; so sprechen — entgegen der bisher vorherrschenden Ansicht, „die Ummauerung der Innenstadt dürfte um 1200 begonnen haben“² — die Ergebnisse stratigraphischer Untersuchungen für eine Erbauung der Stadtmauer schon im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts.³ Da aber mit Hilfe der Dendrochronologie für das Schwabentor kein gesichertes Datum ermittelt werden konnte, wurde dessen Errichtung wie schon in den Arbeiten von Fritz Geiges vom Ende des letzten Jahrhunderts zumeist in die Zeit um 1250 gelegt. Zur Begründung dieser zeitlichen Einordnung werden nach wie vor die folgenden vergleichenden Beobachtungen genannt:⁴

1. Der spitzbogige „gotische“ Torbogen des Schwabentores gegenüber dem „romantischen“ Rundbogen des Martinstores.
2. Der im Vergleich zum Martinstor höhere und schlankere Baukörper des Schwabentores.
3. Die wehrtechnisch modernere Bauweise des Schwabentores als stadtseitig offener Schalen- oder Dreimauerturm gegenüber dem Martinstor als rundum geschlossenem Viermauerturm.

Außer diesen Kriterien erwähnt Geiges noch *die verschiedene Profilierung des Kämpfergesimses* an beiden Toren, die ihm zufolge ebenfalls für eine Erbauung des Schwabentores um 1250 spricht.⁵ Die von Fritz Baumgarten vorgeschlagene zeitliche Einordnung der über dem stadtseitigen Torscheitel angebrachten Dornauszieherfigur *um 1200 herum* bleibt zu vage, als daß sie für die Datierung des Tores heranzu-

ziehen wäre.⁶ Fritz Geiges führt als ein weiteres Argument die am Schwabentor in großer Zahl auftretenden Steinmetzzeichen an: *Die Erbauung des Schwabenthores ... dürfte nach Ausweis der vorhandenen Steinmetzzeichen, deren sich ungefähr 17 vorfinden, etwa in die Mitte des 13. Jahrhunderts zu setzen sein.*⁷

Im Folgenden sollen diese Anhaltspunkte kritisch überprüft werden, wobei das Augenmerk hauptsächlich auf die Dreimauerbauweise und auf die Steinmetzzeichen gerichtet wird, weil hier einerseits weitergehende Aufschlüsse erhofft wurden, andererseits besonders hinsichtlich der Steinmetzzeichen in methodischen Fragen offenbar immer noch Klärungsbedarf besteht.

Die beiden zuerst genannten baulichen Unterschiede sind nun für die Datierung des Schwabentores insofern von Belang, als daß sie Hinweise auf die Baureihenfolge der erhaltenen Turmtore darstellen. Verständlicherweise kommen sie damit als Belege für ein absolutes Datum (z. B. 1250) oder auch für einen enger begrenzten Zeitraum allein nicht in Betracht. Denn weder der schlankere Baukörper noch der als „gotisch“⁸ angesprochene Spitzbogen weisen den Bau in ein bestimmtes Jahrzehnt oder notwendigerweise in die Mitte des 13. Jahrhunderts; allerdings sprechen sie zweifellos für eine Erbauung des Schwabentores nach der des Martinstores, also etwa frühestens für die Zeit nach 1210,⁹ wobei aufgrund der genannten deutlichen Unterschiede in den Bauformen der beiden Turmtore eher von einem größeren zeitlichen Abstand auszugehen ist.

Typologischer Anhaltspunkt: Zum Auftreten von Schalen- oder Dreimauertürmen

In strategischer Hinsicht ist der zur Stadtseite hin offene Schalenturm gegenüber dem rundum geschlossenen Viermauerturm als wehrtechnisch fortschrittlicher anzusehen: *bei dieser zeitlich jüngeren Wehrform war es dem Belagerer, auch wenn er schon den Torturm erobert hatte, unmöglich, von ihm aus die Stadt zu bekämpfen.*¹⁰ Als weitere Vorteile dieser Bautechnik nennt Udo Mainzer in seiner Dissertation über „Stadttore im Rheinland“ Material- und Zeitersparnis.¹¹ Bliebe der Blickwinkel weiter auf die beiden erhaltenen Freiburger Tore beschränkt, so würde sich aus den unterschiedlich „modernen“ Bauformen nichts weiter als das ohnehin bekannte, wenig aufsehenerregende Nacheinander ihrer Errichtung ergeben. Dagegen bliebe noch zu prüfen, ob aus einem Überblick über das zeitliche Auftreten solcher Dreimauertürme in unserer Region und angrenzenden Gebieten (soweit dort einigermaßen gesicherte Datierungen vorliegen)¹² ein weiterer Hinweis auf die Entstehungszeit des Schwabentores gewonnen werden kann. Dabei soll nicht der Eindruck vermittelt werden, es handele sich bei den angesprochenen Schalentürmen um besonders exotische Turmformen. Im Gegenteil sind in einigen hoch- und den meisten spätmittelalterlichen Befestigungsanlagen solche Bauwerke zu finden.¹³

Zunächst sei auf die Wormser Stadtbefestigung hingewiesen, die zwischen 1225 und 1235 entstand: *deren Turmtore öffnen sich zur Stadtseite hin mit zwei — bei einigen breiten Türmen oder Toren auch drei — großen Spitzbogenfenstern. Sie nahmen die ganze Breite des Turmes ein und sollten verhindern, daß ein vom Feind erobertes Turm als Bollwerk gegen die Stadt benutzt wurde.*¹⁴ Diese stadtseitig nicht vollstän-



Abb. 1 Feldseite des Schwabentors im Jahre 1897; Baubestand vor dem historisierenden Umbau der Jahrhundertwende. (Foto: Stadtarchiv Freiburg)

dig offene Turmform könnte man als eine Art Übergangslösung vom Vier- zum Dreimauerturm ansehen, wobei die Ausführung mit den beschriebenen Bogen offenbar dem gleichen strategischen Zweck diene.

Im Zusammenhang mit der regionalen Fragestellung dürften vergleichbare Stadttore der deutschen und schweizerischen Zähringerstädte, sowie andere Beispiele aus der näheren Umgebung Freiburgs am aufschlußreichsten sein. So wäre etwa an den Berner Zeitglockenturm zu denken, der zu den ältesten erhaltenen Teilen der dortigen Befestigung zählt. Die heutige Gestalt des Turmes wird größtenteils von einer 1770/71 durchgeführten Umgestaltung bestimmt, dagegen ist der Turmkern mit *stadteinwärts offenem Grundriß mit der 2,8 m starken Frontmauer . . . und der 2,15 bis 2,25 m starken Nord- und Südmauer* zum ursprünglichen Bestand zu rechnen.¹⁵ Terminus ante quem für dessen Erbauung dürfte nach den schriftlichen Quellen das Jahr 1239 sein, in dem die zum Tor gehörende Zugbrücke zum erstenmal erwähnt wird.¹⁶ In der Frage einer genaueren Datierung des Torbaus geht Paul Hofer nicht zuletzt aufgrund der Erkenntnisse aus der 1983 abgeschlossenen Restauration von der Zeit um 1220 bis 1230 aus. In diesem Jahrzehnt wurde die Stadt, nach Hofers Auffassung, westwärts bis auf die Höhe des Zeitglockenturms erweitert.¹⁷

Geographisch naheliegender ist der Blick auf die Villinger Stadttore: Eine bisher nicht nur von Berent Schwineköper erwogene *erste Befestigung in Gestalt von Wall, Graben und Palisaden*¹⁸ aus der Zeit des letzten Zähringerherzogs konnte dort bei Untersuchungen der fraglichen Bereiche in den letzten Jahren nicht nachgewiesen werden; vielmehr wurden archäologische Befunde ermittelt, die für eine Anlage der Stadtmauer noch unter Bertold V. sprechen.¹⁹ Die Entstehungszeit der steinernen Befestigungsbauten, in deren Zuge auch der Bau der Villinger Schalenturm-Tore vermutet wurde, legte man in die Zeit von 1220 bis 1250, die ersten drei Jahrzehnte unter staufischer Reichsherrschaft.²⁰ Dieser zeitliche Ansatz trifft nach heutigem Kenntnisstand nur für die Erbauung der Turmtore zu; so konnte das im Westen der Ummauerung gelegene Riedtor dendrochronologisch auf 1232 und das Bickentor auf 1260 datiert werden.²¹ Die auffällige Ähnlichkeit der erhaltenen Tore läßt im Zusammenhang mit den verhältnismäßig weit auseinanderliegenden Daten der genannten Tore die Vermutung zu, daß mit der Erstellung von Obertor und Unterem Tor ebenfalls etwa in der Zeit von 1230–1260 zu rechnen ist.

Irreführend ist nach heutiger Erkenntnis die traditionelle Datierung des Niedertorturmes von Bräunlingen (Baar) auf 1203. Diese beruht auf den Angaben des St. Blasianer Paters Franz Xaver Kreutter aus dem Jahr 1790, der behauptet, zu seiner Zeit habe sich an diesem Stadttor die in Stein gehauene Jahreszahl 1203 befunden. Schon etwa hundert Jahre später konnte eine solche Zahl nicht mehr aufgefunden werden. Als Begründung für dieses „Verschwinden“ werden später angebaute *stark ausladende Stützen und Streben* genannt, die den betreffenden Quader verdecken.²² Die Existenz der datierenden Inschrift kann ohne weiteres weder nachgewiesen noch widerlegt werden. Wenn man aber davon ausgeht, daß sich dort eine Jahreszahl befunden hat, liegt der von Kreutter angegebenen Zahl offensichtlich ein Lesefehler zugrunde. Man geht vielmehr inzwischen davon aus, daß der Befestigungsbau ins frühe 14. Jahrhundert zu setzen ist.²³ Weitere in Schalenbauweise erbaute Stadttore nach der Mitte des 13. Jahrhunderts sind in Bern der Käfigturm vor 1286²⁴ und der Chri-

stoffelturm um 1345²⁵ sowie der Schaffhauser Römerturm um 1360²⁶. Mit Sicherheit wären noch weit mehr Beispiele anzuführen,²⁷ worauf hier jedoch verzichtet werden kann. Denn zum einen soll wegen der bei Typologieschlüssen gebotenen Skepsis auch dieser Anhaltspunkt nicht für eine eng umgrenzte Datierung strapaziert werden; zum anderen zeigen schon die datierbaren Vergleichsbauten aus dem Umfeld von Freiburg deutlich, daß mit dem Auftreten von Stadttoren in der Schalenbauweise in unserem Raum frühestens um 1230 zu rechnen ist.²⁸

Für das Freiburger Schwabentor bedeutet dies, daß eine Erbauung noch unter Bertold V., wie sie oben nicht ausgeschlossen wurde, schon aus typologischen Erwägungen heraus als unwahrscheinlich anzusehen ist.

Zur Datierung mittels Steinmetzzeichen

Doch nun zu den von Fritz Geiges ins Spiel gebrachten Steinmetzzeichen. Können sie zur Klärung der Daten beitragen? Leider sind seine dazu veröffentlichten Ausführungen recht knapp gehalten;²⁹ so läßt er sich, was zum Beispiel seine Auswertungsmethoden betrifft, nicht in die Karten schauen. Nicht zuletzt deshalb sollte dieser Ansatz einmal unter die Lupe genommen werden, zumal auch nach der ersten erfolglosen Jahrring-Untersuchung am Schwabentor immer wieder eine eventuell mögliche frühere Datierung im Gespräch war.³⁰ Dazu scheinen mir einige grundsätzliche Bemerkungen notwendig, denn — von Fachleuten aus Bauforschung und Denkmalschutz einmal abgesehen — gehen auch im Kreis der übrigen an Baugeschichte Interessierten die Auffassungen über Zweck und Interpretationsmöglichkeiten der Steinmetzzeichen weit auseinander.

Bis heute üben dabei Steinmetzzeichen offenbar auf manchen einen besonderen Reiz aus; das mag zum einen mit romantischen Vorstellungen zusammenhängen, die hinter mittelalterlichen Bauhütten Geheimbünde, verschwiegene Bruderschaften und anderes mehr vermuten, zum anderen damit, daß auch heute noch die eine oder andere (allerdings weniger mysteriöse) Frage im Zusammenhang mit diesen Zeichen unbeantwortet geblieben ist. So hat sich zwar *in der Forschung die Meinung durchgesetzt, daß die Zeichen mit der Lohnabrechnung in Zusammenhang stehen*,³¹ letztendlich konnte diese plausible Theorie aber weder bewiesen, noch eine zufriedenstellende Erklärung für das Fehlen der Zeichen auf einem Großteil der betreffenden Quader gefunden werden. Wohl auch deshalb ranken sich zum Teil abenteuerliche Theorien, die zwar ausgesprochen phantasievoll, für eine sinnvolle Auswertung der Zeichen in der Bauforschung aber wenig hilfreich sind, um die Kreuze, Dreiecke, die vermeintlichen oder tatsächlichen Buchstaben und die anderen in Stein gehauenen Figuren. Eine aus heutiger Sicht folgenschwere Fehleinschätzung, die durch die Forschungen seit der grundlegenden Arbeit Wolfgang Wiemers³² widerlegt werden konnte, bestand in der Ansicht, man habe es schon bei den Zeichen des 12. und 13. Jahrhunderts mit individuell und einmalig gewählten Formen zu tun. Diese irrige Voraussetzung führte dazu, daß nicht nur *Schlüsse aus gleichen Zeichen auf gleiche Hände an verschiedenen Orten* gezogen wurden,³³ sondern auch versucht wurde, mittels eines bestimmten Zeichens Bauwerke zu datieren. Während dabei oft schon wenige vereinzelte Marken als Grundlagen weitergehender Folgerungen ausreichend

erschienen, sollten heute nur aufgrund klar gegeneinander abgrenzbarer Gruppen Aufschlüsse zur Abfolge einzelner Bauteile innerhalb desselben Baus ermittelt werden.³⁴ Denn Vergleiche der in dieser Zeit anzutreffenden Formen zeigen unmißverständlich, daß es sich um vergleichsweise wenige Zeichentypen handelt, *die nur eine sehr beschränkte Variationsbreite aufweisen*³⁵ und somit an verschiedenen Orten zum Teil gleichzeitig, zum Teil mit Abständen von mehr als fünfzig Jahren, *stets die gleichen Grundformen wiederkehren . . . Daraus ergibt sich zwangsläufig auch, daß man mit Zeichen nicht datieren kann.*³⁶ Die dafür vorgeschlagenen Erklärungen, wie die Übernahme des Zeichens vom Vater durch einen im gleichen Handwerk tätigen Sohn, reichen zumindest für die wenigen Formen des 12. und 13. Jahrhunderts allein nicht aus.

Ähnliche Zeichentypen, die unmöglich vom selben Steinmetzen stammen können, finden sich daher auch an einigen Freiburger Gebäuden; besonders gilt dies für die einfachen Formen wie Quadrat, Dreieck, Kreis, Kreuze und einfache Buchstabenzeichen. Beispielsweise befinden sich Steinmetzzeichen in Form eines ungefähr gleichseitigen Dreiecks an den Ostjochen des Münsters aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ebenso wie am Schwabentor, an der „Ölmühle“ in der Gerberau, aber auch an der neuen Adelhauser Kirche aus dem 17. Jahrhundert.

Wie aber ist Fritz Geiges damals vorgegangen? Außer in seiner eingangs zitierten Feststellung³⁷ von 1885 äußerte er sich noch einmal zu dieser Frage in seiner knapp fünfzig Jahre später erschienenen Arbeit über die Glasfenster des Freiburger Münsters:

*Während am Martinstor nur 3 Marken feststellbar wurden, weist das Schwabentor unter seiner nicht geringen Zahl charakteristischer Marken neben nicht wenigen, die auch an den Ostjochen des Münsters auftreten, eine an diesen Bauteilen nicht nachweisbare Wappenmarke von einer der angenommenen Entstehungszeit entsprechenden Schildform auf. In Freiburg findet sich diese Marke in ungewöhnlicher Größe und darum als Meisterzeichen deutbar zugleich am nordöstlichen Strebepfeiler des Chores der früheren Franziskanerkirche . . .*³⁸

Das heißt also, daß Geiges, wohl im Zusammenhang mit seinem künstlerischen Schaffen an den betroffenen Bauten,³⁹ dort auf eine Vielzahl solcher Steinmetzzeichen stieß, sie sorgfältig aufzeichnete und dabei — wie oben gezeigt wurde — fast zwangsläufig auf einige übereinstimmende Formen gestoßen war.⁴⁰ Nach dem damaligen Kenntnisstand und bei der räumlichen wie (vermuteten) zeitlichen Nähe der Gebäude lag danach nichts näher, als von den gleichen Zeichenformen auf gleiche Steinmetzen zu schließen. Doch genau solche zunächst einleuchtenden Folgerungen meint Karl Oettinger, wenn er davon spricht, daß *selbst bei benachbarten und in Stilberührung stehenden Bauhütten . . . Schlüsse auf gleiche Steinmetzenhände nur auf Grund gleicher Zeichen in der Luft hängen.*⁴¹

Einige Details, auf denen diese Beobachtungen von Fritz Geiges beruhen, sind heute aus praktischen Gründen nicht mehr nachzuvollziehen und deshalb manche seiner Ergebnisse nur schwer überprüfbar: So konnte die von ihm genau beschriebene Wappenmarke, trotz ihrer besonders auffälligen Größe von angeblich 51 cm und trotz der sehr genauen Angaben zum Fundort des Zeichens, nicht festgestellt werden.⁴² Auch Peter Schmidt-Thomé, der 1974 gerade im Bereich des nordöstlichen Strebe-

pfeilers im Rahmen einer archäologischen Notuntersuchung Grabungen durchführte, stieß nicht auf die von Geiges beschriebene Wappenmarke. Allerdings wurden dabei dicht neben den Chorstrebe Pfeilern eine größere Anzahl von Skeletten gefunden:⁴³ Interessanterweise vermutete Geiges aufgrund der besonderen Größe des Wappenzeichens genau an dieser Stelle das Grab des Steinmetzenmeisters.⁴⁴ Sei es aufgrund von Kriegszerstörungen, Verwitterung oder Renovierungsmaßnahmen — heute ist nicht mehr festzustellen, ob und in welcher Form hier ein derartiges Zeichen auftrat. Wenn man von dieser problematischen Wappenmarke also einmal absieht, zeigt sich, daß nach Geiges' eigenen Aufzeichnungen von insgesamt dreißig verschiedenen Zeichentypen am Schwabentor und dem Chor der ehemaligen Franziskanerkirche beim besten Willen nur vier übereinstimmende Formen auszumachen sind.⁴⁵ Schon dieser Sachverhalt deutet an, auf welch unsicherem Fundament Geiges' Feststellungen über die Beziehungen zwischen den beiden Gebäuden, selbst nach damaligem Kenntnisstand stehen.

Eine Sammlung der Steinmetzzeichen am Freiburger Münster wurde von Geiges 1896 im Auftrag des Münsterbauvereins begonnen.⁴⁶ Allerdings erlauben diese unerschlossen gebliebenen Inventare selbst mit Hilfe des heute vorliegenden, weiteren Materials keine Beurteilung der quantitativen oder qualitativen Übereinstimmungen von Zeichen an den frühgotischen Teilen des Münsters mit denen des Turmtores.⁴⁷ Aber offenbar hat er auch am Münster solche, seiner Ansicht nach übereinstimmenden Zeichen vorgefunden, aus denen er schloß, daß *dieselben Steinmetzen, welche die Quader des Domes so kunstvoll geformt und aufeinander gefügt, auch hier [am Schwabentor, d. V.] den Zweispitz geschwungen*⁴⁸ hatten. Doch gelten für diese von ihm vermuteten Beziehungen zwischen Münster und Schwabentor mit gleicher Berechtigung die oben erläuterten, grundsätzlichen Einwände.

Daraus ergibt sich, daß die Steinmetzzeichen als Anhaltspunkt für eine solche Datierung des Schwabentores nicht in Frage kommen.

Eine erneute dendrochronologische Untersuchung

Nach Abschluß der vor wenigen Jahren durchgeführten umfangreichen Renovierungsarbeiten an diesem Turmtor wurde noch ein zweiter Versuch unternommen, mit Hilfe der Dendrochronologie ein Baudatum zu ermitteln. Wieder wurde Ing. grad. Lohrum mit der Untersuchung betraut.⁴⁹ Die gravierenden Eingriffe, die das mittelalterliche Bauwerk im Lauf unseres Jahrhunderts gleich zweimal über sich ergehen lassen mußte,⁵⁰ hatten schon die erste, eingangs angesprochene Analyse nicht erleichtert; und auch die neuerlichen Recherchen mußten diesen Umständen Rechnung tragen. Allerdings konnte, auch aufgrund des in den letzten Jahren zahlreicher gewordenen Probenmaterials aus dem mittelalterlichen Freiburg, zuletzt doch noch ein Datum ermittelt werden: Ein gekrümmter Eichenbalken, der sich stadtseitig über dem dritten Obergeschoß in originaler Lage befindet, weist mit dem letzten Jahresring von 1261 bei einer Splintgrenze von 1251 auf ein Fälldatum um 1271 (± 10 Jahre). Bestätigt und konkretisiert wird dieser Befund von einer Probe aus einem Tannenholz-Deckenbalken über dem ersten Obergeschoß, für die bei vorhandener Waldkante als Zeitpunkt der Fällung der Winter 1265/66 festgestellt wurde.⁵¹ Allerdings kann erst die



Abb. 2 Auszug aus der von Fritz Geiges angelegten Sammlung von Steinmetzzeichen am Freiburger Münster. (Vorlage: Münsterbauverein)

noch ausstehende Bauuntersuchung des Turminnenen ergeben, ob die hier angetroffenen Balkennester original oder gestört sind, da sie an der Oberfläche modern mit Betonmörtel verschmiert sind. Weil bisher keine weiteren datierbaren Hölzer ermittelt werden konnten, kommt damit der kunsthistorischen Argumentation eine weitere Bedeutung zu: denn würde diese dem dendrochronologisch ermittelten Wert widersprechen, so müßte der Schluß vom Alter des hölzernen Bauteils auf das Alter des Gebäudes insgesamt unterbleiben.⁵²

Im Gegensatz zu dem ebenfalls dendrochronologisch gewonnenen Datum für das Martinstor, das wegen mehrerer übereinstimmender Proben als gesichert gilt, deuten sich am Beispiel des Schwabentores bisher noch erste Grenzen dieser naturwissenschaftlichen Datierungsmethode an.⁵³ Da die übrigen bekannten Befunde zusammen mit der Lage, Dimension und Art der datierten Hölzer jene zunächst ausschließlich für die Balken gültige Jahreszahl hinreichend bestätigen, kann trotz der angesprochenen Einschränkung auch der Baubeginn am Schwabentor auf die Zeit um 1265 festgelegt werden.

Für die Geschichte der Freiburger Stadtbefestigung stellt dieses Datum ein weiteres Detail unseres Wissens speziell über den südlichen Abschnitt des inneren Mauerrings dar, wie es hier zum Schluß in aller Kürze etwa so skizziert werden könnte: Die in Resten noch heute erhaltene innere Stadtmauer, auf deren Planung sich wohl schon die im Marktprivileg Konrads von Zähringen von 1120 enthaltene Bestimmung über den erbenlosen Nachlaß⁵⁴ beziehen läßt, wurde schon bald nach diesem Rechtsakt — jedenfalls noch unter Herzog Konrad († 1152) — begonnen und in einem vergleichsweise einheitlichen Bauvorgang ausgeführt. Da die wehrhaften Turmtore zum Teil erst Generationen später die Zugänge zur Gründungsstadt verstärken, ist an ihrer Stelle mit einfacheren Vorgängerbauten zu rechnen, die man sich am ehesten als einfache Bogendurchgänge in der Stadtmauer vorstellen wird.⁵⁵ Noch unter Bertold V. († 1218) wird mit dem Martinstor mindestens einer dieser Eingangsbereiche massiv ausgebaut, wobei der Torturm neben den wehrtechnischen Aufgaben sicher auch repräsentative Funktionen erfüllt. Auftakt zu diesem Ausbau ist also nach den bisherigen Erkenntnissen wohl das um 1201 begonnene Martinstor, das den südlichen Zugang zur Marktstraße bewehrt. Bis zum Bau des Schwabentorturmes am zweiten Südausgang der Stadt um 1265 vergehen zwei weitere Generationen, wobei in diesen Zeitraum die Erbauung zumindest des Lehenertores zu setzen ist, das 1277 urkundlich erwähnt wird.⁵⁶ Ob dabei das Schwabentor den Schlußpunkt jenes Befestigungsausbaus darstellt oder ob andere Tore des inneren Mauerrings noch später entstanden, muß offen bleiben; dagegen kann man davon ausgehen, daß diese Arbeiten an den Toren der inneren Stadtmauer noch im Gange waren, während bereits in der Neuburg, der nördlichen Vorstadt der zähringischen Marktanlage, erste *Befestigungswerke im Ansatz . . . erkennbar werden*⁵⁷.

Anmerkungen

- ¹ Die damaligen Untersuchungsergebnisse von Ing. grad. Burghard Lohrum faßt Hans Schadek kurz zusammen: HANS SCHADEK und PETER SCHMIDT THOMÉ, Die Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau in der Zähringerzeit. Archivalische und archäologische Befunde, in: Die Zähringer 3 (Veröffentlichungen zur Zähringerausstellung), hg. v. KARL SCHMID, Sigmaringen 1990, S. 351–373, hier S. 359f.
- ² BERENT SCHWINEKÖPER, Historischer Plan der Stadt Freiburg im Breisgau (vor 1850), Freiburg 1975, S. 14. Diese Sicht wurde bis zuletzt vertreten, vgl. SCHADEK/SCHMIDT THOMÉ, S. 356, 369f.
- ³ Die Datierung ergab sich aus der von Monika Porsche ermittelten Schichtenfolge (Stratigraphie) im Zusammenhang mit einem bei fehlender Waldkante, aber vorhandenem Splint dendrochronologisch auf etwa 1138 datierten Steinhaus in der Grünwälderstraße. MONIKA PORSCHE, Die mittelalterliche Stadtbefestigung von Freiburg i.Br., Stuttgart 1994 (Materialhefte zur Archäologie in Baden Württemberg Bd. 22), S. 177.
- ⁴ FRITZ GEIGES, 1218–1368, in: Schau-ins-Land 12 (1885), S. 61–82, hier S. 70 und DERS., Der mit telalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters, in: Schau-ins-Land 56–60 (1931/1933), S. 78 Anm. 7. Ebenso: JOSEPH SCHLIPPE, Burgen der Zähringer, in: Badische Heimat 39 (1959), S. 311f. Zuletzt: SCHADEK/SCHMIDT-THOMÉ S. 360, hier wird *jedoch eine etwas frühere Datierung nicht ausgeschlossen* (Anm. 50).
- ⁵ GEIGES 1931/1933, wie Anm. 4.
- ⁶ FRITZ BAUMGARTEN, Der Dornauszieher am Schwabentor zu Freiburg i.Br., in: Schau ins Land 31 (1904), S. 1–15, hier S. 14.
- ⁷ GEIGES 1885, wie Anm. 4, S. 70.
- ⁸ Obwohl hier (wohl nicht zu Unrecht) ein gotischer Bogen gesehen wird, wäre auch an die in der spätromanischen Architektur der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts häufiger verwendeten Spitzbogen zu denken (z. B. Vierung des Freiburger Münsters). Dazu WILFRIED KOCH, Baustilkunde. Europäische Baukunst von der Antike bis zur Gegenwart, München 1982, S. 94, 145; GEORG DEHIO, Geschichte der deutschen Kunst, 1. Bd. Textteil, Berlin/Leipzig ³1923, S. 221; Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, hg. v. OTTO SCHMITT, Bd. 2: Bauer-Buchmalerei, Stuttgart 1948, S. 986ff.
- ⁹ So kämen theoretisch sogar noch die letzten Herrschaftsjahre Bertholds V. als Bauzeit für das an her vorragender Stelle unter der Burg des Stadtherren gelegene Tor in Frage.
- ¹⁰ JOSEPH SCHLIPPE, wie Anm. 4.
- ¹¹ UDO MAINZER, Stadttore im Rheinland. Form — Funktion — Bedeutung, phil. Diss. Köln 1973, S. 136.
- ¹² Irreführend sind in diesem Zusammenhang ungesicherte Frühdatierungen, die auch in der neueren Literatur teilweise unkritisch übernommen werden, wie im Fall des Niederen Tores von Bräunlingen, vgl. u. a. DOROTHEA WERNER, Zähringer Städte heute, Freiburg (1986), S. 35. Zur Datierung dieses Tores siehe weiter unten im Text.
- ¹³ Siehe Anm. 27 und 28.
- ¹⁴ WALTER HOTZ, Die Wormser Bauschule 1000–1250. Werke — Nachbarn — Verwandte, Darmstadt 1985, S. 212f. Leider ohne jeden Hinweis auf die Anhaltspunkte für seine Zeitangabe.
- ¹⁵ PAUL HOFER, Die Wehrbauten Berns. Burg Nydegg und Stadtbefestigung vom 12. bis zum 19. Jahrhundert, Bern 1953, S. 21f. mit Auf- und Grundriß.
- ¹⁶ Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Daniel Gutscher, Archäologischer Dienst des Kantons Bern.
- ¹⁷ PAUL HOFER, Der Zeitglockenturm in Stadtbild und Stadtgeschichte, in: Zytglogge. Der Wehrturm, der zum Denkmal wurde. Ein Bericht zum Abschluß der Restaurierung 1981–1983, hg. von der Baudirektion der Stadt Bern, Bern 1983, S. 15–26, hier S. 15f.
- ¹⁸ BERENT SCHWINEKÖPER, Die heutige Stadt Villingen — eine Gründung Herzog Bertolds V. (1186–1218), in: Die Zähringer 1 (Veröffentlichungen zur Zähringerausstellung) hg. v. KARL SCHMID, Sigmaringen 1986, S. 75–100, S. 91. An eine zähringische Holz/Erde-Befestigung, allerdings schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dachte auch PAUL REVELLIO, Die Festungsanlagen der Stadt Villingen, in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Denkmalpflege im Regierungsbezirk Südbaden 8 (1957), S. 36–39, hier S. 36.
- ¹⁹ BERTRAM JENISCH, Villingen. Archäologisch-historische Aspekte der Stadtentwicklung im Vergleich mit anderen Zähringer-Gründungsstädten, phil. Diss. Tübingen 1993, S. 301–307. Ortskernatlas Ba-

- den-Württemberg. Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis, hg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1991, S. 10.
- ²⁰ PAUL REVELLIO, Die Festungsanlagen der Stadt Villingen, in: Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Denkmalpflege im Regierungsbezirk Südbaden 8 (1957), S. 36–39, hier S. 36., und DERS.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Villingen 1964, S. 69 und S. 284. Archivalische Befunde kommen als Grundlage dieser Datierung nicht in Frage, wie die eingehende Überprüfung der Villingener Archivbestände vom November 1992 auf meine Anfrage hin ergeben hat. An dieser Stelle mein Dank an Herrn Hütt vom Villingener Stadtarchiv.
- ²¹ Die Auswertung der vom Landesdenkmalamt veranlaßten Baugefügeuntersuchung durch Dipl.-Ing. Burghard Lohrum publiziert BERTRAM JENISCH, Neue Aspekte zur Villingener Stadtbefestigung, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 23/3 1994, S. 100–108. Das Niedere Tor wurde im 19. Jahrhundert abgebrochen, dazu Ortskernatlas, wie Anm. 19, S. 20. Für das noch erhaltene Obertor konnte aufgrund der gravierenden neuzeitlichen Umgestaltungen kein eindeutiger Wert ermittelt werden.
- ²² JOHANNES BAPTIST HORNING, Geschichte der Stadt Bräunlingen, Bräunlingen 1964. Distanzierter gegenüber Kreutters Angaben ist EUGEN BALZER, Überblick über die Geschichte der Stadt Bräunlingen. Ein Beitrag zur Geschichte Vorderösterreichs, Donaueschingen o. J., S. 11, 18, 128 (zur Bauinschrift).
- ²³ Vgl. KLAUS SCHNIBBE, Das Wappen der Stadt Bräunlingen, in: Almanach. Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises 12 (1988), S. 14.
- ²⁴ In diesem Jahr Nennung der dazugehörigen Zugbrücke, Paul Hofer setzt den Baubeginn des Tores mit der angenommenen Bauzeit (1256) des entsprechenden Mauergürtels gleich, der 1269 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird: HOFER, wie Anm. 15, S. 26 ff. und Anm. 58.
- ²⁵ Chronikalisch und urkundlich belegt, wie Anm. 15, S. 38.
- ²⁶ Dendrochronologische Datierung bei vorhandenem Splint, allerdings unsicherer Waldkante auf 1356. Nach KURT BÄNTELI, Zur Baugeschichte der Schaffhauser Stadtbefestigung. Ergebnisse baugeschichtlicher Untersuchungen 1982–1989, in: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 66 (1989), S. 93–140, hier S. 96 und 105.
- ²⁷ Man denke nur an die entsprechenden Tore von Fribourg (Schweiz), Konstanz, Radolfzell, Riquewihr (Elsaß), Esslingen, Schwäbisch Hall und andernorts (auch der Burgenbau wäre zu berücksichtigen). Siehe auch Anm. 28.
- ²⁸ Auch die von B. Lohrum dendrochronologisch ermittelten Daten der Schalentürme u. a. von Schwäbisch Gmünd, Esslingen und Ravensburg liegen sämtlich nach 1230. An dieser Stelle mein Dank an Herrn Lohrum für die freundlich erteilten Auskünfte.
- ²⁹ GEIGES 1885 und GEIGES 1931/33, wie Anm. 4.
- ³⁰ Vgl. SCHADEK/SCHMIDT-THOMÉ, wie Anm. 1, S. 360, besonders Anm. 50 und 51.
- ³¹ DETHARD v. WINTERFELD, Der Dom in Bamberg, Bd. 1: Die Baugeschichte bis zur Vollendung im 13. Jahrhundert, mit Beiträgen von Renate Kroos, Renate Neumüllers Klausner und Walter Sage, Berlin 1979, S. 38.
- ³² WOLFGANG WIEMER, Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche 1200–1285, Kallmüntz/Opf. 1958.
- ³³ Zitat und kritische Auseinandersetzung mit diesem Vorgehen in Karl Oettingers Nachwort zu WIEMER, wie Anm. 32, S. 82.
- ³⁴ Beispiele stichhaltiger Auswertungen von Steinmetzzeichen für die Baugeschichte einzelner Bauten sind die in Anm. 31 genannte Arbeit v. Winterfelds, außerdem MICHAEL WERLING, Die Baugeschichte der ehemaligen Abteikirche Ottersberg unter besonderer Berücksichtigung ihrer Steinmetzzeichen, Kaiserslautern 1986. (Beiträge zur pfälzischen Volkskunde, hg. v. der Heimatstelle Pfalz Bd. 3). Beide Untersuchungen stützen sich auf die Ergebnisse Wolfgang Wiemers, s. Anm. 32.
- ³⁵ v. WINTERFELD, wie Anm. 31, S. 39.
- ³⁶ Ebd.
- ³⁷ siehe oben, S. 1.
- ³⁸ GEIGES 1931/1933, wie Anm. 4., S. 78 Anm. 7.
- ³⁹ Kurze Übersicht in: Schau-ins-Land 63 (1936), S. 73 f. Für das Münster legte er im Auftrag des Münsterbauvereins eigens eine Sammlung der Steinmetzzeichen an, dazu unten S. 7 und Anm. 46.
- ⁴⁰ Abbildungen der von ihm aufgezeichneten Marken in GEIGES 1885, wie Anm. 4, S. 66 (St. Martin) und S. 69 (Schwabentor).

- ⁴¹ Wiemer, wie Anm. 32, Nachwort von KARL OETTINGER, S. 82.
- ⁴² Zeichnung des *mutmaßlichen Meisterzeichens* und Beschreibung der Fundstelle: GEIGES 1931/1933, wie Anm. 4, S. 78 Anm. 7.
- ⁴³ PETER SCHMIDT-THOMÉ, Zur mittelalterlichen Baugeschichte der ehemaligen Franziskanerklosterkirche St. Martin in Freiburg, in: St. Martin in Freiburg i. Br. Geschichte des Klosters, der Kirche und der Pfarrei, hg. v. Kath. Pfarramt St. Martin Freiburg i. Br. anlässlich des 200jährigen Bestehens der Pfarrei St. Martin, München/Zürich 1985, S. 125–137, hier S. 132 und Anm. 19.
- ⁴⁴ GEIGES 1931/1933, wie Anm. 4, S. 78, Anm. 7. Da Skelettfunde in und um mittelalterliche Kirchen keine Seltenheit darstellen, ist in diesen Befunden jedoch kein Beweis für Geiges' Grabthese zu sehen.
- ⁴⁵ Darunter eine ausgesprochen einfache Kreuzform und eine Art „Z“, wie man sie fast an allen vergleichbaren Fundstellen antrifft. Vergleiche dazu die in Anm. 40 genannten Abbildungen.
- ⁴⁶ Diese meines Wissens unkommentierte Auflistung der Zeichen liegt in gedruckter Form beim Münsterbauverein vor. Unvollendet blieb eine vom ehemaligen Münsterbaumeister Booz begonnene, weitergehende Auswertung und Inventarisierung, die bei entsprechendem Interesse fachmännisch überarbeitet und mit dem dafür notwendigen Aufwand weitergeführt werden könnte, was bisher noch nicht geschehen ist.
- ⁴⁷ Einen Teil der in Frage kommenden Zeichen publizierte er in anderem Zusammenhang: FRITZ GEIGES, Studien zur Baugeschichte des Freiburger Münsters. Sonderabdruck aus der Zeitschrift *Schau ins Land*, Freiburg 1896, S. 7. Siehe dort auch S. 51 und 58f. Von den hier (S. 7) abgebildeten 7 Zeichen kommt nur ein „Z“-ähnliches Zeichen in vergleichbarer Form an dem Stadttor vor, allerdings handelt es sich bei den Abbildungen nur um eine Auswahl.
- ⁴⁸ GEIGES 1885, wie Anm. 4, S. 70.
- ⁴⁹ Die im Auftrag des städtischen Hochbauamtes — Stadtkernforschung und Monumentenarchäologie durchgeführte Untersuchung soll in der noch in Vorbereitung befindlichen Reihe von Arbeitsheften zusammen mit den Ergebnissen der Bauuntersuchung und den Befunden vom Martinstor veröffentlicht werden. — Im Rahmen dieser Untersuchung wurden u. a. Zeichnungen und Fotografien aller originalen Bossenquader aufgenommen und zusätzlich die Steinmetzzeichen mittels Abklatschpapier dokumentiert.
- ⁵⁰ Dazu mit Sachkenntnis und Herzblut: JOSEPH SCHLIPPE, Das Schwabentor zu Freiburg i. Br., in: *Nachrichtenblatt der öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden* 1/2 (1954), S. 4–6.
- ⁵¹ Proben D 1 und D 3. Schriftliche Zusammenfassung der Ergebnisse von Ing. grad. Lohrum im Hochbauamt — Stadtkernforschung und Monumentenarchäologie.
- ⁵² Zu den Möglichkeiten und Risiken der Dendrochronologie in der Bauforschung G. ULRICH GROSSMANN, Einführung in die Historische Bauforschung, Darmstadt 1993, S. 37f. Zur Frage der Frischverwendung von Bau- und Werkhölzern ERNST HOLLSTEIN, *Mitteleuropäische Eichenchronologie*. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte, Mainz 1980 (Trierer Grabungen und Forschungen, Band II), S. 35f.
- ⁵³ Für einzelne andere Hölzer des Schwabentores wäre bei weiterer Verdichtung der Vergleichshölzer eine Datierung in Zukunft noch denkbar. Dann wäre eine noch sicherere Aussage über das Baudatum möglich.
- ⁵⁴ „ad edificationem eiusdem loci . . .“ Nach MARITA BLATTMANN, Die Freiburger Stadtrechte zur Zeit der Zähringer. Rekonstruktion der verlorenen Urkunden und Aufzeichnungen des 12. und 13. Jahrhunderts, Bd. 2: Anhang, Freiburg/Würzburg 1991 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 27), S. 532.
- ⁵⁵ SCHADEK/SCHMIDT-THOMÉ, wie Anm. 1, S. 363.
- ⁵⁶ Da man davon ausgehen kann, „daß Bauvorgänge des Mittelalters meist mit erheblichen Verzögerungen ihren urkundlichen Niederschlag gefunden haben“, ist mit der Erbauung des Lehenertores vor dem Schwabentorbau zu rechnen. Dazu mit den Quellenbelegen HANS SCHADEK, Burg und Stadtbefestigung von Freiburg bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, in: *Stadt und Festung Freiburg*, Bd. 2: Aufsätze zur Geschichte der Stadtbefestigung, hg. v. HANS SCHADEK und ULRICH ECKER, Freiburg 1988 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 22), S. 9–40, hier S. 19f.
- ⁵⁷ 1263 wird zum erstenmal das äußerste Tor der Stadt Richtung Zähringen (später: Mönchstor) genannt, der Graben um die Vorstadt wird 1275 erwähnt, SCHADEK/SCHMIDT-THOMÉ, wie Anm. 1, S. 355f.

Die Breisgaustädte Freiburg, Kenzingen und Endingen werden habsburgisch: Untersuchung zu den Ereignissen der 1360er Jahre

Von
JÜRGEN TREFFEISEN

*In Erinnerung an Berent Schwineköper**

Die Erwerbspolitik der Habsburger im Breisgau bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts

Bei ihrer zielstrebigem Besitz- und Territorialpolitik konnten die Habsburger auf zwei deutlich erkennbare Kerngebiete aufbauen.¹ Einerseits verfügten sie im nördlichen Aargau im Bereich zwischen Aare und Reuß über ein ziemlich geschlossenes Territorium althabsburgischen Eigenguts. In der Gegend östlich und westlich des großen Hardtwaldes im Oberelsaß zwischen Basel und Straßburg lag der zweite Besitzschwerpunkt, von dem aus sich das Interesse auf die rechte Rheinseite ausweitete.² Die Rheinfeste Limburg bei Sasbach sicherte schon früh den Zugang zum Breisgau.³ Mit dem Erwerb der Vogteien über Säckingen (1173), St. Blasien (1254) und die Schwarzwaldleute im Albgau sowie die Verpfändung Breisachs und Kaisersbergs und weiteren Erwerbungen in anderen Regionen konnte Rudolf von Habsburg und sein Geschlecht in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur bedeutendsten Macht in Südwestdeutschland aufsteigen. In dieser Phase trat die habsburgische Hausmachtspolitik hinter der Reichspolitik zurück. Für Rudolf stand die Wiedererrichtung des Herzogtums Schwaben, der mächtigste Pfeiler der staufischen Königsmacht in Deutschland, im Mittelpunkt seines Interesses. Der Oberrhein als Randzone des ehemaligen Herzogtums Schwaben geriet zunächst in den Hintergrund. Die Käufe von Engen und Hewen an der oberen Donau, Mengen, der Grafschaft Friedberg, der Grafschaften Sigmaringen und Veringen, Riedlingen sowie Teck mit der Stadt Kirchheim waren Erfolge habsburgischer Bemühungen. Um 1300 bestanden die habsburgischen Besitzkomplexe im wesentlichen im Oberelsaß, im Schweizer Gebiet zwischen den Alpen und dem Südschwarzwald sowie im Bereich von Donau und schwäbischer Alb. Ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts richtete sich das Augenmerk des Geschlechts wieder auf das rechte Oberrheingebiet. Neben einer Anzahl kleinerer Gewalten — weltliche und klösterliche Herrschaften — waren hier vor allem die Grafen von Freiburg und die Markgrafen von Hachberg ihre Gegenspieler. Insbesondere während des 14. Jahrhunderts glückten den Österreichern zahlreiche Arrondierungen im Breisgau: Schon vor dem Erwerb der Herrschaft Burkheim 1330 sind Beziehun-

gen zum Kloster St. Trudpert nachzuweisen. Seit Ende des 13. Jahrhunderts standen große Teile des Elztales mit dem Simonswälder- und Glottertal, Schwarzenberg und Kastelberg mit Kloster Waldkirch unter habsburgischer Hoheit. 1331 kamen, fast zeitgleich mit Burkheim,⁴ die anderen Rheinübergänge Breisach⁵ und Neuenburg⁶ durch Verpfändung in habsburgische Hände. In der Zeit zwischen 1365 und 1373 gelangten mit der Stadt Freiburg (1368), der Herrschaft Kürnberg und Kenzingen (1369/70) und der Vogtei über Tennenbach (1373) weitere wichtige Bastionen des Breisgaus unter die Kontrolle des Geschlechts. Den Abschluß der Besitzpolitik im Breisgau bildete 1399 die Übernahme der Pfandschaft Badenweiler.

Freiburg

Schon seit Jahrzehnten war das Verhältnis der Stadt Freiburg zu den Grafen von Freiburg stark belastet.⁷ Der chronische Geldmangel der Stadtherren⁸ und die daraus resultierenden pekuniären Forderungen an die Bürger endeten oft mit gewaltsamen Auseinandersetzungen. Zum endgültigen Bruch kam es in den 1360er Jahren.⁹

Freiburg konnte den kommenden Ereignissen zunächst gelassen entgegensehen, da die Stadt in ein starkes, zumeist auf städtischen Bündnispartnern beruhendes Bündnis-system eingebunden war. Schon aus dem Jahr 1323 datiert ein Bündnis mit Kenzingen.¹⁰ Seit 1344 bestand das Bündnis mit Straßburg und Basel, den beiden mächtigsten Kommunen am Oberrhein.¹¹ 1349 trat Breisach der Koalition bei.¹² Diese wurde in den kommenden Jahren mehrfach erneuert.¹³ Zürich, Bern und Luzern standen 1364 gleichfalls als Partner zur Diskussion.¹⁴ Für den Mai des Jahres 1365 liegt der Entwurf eines offensichtlich nicht zustande gekommenen Bündnisses zwischen Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Freiburg, Breisach, Neuenburg, Zürich, Bern, Solothurn und Luzern vor.¹⁵ 1365 widersetzte sich Straßburg einer Verlängerung, nicht ohne jedoch kurz vor dem offiziellen Vertragsende nochmals Freiburgs militärischen Beistand einzufordern.¹⁶ Zu Ende jenes Jahres bildeten Basel, Breisach und seit dem 7. Dezember auch Neuenburg die Eckpfeiler des Freiburger Bündnis-systems.¹⁷ 1366/67 eskalierte der Kampf zwischen der Stadt und Graf Egon, dessen äußerer Verlauf hier nur kurz nachgezeichnet werden soll: Am 28. März 1366 richtete Freiburg ein Schreiben an die Stadt Straßburg als ehemalige Verbündete und bat um militärischen Beistand.¹⁸ Während die Bundesgenossen Breisach, Neuenburg und Basel aktiv Freiburg unterstützten, im Stadtarchiv Basel ist eine Auflistung der Ausgaben für Hilfstruppen im Rahmen eines Kriegszuges nach Lahr überliefert,¹⁹ versuchte Straßburg zu vermitteln. Am 20. April 1366 berief die elsässische Stadt einen Tag für eine gütliche Einigung zwischen den Parteien nach Schlettstadt ein.²⁰ Dies war zunächst von Erfolg gekrönt, da tatsächlich ein bis zum 8. September befristeter Frieden geschlossen werden konnte.²¹ Schon am 3. Mai schloß sich Freiburg mit der Kaiserstuhlstadt Endingen zusammen.²² Die Endinger Stadtherren Johann und Hesso von Üsenberg, seit 1362 mit Freiburg verbündet,²³ stimmten dem zu. Auch die Markgrafen von Hachberg²⁴ und andere Geschlechter des Breisgaus standen bis 1366/67 auf städtischer Seite.²⁵ Dieses Bündnis-system, dessen tragende Pfeiler die Städte Basel, Breisach, Neuenburg, Kenzingen und bis 1365 auch Straßburg waren,²⁶ wollte Freiburg um Bern und Zürich erweitern, da der Graf bereits eine Armee um

sich versammelt hatte.²⁷ Auch der Graf versuchte, schlagkräftige Verbündete um sich zu scharen, war aber bis zum Sommer 1367 im Breisgau nicht so erfolgreich. Noch am 12. Juni 1367 sehen wir nur die Herren von Geroldseck als seine Bundesgenossen.²⁰ Dann unterlief den Freiburgern ein folgenreicher Fehler.²⁹ Die Bürger stürmten das von Gräflichen besetzte Wasserschloß zum Wiger (Weihereschloß) bei Emmendingen und ermordeten zwei unbeteiligte Angehörige vornehmsten Straßburger Patriziats.³⁰ Dies war für einen Großteil des Freiburger und des Breisgauer Adels das Signal, sich von der Stadt loszusagen und — zum Teil auch durch finanzielle Vorteile geködert³¹ — zu Graf Egon überzulaufen. Am 28. Juni 1367 verbündete sich der Graf offiziell mit Markgraf Otto von Hachberg (Herr der Stadt Kenzingen und der Herrschaft Kürnberg), den Brüdern Johann und Hesso von Üsenberg (Stadtherren Endingen), Johann von Schwarzenberg, Ritter Martin Malterer sowie den bereits auf Seiten des Grafen stehenden Heinrich von Geroldseck-Tübingen und Heinrich von Geroldseck-Lahr.³² Nur die Städte standen weiterhin zu Freiburg. Am 18. Oktober fand die Entscheidungsschlacht bei Endingen statt, in der die städtischen Truppen eine vernichtende Niederlage bezogen.³³ Damit war der Krieg entschieden, auch wenn weitere Schlachten geschlagen wurden.³⁴ Am 24. Februar 1368 wurde ein einwöchiger Waffenstillstand vereinbart, am 2. März die Waffenruhe erneuert.³⁵ Nun konnten die Verhandlungen um Freiburgs Zukunft beginnen.

Infolge der heftigen Auseinandersetzungen war klar, daß eine Versöhnung zwischen Stadt und Graf nicht mehr möglich war. Aber auch die übrigen Adligen, die auf Seiten des Grafen gekämpft hatten, kamen infolge des bewaffneten und offensichtlich erbittert geführten Konflikts als neue Stadtherren nur schwerlich in Frage. Dies mußte vor allem die Markgrafen von Hachberg treffen, die bis 1367 gute Beziehungen zur Stadt unterhielten und bei neutralem Verhalten sicherlich als erste Anwärter auf eine Nachfolge der Grafen anzusehen gewesen wären.

Am 30. März 1368 regelte man — neben der offiziellen Friedensschließung zwischen den Beteiligten — auch die Lösung Freiburgs von dem Grafen.³⁶ Die finanziellen Forderungen des Grafen waren immens.³⁷ Als Ersatz für die Abtretung der Stadt beanspruchte er Burg und Herrschaft Badenweiler sowie zusätzlich die einmalige Zahlung von 15 000 Mark Silber. Letzteres konnte auch mit einem jährlichen Zins von 1 000 Mark Silber, abzulösen mit 15 000 Mark Silber, ersetzt werden.³⁸ Zwei Wochen später erwarb Freiburg Burg und Herrschaft Badenweiler von den Grafen Konrad und Heinrich von Fürstenberg für 25 000 Gulden.³⁹ Für die Freigabe der städtischen Gefangenen berechnete der Graf zusätzlich 5 000 Mark Silber Lösegeld, wohingegen die Kommune die gräflichen Inhaftierten ohne finanziellen Ausgleich freilassen mußte. Insgesamt hatte die Stadt die gewaltige Summe von 135 000 Gulden aufzubringen.⁴⁰ Aber auch Kosten für Söldner und Aufwendungen für Rüstungsgüter schlugen zu Buche. Die verbündete Stadt Basel beispielsweise stellte für einen Zug gegen Heinrich von Geroldseck, Bundesgenosse des Grafen, eine Rechnung über 1644 Gulden aus.⁴¹ Hinzu kam eine Neuregelung betreffend der städtischen Ausbürger, was hier nicht weiter verfolgt werden soll.⁴² Auch den vierten Teil der Stadt Staufeu mußte Freiburg dem Grafen überlassen, um die Abtretung der Herrschaftsrechte voranzutreiben.⁴³ Dies waren immense Forderungen, die von der Kommune allein nicht aufzubringen waren.⁴⁴ Infolge dieser pekuniären Belastungen

sollte der neue Herr der Stadt Freiburg möglichst finanziell unter die Arme greifen. Da praktisch alle im Breisgau und den angrenzenden Regionen lebenden mächtigen Adligen in den Kämpfen gegen Freiburg standen, schieden diese als potentielle Stadtherren aus. So blieben nur der deutsche König oder die Herzöge von Österreich. Letztere, die sich in diesem Konflikt taktisch klug zurückgehalten hatten, sind bislang in den die Auseinandersetzung betreffenden Schriftzeugnissen nicht erwähnt, wurden aber schon am 30. März als potentielle neue Stadtherren gehandelt. Der Graf mußte damals versprechen:⁴⁵ Falls die Stadt Freiburg die Herzöge als Herren annehme, so sollten die Grafen die Reichslehen, die sie innerhalb der städtischen Marktkreuze hatten, an die Herrschaft Österreich abgeben. Dies galt natürlich auch für andere künftige Stadtherren, jedoch nur die Habsburger wurden namentlich genannt. Zudem waren die Städte Neuenburg und Breisach — beide Kampfgefährten Freiburgs — seit Jahrzehnten österreichisch. Auch Kenzingen war vom Markgrafen, wie unten zu zeigen sein wird, nicht länger zu halten.

Schon seit dem 23. April 1350 bestanden Beziehungen der Stadt Freiburg zu Österreich. In jenem Jahr schlossen die Städte Straßburg, Basel und Freiburg mit den österreichischen Hauptleuten ein Bündnis auf 5 Jahre.⁴⁶ Auffällig ist in diesem Zusammenhang, daß Freiburg zwar den Grafen als Stadtherrn vom Bündnis prinzipiell ausnahm,⁴⁷ falls aber die österreichischen Amtleute und die Städte ein Unrecht des Grafen erkennen, so waren die Bundesgenossen zum Kampf gegen den Grafen verpflichtet. Dieses Bündnis war unter dem Aspekt eines möglichen Krieges gegen den Stadtherrn geschlossen worden. Ein Jahr später, am 27. August, forderten die Habsburger Freiburg zur Einlösung der Bündnispflicht auf und verlangten einen Kriegszug gegen Zürich, Luzern sowie die Waldstädte.⁴⁸ Freiburg reagierte mit einem Fehdebrief an Zürich, stand also zu den Verpflichtungen gegenüber der Herrschaft von Österreich.⁴⁹ Auch 1353, 1354 und 1355 wurde von den Herzögen die Heerespflicht der Stadt eingefordert.⁵⁰ Noch 1355 war das Bündnis intakt, ehe es nicht wieder verlängert wurde.⁵¹ Die Verpflichtungen, insbesondere im Bereich der militärischen Dienstleistungen, mit denen eine vorderösterreichische Stadt konfrontiert wurde, mußten der Stadt Freiburg aufgrund ihrer Kontakte zur Herrschaft von Österreich 1350 bis 1355 bekannt gewesen sein. Sicherlich ein gewichtiger Grund, einer habsburgischen Stadtherrschaft nicht vorbehaltlos entgegenzusehen.

Während den laufenden Verhandlungen mit Freiburg setzten die Habsburger alles daran, als besonders städtefreundlich zu erscheinen. Neuenburg am Rhein, seit 1331 infolge Verpfändung unter österreichischer Herrschaft,⁵² profitierte hiervon besonders. Das Neuenburger Schultheißenamt, infolge seiner judikativen Funktion ein wichtiges Amt, ist in der Regel von den jeweiligen Stadtherren verpfändet worden.⁵³ Auch die Herzöge von Österreich rückten 1331 nicht von dieser Praxis ab. Am 8. September 1344 war die Verfügung über das Amt an den Basler Bürgermeister Konrad von Berenfels für 70 Mark Silber verpfändet.⁵⁴ Schon wenige Tage später, am 27. Oktober 1344, ging das Amt an Graf Ymer von Strasberg über.⁵⁵ Beide hatten Neuenburger Bürger als Stelleninhaber berufen. Zusätzlich wurden 1344 50 Mark Silber auf die Pfandsumme geschlagen, so daß für eine Ablösung jetzt 120 Mark Silber zu berappen waren.⁵⁶ Nach 1358 lag die Besetzung immer noch bei Graf Ymer von Strasberg, der damals Albrecht von Hühingen in dieses Amt berufen hatte.⁵⁷ In-

folge dieser unkalkulierbaren Verpfändungspolitik der Stadtherren hatte die Kommune bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts den jeweiligen Amtsinhabern die ehemals einflußreichen politischen Funktionen entzogen.⁵⁸ Urkunden, die städtische Belange betreffen und von der Stadt ausgestellt wurden, nennen als Repräsentanten der Bürgerschaft nur noch Bürgermeister und Rat.⁵⁹

Am 28. April 1368 war das Schultheißenamt an Graf Konrad von Fürstenberg verpfändet,⁶⁰ ehe eine deutliche Wende zugunsten der Stadt eintrat. Damals standen die Herzöge von Österreich gerade in Verhandlungen mit der Stadt Freiburg. Bei der Entscheidung, ob sich Freiburg den Habsburgern unterordnen sollte, waren für die Breisgauemetropole die Erfahrungen der befreundeten Stadt Neuenburg mit den Habsburgern als Stadtherren sicherlich von Bedeutung. Freiburg konnte von Neuenburg unverfälschte Informationen aus erster Hand erwarten. So mußten also Albrecht und Leopold von Österreich durch Zugeständnisse an Neuenburg eine wohlwollende Stadtpolitik dokumentieren. Daher geboten sie am 28. Mai 1368 dem Grafen von Fürstenberg der Stadt Neuenburg das Schultheißenamt zur Lösung anzubieten.⁶¹ Im Oktober des gleichen Jahres wurde der Stadt zudem erlaubt, zusätzlich 600 Gulden auf das Schultheißenamt zu legen.⁶² Dies wurde als Ausgleich für erlittene Schäden angesehen. Falls die Herzöge das Amt wieder an sich ziehen wollten, mußten sie hierfür jetzt 120 Mark Silber und 600 Gulden (circa 1260 Gulden) aufbringen. Bis zum Ende des Mittelalters verblieb dieses Amt in kommunaler Hand, was 1399, 1412 und 1427 von der Herrschaft schriftlich bestätigt wurde.⁶³

Die Habsburger versprachen 1368 der Stadt Freiburg, sich an den Kosten des Herrschaftswechsels zu beteiligen.⁶⁴ Am 29. April wurde Albrecht von Buchheim, Landvogt zu Schwaben und Elsaß, von Albrecht und Leopold von Österreich zu Verhandlungen mit dem Grafen von Freiburg und deren Stadt bevollmächtigt.⁶⁵ Im selben Schriftstück versprachen die Herzöge ihren Untertanen, keinen — Städte, Bürger oder Landleute — als Bürgen für etwaige Unkosten einzusetzen.⁶⁶ Also auch den Zeitgenossen waren die möglichen Folgekosten bewußt. Insgesamt stellten die Habsburger der Stadt 32 000 Gulden zur Verfügung, indem sie Besitzungen im Elsaß an den Grafen von Freiburg verpfändeten. Doch auch diese Summe mußte zunächst von der Stadt aufgebracht werden, da diese elsässischen Besitzungen, die an den Basler Bürger Johann von Wallpach verpfändet waren, zunächst auszulösen waren.⁶⁷

Aufgrund der realen Machtverhältnisse im Breisgau sowie der finanziellen Versprechungen der Österreicher kamen die Verhandlungen schnell zum Abschluß. In der neuen Privilegienbestätigung Kaiser Karls vom 1. August 1370 wird deutlich, wie wenig Alternativen die Stadt 1368 besaß.⁶⁸ Karl betonte, daß die Stadt von den Herzögen „merkliches“ Geld annehmen mußte, um sich von den Grafen loskaufen zu können. Zudem hatte sich die Kommune unter österreichische Herrschaft begeben, da sie von niemand anderem beschützt werden könnte. Schon am 8. Mai 1368 versprachen Albrecht und Leopold, nachdem sich die Stadt in die Hände der Herzöge begeben hatte, daß weder Graf Egon von Freiburg noch einer seiner Verbündeten als österreichischer Hauptmann, Pfleger oder Landvogt eingesetzt würde.⁶⁹ Am 23. Juni lag die neue Verfassungsurkunde Österreichs für die Stadt Freiburg vor.⁷⁰

Die Zahlungsmoral der Herzöge war, wie nicht anders zu erwarten, äußerst dürftig. Erste urkundlich faßbare Streitigkeiten zwischen Stadt und ihrem ehemaligen Stadt-

herrn datieren schon aus dem Jahr 1369.⁷¹ Schon am 18. Oktober 1369 mußte die Stadt der Stundung der 32000 Gulden, die die Herzöge Freiburg schuldeten, um ein Jahr zustimmen.⁷² Am 25. März 1371 hatte Freiburg an den Grafen von Fürstenberg die vereinbarten 25 000 Gulden für Badenweiler entrichtet.⁷³ Basler und Straßburger Kreditgeber hatten am 23. September 1373 von den 10 000 Gulden, die die Herzöge für die Stadt übernehmen wollten, erst 2 300 erhalten.⁷⁴ 1376 vertröstete Herzog Leopold die Stadt Freiburg auf einen späteren Termin wegen der Forderungen der Kommune an seinen Bruder Albrecht.⁷⁵ Und noch 1377 schuldeten die Herzöge der Stadt 2 400 Gulden.⁷⁶ Die gewaltigen Kreditaufnahmen im Rahmen des Herrschaftswechsels 1368 und deren Folgen durch Umschuldung belasteten den städtischen Haushalt während des gesamten Mittelalters.⁷⁷

Kenzingen

Der Anschluß der Stadt Kenzingen an die Herrschaft Österreich muß in engem Zusammenhang mit den Ereignissen um Freiburg betrachtet werden. Am 1. Juni 1352 belehnte Friedrich von Üsenberg den Markgrafen Heinrich von Hachberg mit der Niederen Herrschaft Üsenberg, der Stadt Kenzingen, dem dortigen Kirchensatz, seinem Stadthof, der Mühle, Fischereirechten sowie dem Schultheißenamt.⁷⁸ Dazu gehörten auch die Burg Kürnberg, das Dorf Bleichheim, Dorf und Kirchensatz zu Herbolzheim, die Vogtei zu Münchweier, Burg, Dorf und Kirchensatz zu Weisweil, die Kirchensätze zu Burkheim und Kappel am Rhein sowie der halbe Wildbann zu Sulzburg.⁷⁹ Wichtigster Komplex dieses Lehens war die Stadt Kenzingen, die hierdurch einen neuen Stadtherrn erhielt. Damit verfügte der Markgraf über eine Stadt als Mittelpunkt seines Herrschaftsgebietes.⁸⁰ Friedrich von Üsenberg, der ohne männliche Nachkommen um 1356 verstarb, war mit dem Markgrafen verwandt, da dieser mit Anna von Üsenberg, der Tochter Burkhardts III. von Üsenberg aus der Endinger Linie, verheiratet war. Am 8. Juni 1352 bestätigte und erweiterte Markgraf Heinrich von Hachberg, der sich schon mit dem Titel Herr zu Kenzingen schmückte, alle der Stadt von König Rudolf und den Üsenbergern verliehenen Freiheiten und Gewohnheiten, wobei ausdrücklich das Bündnis mit Freiburg eingeschlossen war.⁸¹ Freiburg spielte hierbei eine besonders aktive und wichtige Rolle. Die Breisgaumetropole hatte den Hachberger beim Erwerb unterstützt und ihm hierzu 440 Mark Silber geliehen.⁸² Dafür mußte Markgraf Heinrich Freiburg weitreichende Zugeständnisse unterbreiten: Freiburg erhielt für die hachbergischen Burgen und Festungen („festinan“) Kenzingen, Kürnberg und Hachberg Öffnungsrecht. Ohne ausdrückliche Einwilligung des Freiburger Rates durfte kein Teil der Herrschaften Hachberg und Üsenberg verkauft, verpfändet oder versetzt, nicht einmal als Lehen ausgegeben werden. Der Markgraf garantierte den Erhalt der Fährlöcher im Kenzinger Wehr und setzte als Pfand die Burg Hachberg mit allem Zubehör für 2 000 Mark Silber ein. Diese Summe verpflichtete sich der Markgraf zu zahlen, falls er die Abmachung mit der Stadt Freiburg brach. Auch Erben des Markgrafen hatten diese Klauseln gegenüber der Stadt zu beschwören. Erst nach Ablegung des Eides, wenn die Anforderungen der Stadt Freiburg befriedigt worden waren, sollten die beiden Herrschaften dem neuen Markgrafen huldigen. Als letztes wurde festgelegt, daß Kürnberg und Kenzin-

gen nicht als Pfand eingesetzt werden durften. Dem unterwarf sich der Markgraf bereits vier Jahre später. Damals verpfändete er nämlich seine Stammburg und die Herrschaft Hachberg, nicht aber die Herrschaft Kenzingen und Kürnberg.⁸³ Die Stadt Freiburg hatte demnach entscheidenden Einfluß auf die stadtherrliche Politik des Markgrafen in Kenzingen. Zudem lassen die Kenzingen betreffenden Klauseln (Erhalt der Fährlöcher, Verpfändungsverbot) vermuten, daß beide Städte einvernehmlich handelten. Beide Kommunen konnten auf ein Bündnis aufbauen, das bis in das Jahr 1323 zurückreichte.⁸⁴ Auch wenn dessen Ursprünge in der Verschuldung der Üsenberger bei Freiburger Bürgern zu suchen sind,⁸⁵ führte dies zu einer Zusammenarbeit der städtischen Führungsgremien.

Während der kommenden Jahre belegen zahlreiche Urkunden Markgraf Heinrich als Stadtherrn Kenzingens.⁸⁶ Seit 1357, nach dem Tod Friedrichs von Üsenberg,⁸⁷ beanspruchte jedoch der Herzog von Österreich Herrschaft und Burg Kürnberg sowie die Stadt Kenzingen. Herzog Albrecht argumentierte, daß Friedrich von Üsenberg alles von Österreich zu Lehen hatte, so daß nach dem Tod des letzten Üsenbergers der Herzog über das Lehen wieder frei verfügen konnte.⁸⁸ Der Markgraf war damals offensichtlich zu mächtig, so daß Albrecht zunächst die militärische Konfrontation scheute. Zudem waren die habsburgischen Argumente stichhaltig. 1357 erhob der Herzog daher Anklage gegen den Markgrafen vor Graf Ymer von Strاسبurg als erwähltem Obmann eines Mannengerichts.⁸⁹ Der Markgraf, der am 2. Januar 1358 die Rechte Herzog Albrechts prinzipiell anerkannt hatte,⁹⁰ erschien trotz dreimaliger Vorladung nicht vor Gericht. Er hatte den Herzog um Belehnung mit der Stadt er sucht, was abgelehnt worden war, so daß er wohl keine Erfolgsaussichten mehr für seine Ansprüche sah. Daher wurden die Besitzungen und Rechte uneingeschränkt dem Herzog zugesprochen.⁹¹ Dieser konnte die Herrschaftsrechte selbst ausüben oder sie einem Lehensträger übertragen. Der Markgraf gab aber die Herrschaft nicht preis, so daß eine militärische Auseinandersetzung drohte.⁹² Kaiser Karl IV. und Herzog Rudolf von Österreich baten zu Anfang des Jahres 1358 die Stadt Straßburg um Unterstützung in dieser Angelegenheit.⁹³

1360 beschäftigte sich das kaiserliche Hofgericht als höchste Instanz der damaligen Zeit mit diesem Fall. Jetzt wurde auch erstmals deutlich, daß die Stadt Kenzingen auf Seiten des Markgrafen stand,⁹⁴ also keinesfalls unter die Herrschaft der Habsburger gelangen wollte. Für Kenzingen barg ein Anschluß an Österreich damals große Risiken. Durch die Lehensübertragung der Niederen Herrschaft Üsenberg war der Markgraf von Hachberg mit seinen Eigengütern zur Mitte des 14. Jahrhunderts der mit Abstand mächtigste Herrschaftsträger im nördlichen Breisgau geworden. Erster Anwärter auf die Erbschaft der Oberen Herrschaft Üsenberg mit der Stadt Endingen war aufgrund verwandtschaftlicher Verbindungen beim Aussterben der Üsenberger gleichfalls der Markgraf. Der städtische Markt Kenzingens war auf zahlreiche Besucher aus den umliegenden Gemeinden angewiesen. Falls Kenzingen habsburgisch würde, so könnten gewichtige Teile des städtischen Marktgebietes, nämlich verbliebene hachbergische und ehemals Üsenbergische Orte, entzogen werden. Genau dies trat Jahrzehnte später ein, was zu heftigen Konflikten zwischen der Herrschaft Hachberg und den vorderösterreichischen Städten im Breisgau führte. Zudem war zu Beginn der 1360er Jahre die verbündete Stadt Freiburg noch nicht in habsbur-

gischer Hand. Ohne Einverständnis Freiburgs war der Markgraf in dieser Angelegenheit infolge des Vertrags von 1352 sowieso handlungsunfähig.

Die erste Vorladung vor das kaiserliche Hofgericht wurde dem Markgrafen sowie der Stadt Kenzingen am 22. Oktober 1360 überbracht. Der kaiserliche Bote Johann von Hus führte hierüber genauestens Protokoll.⁹⁵ Vor das Hofgericht wurden nicht nur der Markgraf, sondern auch der Bürgermeister und Rat Kenzingens geladen, da die Stadt Partei und nicht nur Streitobjekt war. Beide, Stadtherr und Stadt Kenzingen, scheuten infolge geringer Erfolgsaussichten den Weg zum Hofgericht, so daß nun der gesamte Besitz des Markgrafen, also nicht nur die Stadt Kenzingen und die Herrschaft Kürnberg, sondern auch die Herrschaft Hachberg, den Habsburgern zugesprochen wurden.⁹⁶ Den Wert der gesamten Besitzungen taxierte man auf 20 000 Mark Silber, d. h., gegen Bezahlung dieser Summe wären die Habsburger zum Verzicht bereit.

Der Markgraf und die Stadt zeigten sich vom Urteil zunächst unbeeindruckt. Während der folgenden Jahre firmierte Markgraf Heinrich weiterhin als „Herr zu Kenzingen“.⁹⁷ Die offizielle Einsetzung von Herzog Rudolf von Österreich in die Besitzungen des Markgrafen Heinrich am 21. Januar 1365 blieben ebenso wirkungslos wie die hofgerichtliche Aufforderung aus dem gleichen Jahr an die Städte Straßburg, Freiburg und Basel, den Habsburger zu unterstützen.⁹⁸ Erst ein Jahr später kommt erneut Bewegung in die Angelegenheit. 1366 griff der Kaiser zu schärferen Waffen, bannte auf Wunsch der Habsburger die Stadt Kenzingen und forderte am 10. September jenes Jahres Freiburg ultimatив auf, die Kontakte zum Markgrafen und zur Stadt Kenzingen einzustellen und deren Unterstützung abzuberechnen.⁹⁹ Freiburg stand, was der Kaiser ausdrücklich monierte, weiterhin auf Seiten des Markgrafen. Der am 12. Juni 1367 abgeschlossene Waffenstillstand zwischen der Stadt Freiburg und den Grafen von Freiburg galt auch für die mit Freiburg verbündeten Städte Kenzingen und Endingen.¹⁰⁰ Wenig später, nach der Stürmung des Wasserschlosses zum Wiger durch Freiburger Truppen, war das 1352 geschlossene Bündnis zwischen Freiburg, Kenzingen und den Markgrafen zerbrochen.¹⁰¹ Am 28. Juni schloß der Markgraf zusammen mit anderen Breisgauadligen einen Bündnisvertrag mit dem Grafen von Freiburg gegen die Stadt Freiburg und deren Verbündete.¹⁰² Markgraf Rudolf stand am 18. Oktober 1367 in der Schlacht bei Endingen auf Seiten des Grafen.¹⁰³

Nach der offenen Konfrontation mit dem Stadtherrn sowie der Übergabe Freiburgs an Österreich war Kenzingen für die Markgrafen nicht mehr zu halten. Der Markgraf wendete zunächst zur Durchsetzung seiner Ansprüche offensichtlich Gewalt an, wovon in der Einleitung des habsburgischen Stadtrechtes von 1369 die Rede ist.¹⁰⁴ Nun orientierte sich die Stadt, dem Freiburger Vorbild folgend, offen zu den Habsburgern hin. Am 30. Mai 1368 entledigte sich Freiburg ihrer Herrschaft,¹⁰⁵ vom 23. Juni desselben Jahres datiert die von den Habsburgern ausgestellte Freiburger Stadtrechtsurkunde.¹⁰⁶ Über ein Jahr später, am 28. September 1369, stellte Herzog Leopold von Österreich ein neues Stadtrecht für Kenzingen aus,¹⁰⁷ nachdem ihm die Bürger gehuldigt hatten. Kenzingen war nun habsburgisch. Desweiteren versprach der neue Herr, die Stadt ohne Einverständnis der Bürger niemals an den Markgrafen Heinrich, dessen Söhne oder einen anderen ehemals mit dem Grafen von Freiburg Verbündeten zu übergeben.¹⁰⁸ Am 11. November befreite Kaiser Karl IV. Kenzingen von der

Reichsacht.¹⁰⁹ Wenige Tage später residierten österreichische Hauptleute in der Stadt.¹¹⁰ Aber erst nach Verlauf eines weiteren Jahres wurde die habsburgische Herrschaft über Kenzingen und Kürnberg auch von den Markgrafen offiziell anerkannt.¹¹¹ Am 8. November 1370 traten Heinrich, Otto, Hans und Hesso von Hachberg die Herrschaft und Feste Kürnberg und Kenzingen sowie alles, was von den Habsburgern zu Lehen war, an die Herzöge Albrecht und Leopold von Österreich ab. Als Gegenleistung sollten die Markgrafen die habsburgische Herrschaft, Stadt und Burg Triberg sowie die alte Hornberg mit allem Zubehör als Pfand erhalten. Mit 12 000 Gulden konnte die Pfandschaft eingelöst werden. Nach dem Tod des Markgrafen Heinrich würde die Pfandschaft an seine drei Söhne übergehen. Frühestens dann könnte Österreich diese wieder einlösen. Alle Einkünfte und Rechte in der Herrschaft Triberg standen nun den Markgrafen zu, mit einer Ausnahme: Die Untertanen mußten weiterhin Österreich Kriegsdienste leisten, sowohl personell als auch finanziell. Zugleich versprachen die Markgrafen die Burg Kürnberg, die im Gegensatz zur Stadt Kenzingen damals noch nicht von den Habsburgern in Besitz genommen war, jederzeit österreichischen Amtsleuten oder einem autorisierten Boten zu übergeben. Für diese Zusicherung mußten sogar Bürgen gestellt werden, wozu auch Johann und Hesso von Üsenberg gehörten. Alle Schriftstücke betreffend Herrschaft und Stadt Kenzingen und Kürnberg waren den neuen Herren auszuhändigen. Bis zur offiziellen Übergabe der Burg sollte diese schon den österreichischen Amtsleuten sowie Gefolge in unbeschränkter Zahl offen stehen. Die dabei entstehenden Kosten mußten die Herzöge allerdings selbst tragen. Zudem erhielten die Markgrafen einmalig 1 000 Gulden, von denen sie am 29. Oktober bereits die Hälfte erhalten hatten.¹¹²

Endingen

Auch der Anschluß Endingens an die Habsburger folgte einem ähnlichen Muster wie der Kenzingens.¹¹³ 1387 bestätigte Herzog Albrecht offiziell die Rechte der Stadt als neuer Herr.¹¹⁴ Jedoch reichen die Beziehungen zwischen der Stadt und den Habsburgern mindestens bis in die Zeit des Freiburger Krieges (1366—1368) zurück. 1377 und 1379 wurde die Stadt eindeutig als österreichisches Lehen bezeichnet.¹¹⁵ Und ein vermutlich kurz vor 1370 entstandenes Verzeichnis habsburgischer Ansprüche an den Markgrafen Hesso von Hachberg führt Rechte der Habsburger an der Stadt Endingen auf.¹¹⁶ Auch wenn der Zeitpunkt des Anschlusses nicht näher bestimmt werden kann, so ist die jüngst von Dieter Speck formulierte These eines Anschlusses infolge des Freiburger Krieges plausibel.¹¹⁷ Endingen stand damals auf Seiten der Städte gegen die Grafen von Freiburg, die Markgrafen von Hachberg sowie die Herren von Üsenberg. Die Stadt stand also gegen ihre eigenen Herren. Eine Anbindung der Stadt an die Habsburger, wenn auch erst nach dem Tod des letzten Üsenbergers, war, nachdem die anderen Breisgaustädte habsburgisch geworden waren, auch im Interesse Endingens. Auch die Stellung Hessos von Üsenberg, Stadtherr Endingens, war im Krieg deutlich geschwächt worden, so daß auch er sich mit der neuen Macht im Breisgau arrangieren mußte. Wenn Hesso IV. seine Herrschaft Herzog Leopold zu rechtem Eigen gab und sie wieder als Mannlehen erhielt, so bedeutete dies, neben dem Verlust des uneingeschränkten Eigentums, auch die Abhängigkeit vom Lehens-

herr. Allerdings war er damit auch in den Schutzverband des Lehensherrn aufgenommen, der die ungestörte Nutznießung des Lehens — also die Herrschaft über die Stadt Eendingen — garantierte. Dadurch war die üsenbergische Herrschaft über Eendingen für Hesso und eventuell männliche Nachkommen gesichert. Beim Erlöschen der Linie im Mannesstamm, was schließlich 1379 eintrat, fiel die Stadt allerdings den Habsburgern in die Hände. Da sich aber offenbar der Lehensauftrag nur auf die Stadt Eendingen bezog, konnte Hessos Tochter Anna über das Umland mit den üsenbergischen Dörfern frei verfügen. 1392 verkaufte sie diese Besitzungen an den Markgrafen Hesso von Hachberg, was für die Stadt gravierende Folgen hatte. Eendingen war als vorderösterreichische Stadt von ihrem ehemaligen Umland praktisch abgeschnitten.

Die Ereignisse um den Anschluß der Städte Freiburg, Kenzingen und Eendingen, der als Einheit betrachtet werden muß, zeigen, daß die Habsburger nicht mit offenen Armen im Breisgau empfangen worden waren. Kenzingen widersetzte sich jahrelang, unterstützt, vermutlich sogar angetrieben von der Stadt Freiburg, den österreichischen Anschlußbemühungen und sah seine Interessen durch die Markgrafen von Hachberg besser vertreten. Erst die Erstürmung des Wasserschlosses zum Wiger bei Emmendingen 1367 brachte die entscheidende Wende. Freiburg stand mit den verbündeten Städten plötzlich allein. Die militärische Niederlage der Breisgaustädte war die Folge. Jetzt konnten die Herzöge von Österreich — die sich bis dahin aus der Auseinandersetzung heraushielten, das Bündnis ihrer Pfandschaften Neuenburg und Breisach aber zuließen — als einzig mögliche Alternative hervortreten. Mit Glück, taktischem Geschick und finanziellen Versprechungen konsolidierte sich die Herrschaft Österreichs im Breisgau. Erst nach dem Anschluß Freiburgs 1368 konnten die Herzöge 1369/70 die Stadt Kenzingen in ihre Hände bekommen.¹¹⁸

Die eigentlichen Verlierer der ereignisreichen Jahre 1367/68 waren nicht der Graf von Freiburg oder die Breisgaustädte, sondern vor allem die Markgrafen von Hachberg. Diese hatten durch ihren Frontenwechsel auf die Seite der Grafen Stadt und Herrschaft Kenzingen und Kürnberg endgültig und etwaige Hoffnung auf die Freiburger Stadtherrschaft von vornherein verloren. Es bleibt Spekulation, aber ohne den Frontenwechsel der Markgrafen wäre die Geschichte des Breisgaus wohl anders verlaufen. Als Herren von Stadt und Herrschaft Kenzingen und Kürnberg, vielleicht sogar als Stadtherren Freiburgs wären die Hachberger und in späteren Jahrhunderten die Markgrafen von Baden als deren Nachfolger die dominierende Macht im Breisgau geworden. So sind die 1360er Jahre auch für die badische Geschichte von großer Bedeutung.¹¹⁹

Anmerkungen

* Prof. Dr. Berent Schwineköper, der am 8. März 1993 im 81. Lebensjahr verstarb, hat seit 1983 meine wissenschaftlichen Arbeiten und meinen beruflichen Werdegang mit großem Interesse verfolgt. Er hat durch sein Vorbild und seine Ratschläge meine berufliche Zielsetzung maßgeblich beeinflusst. Er selbst bezeichnete mich einmal als seinen letzten Schüler. Ich werde ihn als Person und wissenschaftlichen Mentor stets in bester Erinnerung behalten.

¹ Vgl. zur Geschichte der Habsburger im Breisgau: K. S. BADER, Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung. 1950, S. 76f.; H. E. FEINE, Die Territorialbildung der Habsburger im deutschen Südwesten vornehmlich im späten Mittelalter, in: ZRG GermAbt. 67, 1950, S. 177—308,

- Wiederabdruck in: DERS., Territorium und Gericht. Studien zur süddeutschen Rechtsgeschichte. 1978, S. 103–235; M. WELLMER, Der vorderösterreichische Breisgau, in: Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, hg. v. F. METZ, 1967 (2. Auflage) S. 271–342; T. SCOTT, Freiburg and the Breisgau. Town-Country Relations in the Age of Reformation and Peasants' War. Oxford 1986, S. 15f.; W. BAUM, Sigmund der Münzreiche. Bozen 1987; G. HÖDL, Habsburg und Österreich 1273–1493. Gestalten und Gestalt des Österreichischen Spätmittelalters. Wien, Köln, Graz 1988; D. SPECK, Die vorderösterreichischen Landstände im 15. und 16. Jahrhundert. Zu Geschichte, Institution und Wirkungsbereich der Landstände in Elsaß, Sundgau, Breisgau und Schwarzwald. Diss. Phil. (Masch.) Tübingen 1991.
- ² Inwieweit die Habsburger als Nachkommen des Grafen Guntram anzusehen sind, der bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts einer der großen Gegenspieler Otto des Großen war, soll hier nicht weiter diskutiert werden; vgl. zu dieser Problematik T. ZOTZ, König Otto I., Graf Guntram und der Breisgau, in: ZGO 137, 1989, S. 64–77 und die dort angegebene Literatur (S. 65, Anm. 5).
- ³ K. SCHMID, Sasbach und Limburg. Zur Identifizierung zweier mittelalterlicher Plätze, in: ZGO 137, 1989, S. 33–63.
- ⁴ Zu Burkheim am Kaiserstuhl siehe W. SETZLER, Die Grafen von Tübingen als Herren von Lichteneck 1365–1634, in: Die Pfälzgrafen von Tübingen, hg. v. H. DECKER-HAUFF u. a., 1982, S. 78–95; J. TREFFEISEN, Das Dorf Jechtingen und die Burg Sponeck im Mittelalter, in: Jechtingen am Kaiserstuhl, hg. v. G. A. AUER, 1992, S. 75–126, hier S. 79f.
- ⁵ G. HASELIER, Geschichte der Stadt Breisach a. Rh. 1. Halbband: Von den Anfängen bis zum Jahr 1700. 1969, S. 156f.
- ⁶ Zur Geschichte der Stadt Neuenburg siehe F. HUGGLE, Geschichte der Stadt Neuenburg a. Rh. 1876; K. SCHÄFER, Neuenburg. Die Geschichte einer preisgegebenen Stadt. 1963; Oberrheinische Stadtrechte, hg. v. der Badischen Historischen Kommission. Zweite Abt. Schwäbische Rechte. Drittes Heft: Neuenburg a. Rh., bearb. v. W. MERK, 1913, hier Nr. 13, 1331 Mai 3; E. HILLENBRAND, Karl IV. und der Oberrhein, in: ZGO 126, 1978, S. 45–71, hier S. 49; J. TREFFEISEN, Die Breisgaukleinstädte Neuenburg, Kenzingen und Endingen in ihren Beziehungen zu Klöstern, Orden und kirchlichen Institutionen während des Mittelalters (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte 36) 1991, S. 13f.
- ⁷ Siehe hierzu die im UBF 1, 2 abgedruckten Schriftstücke.
- ⁸ Siehe die Auflistung bei HANSJAKOB (wie Anm. 9).
- ⁹ Zu Vorgeschichte, Verlauf und Folgen der Auseinandersetzungen der Stadt Freiburg mit ihrem Stadtherrn in den 1360er Jahren bis zum Anschluß an Österreich vgl. H. SCHREIBER, Geschichte der Stadt Freiburg i. Br., 2. Teil: Freiburg unter seinen Grafen. 1857, S. 174–198; H. HANSJAKOB, Die Grafen von Freiburg i. Br. im Kampf mit ihrer Stadt oder Wie kam die Stadt Freiburg i. Br. an das Haus Österreich. Zürich 1867; S. RIEZLER, Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509. 1883, S. 156–166; W. LEISER, „Sie dienen auch jetzt noch aber fremden Göttern“. Der Freiburger Herrschaftswechsel 1368 (VAlemInst 25) 1968; T. SCOTT, Die Territorialpolitik der Stadt Freiburg im Breisgau im ausgehenden Mittelalter, in: ZBreisgauGV 102, 1983, S. 7–24, bes. S. 7–10; W. SCHULZE, Herrschaftswechsel und städtische Verschuldung. Bemerkungen zur finanziellen Lage Freiburgs im späten Mittelalter, in: ZBreisgauGV 111, 1992, S. 25–46; T. SCOTT, Freiburg im späten Mittelalter: Die Folgen des Herrschaftswechsels, erscheint demnächst in: Geschichte der Stadt Freiburg. Bd. 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520. Ich danke Herrn Dr. Scott für die vorzeitige Überlassung seines Manuskriptes.
- ¹⁰ Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde vom 13. Jahrhundert bis 1549. Bd. 1: Vom 13. Jahrhundert bis 1347, bearb. v. K. RUSER, hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1979, S. 377–379, Nr. 455–458.
- ¹¹ Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde vom 13. Jh. bis 1549. Bd. 2: Städte- und Landfriedensbündnisse von 1347 bis 1380, bearb. v. K. RUSER, hg. durch die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1988, S. 292, Nr. 252.
- ¹² RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 293, Nr. 253.
- ¹³ RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 295, Nr. 257; S. 301, Nr. 266; S. 305, Nr. 267; S. 313, Nr. 277.
- ¹⁴ Urkundenbuch der Stadt Straßburg. 5. Bd.: Politische Urkunden von 1332 bis 1380, bearb. v. H. WITTE und G. WOLFRAM, Straßburg 1896, S. 486, Nr. 590.

- ¹⁵ Urkundenbuch der Stadt Straßburg (wie Anm. 14) S. 514, Nr. 635.
- ¹⁶ RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 318, Nr. 287; S. 322, Nr. 297; S. 323, Nr. 298. Noch am 7. Oktober 1366 wurde im Straßburger Rat beschlossen, das Bündnis mit Basel und Freiburg nicht zu erneuern; siehe Urkundenbuch der Stadt Straßburg (wie Anm. 14) S. 567, Nr. 731.
- ¹⁷ RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 324, Nr. 300; S. 325, Nr. 301; S. 326, Nr. 302.
- ¹⁸ RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 328, Nr. 305.
- ¹⁹ RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 329, Nr. 306.
- ²⁰ UBF I, 2, S. 498, Nr. 263; RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 330, Nr. 309 und S. 331, Nr. 310; siehe auch Urkundenbuch der Stadt Straßburg (wie Anm. 14) S. 558, Nr. 717 und S. 566, Nr. 730.
- ²¹ Urkundenbuch der Stadt Basel, hg. v. d. historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Bd. 4, bearb. v. R. WACKERNAGEL, Basel 1899, S. 277, Nr. 303; RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 332, Nr. 311a.
- ²² UBF I, 2, S. 499, Nr. 264; RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 332, Nr. 311.
- ²³ StadtAF, B2, Nr. 2, 1362 Juli 9; StadtAF, B2, Nr. 2, 1363 Juli 7.
- ²⁴ Siehe hierzu den Abschnitt zum Anschluß der Stadt Kenzingen an Österreich.
- ²⁵ Für ihre Bündnisbereitschaft ließen sich die einzelnen Familien zum Teil lukrativ entlohnen: 1363 verpflichteten sich die Brüder Hensli und Hartmann Meiger von Kürnberg gegen Zahlung von 100 Gulden von städtischer Seite zum Bündnis mit der Stadt auf ein Jahr (StadtAF, A1, IIb, 1363 November 14). Dies wurde 1364, wiederum gegen Zahlung von 100 Gulden Lohn, um ein Jahr verlängert (StadtAF, A1, IIb, 1364 November 13). Ein Jahr später gaben sich die Brüder mit 100 Gulden nicht mehr zufrieden und forderten jetzt zusätzlich 30 Gulden Teuerungszuschlag sowie 20 Gulden für einen Hengst (StadtAF, A1, IIb, 1365 November 29).
- ²⁶ Zu den Bündnissen mit Basel in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts siehe: RUSER Bd. 1 (wie Anm. 10) S. 424–442; zum Bündnis mit Kenzingen ebenda S. 377–379.
- ²⁷ UBF I, 2, S. 500, Nr. 265; RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 329, Nr. 307 und S. 330, Nr. 308; vgl. RIEZLER (wie Anm. 9) S. 157.
- ²⁸ UBF I, 2, S. 502, Nr. 266.
- ²⁹ Siehe hierzu LEISER (wie Anm. 9) S. 18; RIEZLER (wie Anm. 9) S. 158.
- ³⁰ RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 335, Nr. 316; Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, hg. v. C. HEGEL, in: Chroniken der deutschen Städte 8, 1870 und 9, 1871, S. 793f.
- ³¹ HANSJAKOB (wie Anm. 9) S. 94.
- ³² ZGO 16, 1864, S. 202–203; GLA 21/Nr. 3088, 1367 Juni 28.
- ³³ LEISER (wie Anm. 9) S. 18; siehe z. B. folgende Chronikberichte: Chronik von Colmar, in: Quellensammlung der badischen Geschichte, Bd. 3.2, 1863, S. 582; Größere Basler Annalen, in: Basler Chroniken Bd. 5, hg. v. A. BERNULLI, 1895, S. 24; Kleinere Basler Annalen, in: Basler Chroniken Bd. 5, hg. v. A. BERNULLI, 1895, S. 58 und S. 60; Größere Basler Annalen, in: Basler Chroniken Bd. 6, hg. v. A. BERNULLI, 1902, S. 256/257; die Dramatik der damaligen Kämpfe kommt eindrucksvoll in folgender Passage zum Ausdruck: „Anno domini 1367 jor wart die burg zů Friburg gebrochen von den von Friburg wider iren herren groff Egen von Friburg. In dem selben jore zugend die von Friburg für Endingen mit den von Basel, Nuwenburg, Brisach und Kentzingen; wan der her von Susenberg was groff Egen helfer, grof Egen sin widerhelfer, und worent zů Endingen ouch enthalten, und worent alle do. Do santend die herren usser her Gerhart von Endingen, ein ritter, zů werben an ir herren und frunt umb hilff, die ouch komend. Do das die stet vernomend vor der stat, do brochend sů früge uff und woltend hein ziechen und wart inen so not, das sů baner, zelt und ander gezug ston liessend. Do das die herren in dem slossz vernomend und ouch sochend ir helff komen, do brochend sů ussz dem slossz und iltend den stetten noch bis gon Brisach zů dem Obertor in das frowencloster und erslügend und fiengend sů, das der 10. nit hein kam. Donoch wart der krieg gerichtet noch der herren wille, und müstend die von Friburg grosz gůt geben für die burg, die sů gebrochen hattend. Do nomend sů den herren von Oesterich zem herren“; aus: Basler Chronik Bd. 4, bearb. v. A. BERNULLI, 1890, S. 428/429; siehe auch K. BURGER, Chronik des Cisterzienserinnenklosters Wonnenthal, in: FDA 28, 1900, S. 131–167, hier S. 154; Chronik des Mathias von Neuenburg, hg. v. A. HOFMEISTER, (MGH SS Nova series 4) 1955; Auszüge bei RUSER Bd. 2 (wie Anm. 11) S. 335/336, Nr. 316–318.
- ³⁴ HANSJAKOB (wie Anm. 9) S. 95/96.

- 35 UBF I, 2, S. 567, Nr. 270 und S. 569, Nr. 272; RUSER Bd. 2 (wie Anm. II) S. 343, Nr. 330 und S. 344, Nr. 331.
- 36 UBF I, 2, S. 508, Nr. 271; ZGO 16, 1864, S. 204f. und S. 342f.; GLA 21/Nr. 2505; GLA 21/Nr. 5681; GLA 21/Nr. 1029; GLA 21/Nr. 3089; GLA 21/Nr. 1030; GLA 21/Nr. 5680; RUSER Bd. 2 (wie Anm. II) S. 344–348, Nr. 332–339; siehe HANSJAKOB (wie Anm. 9) S. 96/97.
- 37 Zum finanziellen Aspekt des Herrschaftswechsels und dessen Folgen siehe SCHULZE (wie Anm. 9); SCOTT, Freiburg (wie Anm. 9).
- 38 UBF I, 2, S. 508, Nr. 271 und S. 512, Nr. 274.
- 39 UBF I, 2, S. 529, Nr. 277; GLA 21/Nr. 2919.
- 40 SCHULZE (wie Anm. 9) S. 25; siehe auch SCOTT, Territorialpolitik (wie Anm. 9) bes. Anm. 4.
- 41 RIEZLER (wie Anm. 9) S. 161; SCHULZE (wie Anm. 9) S. 25.
- 42 Quellen bei RUSER Bd. 2 (wie Anm. II) S. 346–348, Nr. 335–338.
- 43 GLA 21/Nr. 6972, 1368 März 30; siehe SCHULZE (wie Anm. 9) S. 27.
- 44 Zur Verschuldung und Kreditaufnahme der Stadt infolge des Herrschaftswechsels siehe SCHULZE (wie Anm. 9) S. 25f.
- 45 UBF I, 2, S. 519, Nr. 275; vgl. RIEZLER (wie Anm. 9) S. 161.
- 46 Die Urkunden zum Bündnis mit der Herrschaft von Österreich sind abgedruckt in: RUSER Bd. 2 (wie Anm. II) S. 200–216, hier S. 200–214, Nr. 153.
- 47 RUSER Bd. 2 (wie Anm. II) S. 200, Nr. 153. Neben dem damals regierenden Freiburger Stadtherrn wurden auch dessen Söhne Friedrich und Egon, Markgraf Heinrich von Hachberg, Friedrich von Üsenberg, die von Endingen, Hans von Schwarzenberg und die von Waldkirch ausgenommen.
- 48 RUSER, Bd. 2 (wie Anm. II) S. 205, Nr. 155.
- 49 RUSER, Bd. 2 (wie Anm. II) S. 207, Nr. 157.
- 50 RUSER, Bd. 2 (wie Anm. II) S. 209, Nr. 160, Nr. 161; S. 211, Nr. 165; S. 212, Nr. 166, 167; S. 213, Nr. 168, Nr. 171.
- 51 RUSER Bd. 2 (wie Anm. II) S. 209, 213, 214, Nr. 162, 169–171.
- 52 Literatur wie Anm. 6.
- 53 StadtANeuenburg, Urkunden Nr. 7, 1307 Juli 1; StadtANeuenburg, Urkunden Nr. 9, 1315 März 29.
- 54 Oberrheinische Stadtrechte (wie Anm. 6) S. 24, Nr. 16.
- 55 Oberrheinische Stadtrechte (wie Anm. 6) S. 24, Nr. 17.
- 56 Oberrheinische Stadtrechte (wie Anm. 6) S. 25, Nr. 18.
- 57 GLA 20/Nr. 1490, 1358 Oktober 1: Die Stellvertreterfunktion des Schultheißen kommt durch folgende Formel deutlich zum Ausdruck: Der Schultheiß Albrecht von Hüfingen saß an Stelle „des edeln, mines gnedigen herren stat, grave Ymers von Strasberg“ zu Gericht.
- 58 Siehe hierzu auch: J. TREFFEISEN, Zeitgenössische und moderne Aspekte des Neuenburger Stadtrechts von 1292, in: Zähringerstadt Neuenburg a. Rh. 1292–1992. 700 Jahre Neuenburger Stadtrecht des Königs Adolf von Nassau, hg. v. d. Stadt Neuenburg a. Rh., 1992, S. 9–18.
- 59 GLA 20/Nr. 1458, 1364 November 15: „Wir, der burgermeister, der rat, die burger und die gemeinde gemeinliche der statt ze Nuwenburg“.
- 60 GLA 20/Nr. 1439, 1368 April 28. Damals fungierte weiterhin Albrecht von Hüfingen als Schultheiß, den wir schon 10 Jahre zuvor unter dem Pfandherrn Graf Ymer von Strasberg in dieser Position sahen.
- 61 StadtANeuenburg, Urkunden Nr. 23, 1368 Mai 8.
- 62 Oberrheinische Stadtrechte (wie Anm. 6) S. 36, Nr. 26 und Nr. 27.
- 63 StadtANeuenburg, Urkunden Nr. 36, 1399 Januar 15; StadtANeuenburg, Urkunden Nr. 42, 1412 Mai 31; Oberrheinische Stadtrechte (wie Anm. 6) S. 54, Nr. 40.
- 64 Vgl. E. M. LICHTENOWSKY, Geschichte des Hauses Habsburg, 4. Teil. 1839, S. 126–128; RIEZLER (wie Anm. 9) S. 160 und S. 163; SCHREIBER (wie Anm. 9) S. 191/192; SCHULZE (wie Anm. 9) S. 27.
- 65 GLA 21/Nr. 2777, 1368 April 29.
- 66 Die Herzöge versprochen: „Weliche stette, purger oder lantleüt, wie die genant sind, sich für uns verpindent, dhein gelübd tünd oder unser pürgel wêrdent gen den egenanten graf Egnen, gegen der stat ze Fryburg oder gen yeman anders von der sache wegen, daz wir si davon ledigen wellen und si und ir erben von allem dem schaden bringen, in den si von der egenanten sache wegen koment, in aller der mazze und mit aller der sicherheit und püncten, alz in der vorgebant von Püchain darumb verspricht und gelobt mit seinen briefen“.

- 67 Hierzu SCHULZE (wie Anm. 9) S. 27: „Dieses Dreiecksgeschäft war ein politisches Meisterstück der Habsburger. Sie konnten zu günstigem Preis ihre vorländischen Besitzungen abrunden, und gleichzeitig brachten sie durch die Verpfändung den Grafen von Freiburg unter ihre Klientel“; siehe auch H. FLAMM, Skizzen einer Geschichte der Anleihepolitik der Stadt Freiburg i. Br. bis zum Ausgang des Mittelalters — 1500 . Handschr. MS., 1 Fasz., StadtAF, B1. Nr. 255.
- 68 UBF II, 1, S. 1, Nr. 287.
- 69 UBF I, 2, S. 532, Nr. 278. Dieser Passus zeigt deutlich, wie tief Furcht und Abneigung innerhalb der Bürgerschaft gegen die auf Seiten des Grafen kämpfenden Adligen waren. Daher waren die Markgrafen von Hachberg chancenlos.
- 70 UBF I, 2, S. 539, Nr. 280; siehe hierzu J. LAHUSEN, Die Urkunden über Freiburgs i. Br. Übergang an Österreich 1368, in: MIOG 34, 1913, S. 118–121.
- 71 StadtAF, A I, IIIc, 1369 Mai 19; siehe hierzu auch SCHULZE (wie Anm. 9) S. 27f.
- 72 GLA 21/Nr. 2796, 1369 Oktober 18.
- 73 UBF II, 1, S. 10, Nr. 289.
- 74 UBF II, 1, S. 14, Nr. 291.
- 75 StadtAF, A I, IIIf, 1376 April 6.
- 76 SCOTT, Territorialpolitik (wie Anm. 9) Anm. 4.
- 77 SCHULZE (wie Anm. 9).
- 78 Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050–1515, Bd. I, hg. v. der Badischen Historischen Commission, bearb. v. R. FESTER, Innsbruck 1900, S. h22, Nr. h224, die Urkunde ist nur als Vidimus aus dem Jahre 1399 überliefert: GLA 46/Nr. 1528, 1399 Dezember 20; zum stadtherrlichen Hof in Kenzingen vgl. J. TREFFEISEN, Befestigung, Tore und Straßen im mittelalterlichen Kenzingen: Stationen der Stadtwerdung, in: Jb des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 3, 1989, S. 9–24; zur Bedeutung der Fischereirechte TREFFEISEN (wie Anm. 6) S. 38/39.
- 79 Zu den üsenbergischen Besitzungen und Rechte in Sulzburg siehe J. TREFFEISEN, Sulzburg von der Stadtwerdung bis zum ausgehenden Mittelalter, in: Geschichte der Stadt Sulzburg, Bd. I, hg. im Auftrag der Stadt Sulzburg von der Anna-Hugo-Bloch-Stiftung, Redaktion ANNELIESE MÜLLER, J. GROSSPIETSCH, 1993, S. 335–391.
- 80 Vgl. zur Herrschaft Hachberg W. RÖSENER, Grundherrschaften des Hochadels in Südwestdeutschland im Spätmittelalter, in: Grundherrschaft im späten Mittelalter, hg. v. H. PATZE (Vorträge und Forschungen 27) 1983, S. 87–176; J. TREFFEISEN, Im Schatten der Burg. Sexau im Spätmittelalter, in: Sexau. Ein Dorf am Fuße der Burg, hg. v. G. A. AUER, D. GEUENICH, J. TREFFEISEN, 1992, S. 33–66.
- 81 REGESTEN (wie Anm. 78) S. h22, Nr. h225, 1352 Juni 8.
- 82 REGESTEN (wie Anm. 78) S. h23, Nr. h226, 1352 Juni 23; UBF I, 2, S. 415–419, Nr. 212.
- 83 REGESTEN (wie Anm. 78) S. h24, Nr. h240, 1356 Juli II.
- 84 RUSER Bd. 1 (wie Anm. 10) S. 377–379, Nr. 455–458.
- 85 RUSER Bd. 1 (wie Anm. 10) S. 377–379.
- 86 Siehe die Belege in REGESTEN (wie Anm. 78).
- 87 Friedrich verstarb laut H. MAURER, Urkunden zur Geschichte der Herrschaft Üsenberg, in: ZGGF 5, 1882, S. 326 zwischen dem 17. Januar 1353 und dem 12. Juli 1356. Da die Ansprüche der Habsburger jedoch erst 1357 sichtbar werden, ist der Tod Friedrichs wohl in das Jahr 1356 zu setzen.
- 88 REGESTEN (wie Anm. 78) S. h25, Nr. h251, GLA 21/Nr. 4721: „... umb die herrschaft, die purg und die statt ze Kürnberg und ze Kenzingen ... , die uns anerstorben und ledig waren sind von Fridrichen selig von Üsenberg, der si von uns ze rechtem lehen innegehebt, besezen und genossen hat untz an seinen tode, dar an aber uns mit gewalt an recht irret und bechummert“ der Markgraf Heinrich von Hachberg. Darauf weist Herzog Leopold in der Kenzinger Stadtrechtsurkunde von 1369 nochmals ausdrücklich hin, ZGGF 5, 1882, S. 298, Nr. 35. 1478 stellten sich für die damaligen Zeitgenossen die über 100 Jahre zurückliegenden Ereignisse verzerrt dar. (Siehe hierzu SPECK (wie Anm. 113) S. 95, GLA 67/777, Bl. 60–62). Damals berichtete Anthonien von Pforr, Kirchherr der Pfarrkirche zu Rottenburg, was er aus Erzählungen seines Vaters sowie seines Paten — beides keine Zeitzeugen — über den Anschluß der beiden Herrschaften Üsenberg an die Habsburger wußte. Nach seiner Erzählung war die Herrschaft zwischen zwei Brüdern (wohl Johann († 1376) und Hesso († 1379)) geteilt gewesen. Der eine Teil hätte Kürnberg, das Schloß (!) Kenzingen, Endingen, den Schaffgiesen und

dazugehörende Güter umfaßt. Der andere Teil umfaßte Höhingen, das Schloß Ithingen, Eichstetten, Bahlingen und Zubehör. Beide Brüder waren mit dem Markgrafen von Hachberg verwandt. Als sich beide miteinander bekriegten, hat der Üsenberger, dem Kenzingen und(!) Endingen gehörten, seine Herrschaft dem Herzog von Österreich zu rechtem Eigen gegeben und diese wieder als Mannlehen erhalten. Nach dem Tod dieses Üsenbergers wurden die österreichischen Rechte vom Markgrafen beansprucht. Dieser Bericht, der zur Festigung habsburgischer Anrechte notiert worden war, verzerrt die Ereignisse der 1350er bis 1370er Jahre erheblich. Die Städte Kenzingen und Endingen waren im 14. Jahrhundert nicht in der Hand eines Üsenbergers, sondern bildeten die Mittelpunkte zweier Herrschaften. (Vgl. J. TREFFEISEN, Endingen im Mittelalter, in: Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt, hg. v. B. OESCHGER im Zusammenwirken mit dem Alemannischen Institut Freiburg im Auftrag der Stadt Endingen a. K., 1988, S. 43); zur Frage des Ursprungs der österreichischen Anrechte auf Kenzingen, die noch nicht abschließend geklärt sind, siehe H. FEHR, Die Entstehung der Landeshoheit im Breisgau. 1904, S. 151–152.

- ⁸⁹ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h26, Nr. h254, GLA 21/Nr. 4722, 1357 Dezember 30; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h26, Nr. h258, GLA 21/Nr. 4723, 1358 Januar 2; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h26, Nr. h259, GLA 21/Nr. 4724, 1358 Januar 19; StadtAF, A2, Nr. 421, 1358 Januar 19; GLA 21/Nr. 4280, 1358 Dezember 29.
- ⁹⁰ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h26, Nr. h258, GLA 21/Nr. 4723, 1358 Januar 2: Der Markgraf hatte vom Herzog offiziell die Belehnung mit der Stadt und Herrschaft erbeten. Der Herzog „mir es nüt lihen wolt, und ich es doch inne und harbraht han bi mines oheims Friderichs seligen von Üsenberg leben und sider har“.
- ⁹¹ UBF I, 2, S. 463, Nr. 242, 1358 Januar 19.
- ⁹² Die Stadt Freiburg bat in einem Schreiben an Kaiser Karl IV. um Beilegung dieses Streites, da akute Kriegsgefahr bestand, StadtAF, A1 XIX Kenzingen, um 1360.
- ⁹³ Urkundenbuch der Stadt Straßburg (wie Anm. 14) S. 384, Nr. 440 und S. 388, Nr. 446.
- ⁹⁴ GLA 21/Nr. 4281, 1360 September 26. Herzog Rudolf von Österreich bevollmächtigte den Ritter Ludwig von Ratelsdorf, „die sache, die wir mit dem edlen mann margraf Hainreichen von Hachperg und mit den purgern von Kentzingen ze schaffent haben, darumb daz si uns die burg Kurnberg und die statt Kentzingen und swas darzu gehoret unpilleich und wider recht vor habent“, vor dem kaiserlichen Hofgericht zu vertreten.
- ⁹⁵ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h25/26, Nr. h252, 1360 Oktober 22, GLA 21/Nr. 4282.
- ⁹⁶ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h27, Nr. h270, GLA 21/Nr. 4283, 1360 November 26; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h27, Nr. h271, GLA 21/Nr. 4284, 1360 November 30; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h27, Nr. h272, 1360 Dezember 30.
- ⁹⁷ Z. B. REGESTEN (wie Anm. 78) S. h28, Nr. h274, 1362 April 20; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h28, Nr. h278, GLA 21/Nr. 4377, 1364 April 28; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h28, Nr. h279, GLA 21/Nr. 4319, 1364 September 25.
- ⁹⁸ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h28, Nr. h280 und Nr. h281, GLA 21/Nr. 3502, 1365 Januar 21; GLA 21/Nr. 4727, 1365 Januar 21; GLA 21/Nr. 4728, 1365 Januar 21; in der Forschungsliteratur wird 1365 als Anschlußjahr Kenzingens an Österreich gewertet, was allerdings nicht der Realität entspricht, vgl. z. B. LEISER (wie Anm. 9) S. 20.
- ⁹⁹ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h29, Nr. 286, GLA 21/Nr. 4285, 1366 September 10; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h29, Nr. h287, GLA 21/Nr. 4286, 1366 September 12.
- ¹⁰⁰ UBF I, 2, S. 502, Nr. 266.
- ¹⁰¹ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h23, Nr. h226.
- ¹⁰² GLA 21/Nr. 3088, 1367 Juni 28.
- ¹⁰³ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h73, Nr. h687; siehe auch die im UBF I, 2, S. 490f. abgedruckten Schriftstücke.
- ¹⁰⁴ ZGGF 5, 1882 S. 299: „Und darzu die ubergriffe, die der vorgenant marggraf Heinrich und sein sun an in“ [die Bürger von Kenzingen] „gethan hatten“.
- ¹⁰⁵ UBF I, 2, S. 512–529.
- ¹⁰⁶ UBF I, 2, S. 539–546.
- ¹⁰⁷ ZGGF 5, 1882 S. 298f., StadtAF, L1 Kenzingen A Nr. 23, 1369 September 28; StadtAF, L Kenzingen A Nr. 24, 1369 September 28.

- ¹⁰⁸ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h30, Nr. h297, StadtAF, LI Kenzingen A Nr. 25, 1369 September 28.
- ¹⁰⁹ StadtAF, LI Kenzingen A Nr. 26, 1369 November II.
- ¹¹⁰ ZGO 21, 1868, S. 215/216, 1369 November 22.
- ¹¹¹ REGESTEN (wie Anm. 78) S. h30, Nr. h298, GLA 21/Nr. 4729, 1370 Oktober 29; REGESTEN (wie Anm. 78) S. h30, Nr. h299, GLA 21/Nr. 4381, 1370 November 8.
- ¹¹² GLA 21/Nr. 4729, 1370 Oktober 29.
- ¹¹³ Siehe hierzu D. SPECK, Endingen als Vorderösterreichische Stadt, in: Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt, hg. v. B. OESCHGER im Zusammenwirken mit dem Alemannischen Institut Freiburg im Auftrag der Stadt Endingen a. K., 1988, S. 95–144, hier S. 95–97.
- ¹¹⁴ StadtAF, LI Endingen A Nr. 37, 1387 August 17.
- ¹¹⁵ StadtAF, LI Endingen A Nr. 41, 1399 Mai 8; A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden (2 Bde). 1904 (2. Auflage) S. 510.
- ¹¹⁶ GLA 21/Nr. 3485: Die Ansprüche des Herzogs Leopold an Markgraf Hesso wurden wohl vor dem 8. November 1370 notiert, da an jenem Tag Heinrich IV. und seine Söhne Otto I., Johann und Hesso offiziell auf die Herrschaft Kürnberg und Kenzingen sowie alles, was dort herzogliches Lehen war, verzichteten. Betreffend die Stadt Endingen wurde dem Markgrafen folgendes vorgeworfen: „Er nympt och jarlichen“ [Summe nicht eingetragen] „gelts und emphilhet zu nemend uf der stat Endingen und von den insezzen daselbs, daran uns bedunket, daz er nit recht darzu habe, wan die selb stat und nutz unsers vogenanten herren von Osterrich ist“.
- ¹¹⁷ Siehe SPECK, Endingen (wie Anm. 113) S. 95. Das von Speck für seine These angeführte Dokument, eine Schilderung der Ereignisse der 1360/70er Jahre aus der Sicht des Jahres 1478 (GLA 67/777, Bl. 60–62, siehe hierzu Anm. 88), gibt die Ereignisse stark verzerrt und ausschließlich aus habsburgischer Sichtweise wieder. Die Aussagen dürfen daher nicht wörtlich wiedergegeben werden.
- ¹¹⁸ In der Forschungsliteratur wurde der Anschluß Kenzingens vor dem Freiburgs datiert, z. B. RIEZLER (wie Anm. 9) S. 101 und LEISER (wie Anm. 9) S. 20; zur Geschichte der Stadt Kenzingen als vorderösterreichische Stadt 1369–1803/06 siehe D. SPECK, Kenzingen und Kürnberg — Stadt und Herrschaft in vorderösterreichischer Zeit (1369–1803/06), R. LUSIARDI, Kenzingen in der Reformationszeit. Ursachen, Verlauf und Nachwirkungen der evangelischen Bewegung, und A. WEBER, Kenzingen als frühneuzeitliche Stadt (1530–1806); die Beiträge erscheinen 1999 in der Geschichte der Stadt Kenzingen sowie R. LUSIARDI, Ackerbürgerstadt und Evangelium. Die evangelische Bewegung in der vorderösterreichischen Landstadt Kenzingen, in: ZGO 141, 1993, S. 185–211.
- ¹¹⁹ Die Markgrafen von Baden erinnerten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts an ihre Verwandtschaft mit den Zähringern und legitimierten so ihre Ansprüche auf die vorderösterreichischen Gebiete im Breisgau und den angrenzenden Regionen. Vgl. J. GERCHOW, Ein zähringisches Königtum vor 180 Jahren? Zu einem Plan des badischen Ministers von Reitzenstein, in: Die Zähringer. Anstoß und Wirkung, hg. von H. SCHADEK und K. SCHMID (Veröffentlichungen zur Zähringer Ausstellung II) 1986, S. 437 bis 441.

Johann Heinrich Hermann Reichsfreiherr von Kageneck (1668—1743)

Zum 250. Todestag des Deutschordens-Landkomturs
Ein Nachtrag zur Biographie

Von
HERMANN BROMMER

Zu den auffallendsten Persönlichkeiten des breisgauischen Adels im 18. Jahrhundert gehörte ohne Zweifel der aus Munzingen stammende Johann Heinrich Hermann Reichsfreiherr von Kageneck, ein am 25. Juni 1668 geborener Sohn des vorderösterreichischen Vize-Statthalters Johann Friedrich v. Kageneck (1633—1705) und der Susanna Magdalena von und zu Andlaw (1641—1712).¹ In unserem Jahrbuch veröffentlichte Dr. Helmut Hartmann, ehemaliger Generalsekretär der Deutschherrenkanzlei in Frankfurt a. M., 1991 eine Lebensbeschreibung dieses Landkomturs,² der deshalb weithin so bekannt wurde, weil er in zwei Balleien³ des Deutschen Ordens, nämlich in Franken und „An der Etsch und im Gebirg“ (Südtirol), eingesetzt war und außerdem an mehreren Fürstenhöfen in hohen Stellungen diente. Zur Lebensbeschreibung J. H. H. v. Kagenecks kann ich einige neue Archivfunde und Feststellungen nachtragen, die Helmut Hartmanns verdienstvolle Veröffentlichung ergänzen möchten und einige zusätzliche Streiflichter auf die Persönlichkeit des Landkomturs werfen.

Das Testament

Einblicke in verwandtschaftliche Zusammenhänge und in die Vermögensverhältnisse des Landkomturs v. Kageneck bietet das „In dem Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Amen.“ am 31. August 1740 zu Mannheim von ihm eigenhändig verfaßte „Concept des von mir zu errichten gewillten Testaments.“⁴ Zumal dieser „Letzte Wille“ größte wirtschaftliche Bedeutung für die Familie v. Kageneck in Munzingen hatte, blieben die schwer lesbaren 16 Blätter im „Grundherrlich Gräflich von Kageneckischen Hausarchiv“ erhalten, das im Stadtarchiv Freiburg deponiert wurde. Für die Lebensumstände als Ritter und Landkomtur des Deutschen Ordens hinterließ J. H. H. v. Kageneck damit ebenfalls interessante Notizen: „Es ist zwar vermög meines Hohen Deutschen Ritterordens Satzungen einem Ordensritter nicht erlaubt, ohne Specialbewilligung eines zeitlichen Herrn Herrn Hoch= und Deutschmeisters als gemelten Hohen Ordens Obersten Haupt eine testamentarische oder sonstige Disposition mortis Causa über seine etwann habenden patrimonalia oder habenden acquisita zu machen. Nachdem aber als letzet verstorbener Herr Hoch= und Deutschmeister Franz Ludwig⁵ kurfürstl. Durchlaucht seligsten Angedenkens unterm 10t Septembris 1708 in gnädigste Betracht dern von mir damalen schon von Anno 1688, als in



Abb. 1 Porträt des Landkomturs J. H. H. v. Kageneck (1739) in der Landkommende Weggenstein des Deutschen Ordens in Bozen (Foto: Deutschordensbildarchiv Bozen)

welchem Jahr ich, und zwar den 24^{ten} October die Gnade gehabt, in den Hohen Orden eingekleidet zu werden, geleistete guten Diensten mir auf 20 000 Gulden limitierte Licentiam testandi super Patrimonialia gnädigst erteilet, nach der Hand aber, und auch Anno 1710 zur landkomturischen Würde der Ballei an der Etsch gnädigst erhoben worden, in Betracht meiner bei dem Hohen Orden erworbenen Meriten, insbesondere aber in Consideration der von mir restaurierten gemelten Ballei, als welche sowohl bei dem publico als in Gebäuen selbst auf den völligen Ruin gestanden, davon das Land Tirol, ohne Ruhm zu melden, mir das ewige Lob zulegen wird, solche erteilte gnädigste Licentiam außer einigen von mir selbst gehorsamst angetragenen Bedingungen unterm 12. Aprilis 1723 mir gnädigst zukommen lassen.“ In umständlicher Sprache fährt der alte Landkomtur fort, daß ihm auch der seit 1732 regierende Hoch-

und Deutschmeister Clemens August von Bayern⁶ das Recht auf eigene Vererbung seines Vermögens „confirmiert“ habe. Weil aber in der Genehmigungsurkunde „die Wörter extra ordinem sich befunden, welche nach meinem in Gottes Händen stehenden Absterben nur langwährige Discussion und Disputen zwischen dem hohen Orden und meinen zu instituierenden gesinnten Erben und Legatariis“ führen würden, bat er den regierenden Hochmeister um entsprechende Bedingungen, die ihm am 14. Oktober 1732 gnädigst genehmigt wurden.

Also bestimmte J. H. H. v. Kageneck „im 73t. Jahr, doch gottlob bei guter Gesundheit und Vernunft“, daß 1. sein toter Leib, „wenn ich allhier in Mannheim versterben sollte, in der vordern Gruft des hiesigen katholischen Hospitals in der Höhe gleich gegen den darinnen sich befindenden Altar solle mit deme eingemauert werden, daß außen hero ein Grabstein von schwarzem Marmor, worauf mein landkomturisches Wappen und Zierraten, auch alleiniger Eingrabung meiner Vor- und Zunamen nebst dem Tag, Monat und Jahr meines Absterbens, auch den wenigen Worten „des Hohen Deutschen Ritterordens Landkomtur der Ballei an der Etsch und im Gebirg. Requiescat in sancta pace.“ solle beigefügt werden. Die Leichkosten, welche in keinem großen Gepränge bestehen sollen, sowohl als der Grabstein müssen aus meiner Verlassenschaft genommen werden.“

„Würde ich aber nicht allhier (in Mannheim) sterben, sondern, nach meiner von hier seiner Zeit beschehenden Retirade (Rückzug), zu Freiburg im Breisgau absterben, wohin dermalen meine Intention als meiner Geburtsstadt⁷ geht“, weil ihm das der Hochmeister wegen nachlassender Kräfte, aber unter Beibehaltung seines Titels gestatte, „so ist mein Wille, daß man meinen verblichenen Leichnam in die alldasige Kirche der HH. PP. Augustinern bringe, als worinnen schon doch einige meines Hohen Ordens Ritter begraben sein, mit deme, daß nächst meinem Grab in der Mauer ein Grabstein aus oben schon gemelter Art eingemauert, und ober solchem Grabstein die einem verstorbenen Landkomtur zukommende zwei Fähnen nebst einem Degen und vergoldeten zwei Sporen aufgehängt werden sollen.“

„2do vor allem will ich, daß diejenige Conditiones, für welche ich mich bei der erhaltenen letztern gnädigsten Licentia testandi obligieret, erfüllet werden, solches aber vor meinem Absterben größt und meistens wirklich geschehen“: Kageneck vermachte dem Orden Beträge für das „bei der Landkommende (in Bozen) zu errichten gewesene Hospital“, „zur Errichtung der neuen Commenda⁸ zu Lana“, „das ex propriis zur Ehre des Hohen Ordens und Erbauung der Landkommende (Bozen) vorgeschossene“ Kapital und 1 500 fl für den Unterhalt der Landkommende in Südtirol. Bemerkenswert ist auch „6to daß ich von meiner mitanvertrauten Commenda Lengmoos⁹ nichts genießen wollte, bis nicht solche Commenda vollkommen aufgebauet und convenablement eingerichtet sein wird.“ Zur Erbauung des Hospitals bei der Landkommende Weggenstein in Bozen merkt v. Kageneck an: „Ist bekannt und zeigt es allenfalls der Augenschein, daß solcher Spital nächst der Landkommende nicht allein ohne Angreifung der versprochenen 10 000 f Capital sehr wohl erbauet, sondern auch schon 1721 von mir solche 10 000 f teils in Kapitalien, teils in barem Geld verschafft worden.“ Ebenso habe er sich viele Jahre „sehr und auf alle Weise mit meinen eignen Kosten bemüht, die Errektion der neuen Commenda zu Lana zuwege zu bringen“, wozu er noch am 16. Juni 1739 10 000 Gulden bezahlt habe. Was

die Kommende Lengmoos dem Landkomtur v. Kageneck verdankte, liest sich im Testament weiter so: „ad 6tum der rühmliche Augenschein wird zeigen, in was ansehnlichen Stand ich in der Zeit beinahe die Administration der Commenda Langemoos zu cessieren kommen, solche Commenda nicht allein, sondern auch das verfallene alldasige Wirtshaus, nebst Scheuren und Stallungen quasi von Grund auf erbauet. Es wird auch Herr Coadjutor von Recordin¹⁰ allenfalls attestieren müssen, daß ich den termino Georgii 1740 nach ergebener Active-Recess von etlichen hundert Gulden ihm zur Reparation der dasigen Kirchen ohnbedenklich cediert, als ich auch diesen Punkt ad honorem ordinis vollkommen“ abgeschlossen habe. Kageneck bemerkt aber noch, daß er bei Übernahme der Kommende Lengmoos 1728 „aus meinen eigenen Geldern 2 800 f nach und nach vorgeschossen, damit dieselbe nicht gar zugrunde gehen möge, welche 2800 f ich bei dem Antritt solcher geschenkt“ habe. Das von der Landkommende Bozen zum Gebrauch übernommene Silberservice und das Landkomturkreuz mit zugehöriger goldener Kette hatte Kageneck entweder finanziell abgegolten oder schon seinem Nachfolger Graf Recordin überlassen.

„3tio“ bestätigte der Erblasser „pro bono Familiae und des freiherrlich und adeligen Namens und Stamms von Kageneck“ die Errichtung von zwei „FideiCommissen“¹¹ zu Gunsten „meines altern Herrn Nepoten Joseph Antoni Freiherr von Kageneck,¹² Ihro Kurfürstl. Durchl. zu Pfalz Kammerherrn und vorderösterreichischen Ritterstands Assessoren“ (8. März 1726), und des „Herrn Vettern Friedrich Freiherrn von Kageneck,¹³ Ihro Kurfürstl. Durchl. von Köln Kammerherrn“ (12. Februar 1734). Hohe Guldenbeträge legten das wirtschaftliche Fundament für die Munzinger Familie von Kageneck. Ein kostbares Deutschordenskreuz, das ihm der Kaiser „zu einer Erkenntnis der allerhöchst deroselben von mir in verschiedenen Occasionen geleisteten alleruntertänigsten Diensten allergnädigst verehrt“ habe, bestimmte der Landkomtur zur Umwandlung in ein „Frauenzimmerkreuz“. „Hierzu sollen sonderlich die fünf Hauptsteine gebraucht werden.“ Auch einige große Brillantringe, die ihm Hochmeister Clemens August von Bayern geschenkt hatte, sollten dem Anliegen dienen. Als erste Trägerin wurde Maria Josepha v. Kageneck geb. v. Sickingen in Mannheim auserkoren, die wiederum von der Gemahlin des nächsten Fideicommissinhabers beerbt werden sollte. Wenn jedoch „der ältere Herr Vetter Joseph Anton ohne männliche Erben von seiner jetzigen Gemahlin absterben würde“, so solle das „Fidei Commiß Kreuz unmittelbar an den jüngern Herrn Vetter Friedrich herausgegeben“ werden.

4to dankte der Landkomtur Gott, daß er ihm sein Leben lang, „nunmehr im 73^{ten} Jahr“, so viel Segen geschenkt habe.

5to setzte er Johann Friedrich Fridolin Freiherr von Kageneck,¹⁴ Herr zu Munzingen, Merdingen, Bleichheim und Weiler, Kammerherr des Kölner Kurfürsten (des Hoch- und Deutschmeisters Clemens August von Bayern), zum Universalerben für alle nicht eigens vergebenen Hinterlassenschaften wie etwa „Capitalien, Obligationen, Silbergeschirr, Juwelen und Pretiosen, Möbel, Pferde, Kutsche“ ein. Und zwar deshalb, weil dieser Neffe „mit zwei Söhnen versehen“ sei und deshalb die Hoffnung bestehe, „den alten Mannsstamm von Kageneck zu erhalten“ und „so viel an mir ist, in ein nötiges Ansehen in der Welt zu bringen.“

Um sicherzustellen, daß alles nach seinem Willen durchgeführt werde, verpflich-

tete der Landkomtur seinen Universalerben, „bei Vermeidung meines ewigen Fluchs“, zu bestimmten Maßnahmen, die der Wohlfahrt der beiden mit Erbteilen bedachten Familien dienen sollten. Großzügig vermachte J. H. H. v. Kageneck auch 1 000 Gulden rheinisch als Kapital an die Kirche, „wo ich nach meinem Absterben werde begraben werden“, damit in solcher wöchentlich eine Hl. Messe für ihn, seine Eltern und Verwandten gelesen werde. Für die „gemeinen armen Bettelleute ohne Unterschied der Religion“ wurden 150 Gulden rheinisch bestimmt. Weitere Legate gingen an die Pfarrkirche in Munzingen zu Ehren der hl. Mutter Gottes, an die noch lebende Frau Schwester, an Rupert Freiherr von Wessenberg („meinem Erben Herrn Nepoten“), an Franz Otto Freiherrn von Schönau zu Säckingen, an Johann Adam Freiherrn von Bodmann, Franz Benedikt Freiherrn von Baden und an die Bediensteten (ein Jahressold und Kleider). Eventueller Schuldendienst und das silberne Tafelservice waren Teil des Fideicommisses. Sie durften nicht aufgeteilt werden. Der Landkomtur merkte außerdem an, daß sich „in meiner Verlassenschaft eine große Quantität von auserlesenen Malereien und Miniaturen finden werden“, die — wie das Silberservice — beim Fideicommiß bleiben müßten. „Große Portraits“ des Hoch- und Deutschmeisters Franz Ludwig von der Pfalz, des Kurfürsten von Köln, des Bischofs von Augsburg und von Königinnen Sardiniens waren neben den 15 Geheimnissen des Rosenkranzes darunter. An Ordenskavaliere, die zur Beerdigung kämen, sollten die Reise- und Aufenthaltskosten erstattet und ihnen der „vorhandene goldene Degen als Erkenntlichkeit überreicht werden.“

Der Tod des Landkomturs

Im Totenbuch der Freiburger Münsterpfarre wurde der Tod J. H. H. v. Kagenecks am 29. Dezember 1743 mit einer ausführlichen Notiz¹⁵ verzeichnet. Dabei zählte offenbar besonders, daß er kaiserlicher Geheimrat, Ritter des Deutschen Ordens, Landkomtur der Balley an der Etsch und im Gebirg und zugleich in Personaleinheit noch Komtur der Südtiroler Deutschordenskommenden Bozen, Schlanders und Lengmoos war. Als offizielle Zeugen wohnten der kageneckische Amtmann Alexander Eberhard Buisson und der Kammerdiener Franz Fron der Bestattung bei, zu der Stadtpfarrer Prof. Jakob Vicari den Verstorbenen in die Augustinereremitenkirche geleitete.

Wie schon im Mannheimer Testament angekündigt, zog sich der Landkomtur nach Freiburg zurück, um dort die letzten Lebensjahre zu verbringen. Vorsorglich hatte er sich schon 1726 diese Möglichkeit geschaffen und das stattliche Haus zum Wilden Mann in der Salzgasse Nr. 5 gekauft.¹⁶ Wie die Freiburger Fertigungsprotokolle vom 9. April und 20. April 1726 nachweisen,¹⁷ erwarb J. H. H. v. Kageneck sein Haus um 7 200 Gulden von der Witwe des markgräflich-badischen Oberamtmanns Franz Ernst v. Olisy zu Mahlberg. Dafür gab er sein elterliches Stadthaus zum Vogel-sang in der Salzgasse Nr. 12/1 um 2 880 Gulden an den Freiburger Gerichtsschreiber Georg Anton Hinterfad weiter. Interessant sind nebenbei die Titel, die dem Landkomtur in den Verkaufsprotokollen zugelegt wurden: „Herr zu Wühler (Stegen), Bleichen (Bleichheim), Munzingen und Mördingen (Merdingen), des Deutschen Ordens Ritter u. Landkommendeur der Balley an der Etsch u. im Gebirg, der röm. kaiserl. und königl. Majestät, u. KurTrier- u. Kurpfälz. Geheimrat u. kurfürstl. Staats u. Confe-

rentialminister, Obrist Hofkammer Präsident u. Statthalter des Herzogtums Newenburg (Neuburg), Commandeur zu Weggenstein, Längmoos und Schlanders.“ In seinem Haus zum Wilden Mann hauchte der umtriebige, in hohen Amtsstellungen bewährte Landkomtur v. Kageneck seine Seele aus.

Das Begräbnis

Der Deutschordenspriester Johann Leonhard Weltin,¹⁸ Pfarrer in Oberhausen, berichtet in seinem „Diarium oder Kurtze Erzählung aller remarquablen Sachen“¹⁹ über die Bestattung des verstorbenen Landkomturs in der Kirche der Freiburger Augustinereremiten²⁰ (heute Augustinermuseum): „1744 — Januarius — Da den 29. Decembr. abgewichenen Jahrs Ihro Excell. der Hochwohlgebohrne Herr Hr. Johann Henrich Hermann Freyherr von Kageneck des Teutschen Ordens Ritter, undt Landt-Commenthur der Balley Etsch, auch Sr. Churfürstl. Durchl. zu Pfaltz gehaimber Rath pp zu Freyburg an einem Schlag in hohem Alter verstorben, ward ich, als der einzige Ordens-Priester dieser Landen, durch einen Expressen dahin citieret. Den 1.ten Januarij nach mittag umb halber 4. Uhr wurde die Leiche in folgender Ordnung zu denen PP. Augustinern getragen. Ich gieng in meinem ordens-Mantel, und aufgesetztem Birett sine comite immediate vor der Bahre, vor meiner aber gingen paarweis 4. Pfarrherren, die qua beneficia von der Commenden dependirten: Ihro Hochw. Gnaden H. Commendeur Baron v. Baaden folgte immediate nach der Bahre in seinem Ordens Mantel auch allein sine socio. Bey denen Augustinern wurde die Leich mitten in der Kirchen niedergesetzt, undt H. Stadt-Pfarrer zu Freyburg, nachdem er die preces consuetas vollendet, ist mit seinem Clero nacher Haus gegangen. Alsdann legte ich die Stola an, undt begleitete die Leich weiter, so daß ich das Grab de more benedicieret, undt die endliche Begräbnus verrichtet habe, zue welchem actu der - von Ordens wegen ersuchte P. Prior Alexander mir die guthwillige Erlaubnus ertheilet. Folgenden Tags waren die Exequien in dem Münster, worzu ich von H. Stadtpfarrer invitirt per triduum das Amt de Beata gesungen, und jedesmal praecedente clero ad tumbam gegangen bin. haec pro memoria. Der junge H. Baron v. Kageneck, welcher des Verstorbenen in beyläufig 300 000 fl bestehende Hinterlassenschaft als haeres ex testamento angetreten, hat mir für meine Mühewaltung 6. Ducaten verehret.“

J. H. H. v. Kagenecks Wunsch, in der Gemeinschaft von Ordensconfratres zur Letzten Ruhe gebettet zu werden, erfüllte sich. In der Augustinereremitenkirche, also in unmittelbarer Nachbarschaft der Freiburger Deutschordenskommande,²¹ wurden während des 18. Jahrhunderts folgende Deutschordensritter beigesetzt:²²

- † 1705 — 20. Juni — Komtur Reinhard Gold Freiherr von Lampodingen, Freiburg
- † 1721 — 29. Mai — Komtur Georg Friedrich Stürtzel von und zu Buchheim, Freiburg
- † 1724 — o. D. — Komtur Johann Sebastian Vogt Freiherr vom alten Sumeraw und Prassberg, Freiburg
- † 1743 — 29. Dez. — Landkomtur Johann Heinrich Hermann Freiherr von Kageneck, Freiburg (An der Etsch und im Gebirg)
- † 1750 — 1. Januar — Komtur Johann Franz Sebastian von Beroldingen, Kommande Rohr und Waldstetten

† 1755 — 18. Mai — Komtur Wilhelm Jakob Eusebius Freiherr von Breitenlandenberg, Freiburg

Zur Erbschaftsregelung kamen am 27. Januar 1744 „in des Herrn Johann Friedrich Freiherren von Kageneggs Wohnbehausung“ die Herren Franz Walram Freiherr von Haxthausen, Komtur zu Rheinberg, Christoph Breüning, hochfürstlicher Hoch- und Deutschmeisterischer Geheimrat, und Franz Carl Schindler, Obervogt der Deutschordenskommende Freiburg, als Kommission des Deutschen Ordens zusammen. Nur der Orden sollte nach dem Willen des Verstorbenen Exekutor und alleiniger Richter in allen Fragen der Erbschaft, die strittig werden könnten, sein.²³

Als Folge ergab sich, daß auch die Bestimmungen des Landkomturs für „diejenige Kirch, wo ich nach meinem Absterben werde begraben werden“, in Kraft gesetzt wurden. Jeden Zweifel am Begräbnisort beseitigt das Protokoll der Abmachung, die „Prior und Convent ord: Erem. S. P. Augustini allhier zur Freiburg im Breisgau“ am 13. Februar 1744 unterschrieben.²⁴ Zumal „hochgedachte Exzellenz den ersten Januarij des ersthin ergangenen 1744ten Jahrs in unserer Klosterkirchen beigesetzt“ worden war, sahen sich Haupterbe und die Erbschaftskommission verpflichtet, die bestimmten 1 000 Gulden rheinisch an das Augustinereremitenkloster St. Erhard zu übergeben. Andererseits versprachen der amtierende Prior, P. Alexander Ziter, und drei Patres als Bevollmächtigte des Konvents, sofort und „auf ewige Zeit“ in der Augustinereremitenkirche „für die arme Seel“ des Landkomturs, für seine Eltern, Geschwister und Anverwandten wöchentlich eine Hl. Messe zu lesen.

Das Grabdenkmal

Bis die Bestimmungen des Landkomturs, sein Andenken mit einem Marmorepitaph in der Begräbniskirche zu sichern, zur Ausführung kamen, ging allerdings ein Jahrzehnt übers Land. Wer das Grabdenkmal schuf und wann es in der Freiburger Augustinereremitenkirche erstellt wurde, darüber berichtet uns eine Quittung in den Erbschaftsakten:

„Ich Unterschriebener bescheinge hierdurch, daß ich Von Ihr Gnaden Herrn Baron von Kagenegg für geliefertes Epitaph von Marmor richtig und zu unterthänigstem Dank bar empfangen hab laut Accords fl 425.
Freiburg dt 14 Juni 1753 J. F. Funck Bildh. von Bern.“

Dieser unmißverständliche Nachweis macht alle stilistischen und künstlerischen Spekulationen um den Bildhauer überflüssig. Als die Augustinereremitenkirche der Säkularisation verfiel und 1823 durch die Stadt Freiburg in ein Theater umgewandelt wurde,²⁵ sah sich Graf Heinrich v. Kageneck 1822 veranlaßt, die Gebeine des Landkomturs nach Munzingen übertragen zu lassen. Das mitübernommene, von feierlicher Würde geprägte Marmorepitaphium blieb seither an der Südwand des Langhauses der Munzinger Pfarrkirche erhalten.²⁶

Der Bildhauer des Grabdenkmals

Johann Friedrich Funk (genannt I oder der Ältere) kam am 4. April 1706 in Murten/Schweiz zur Welt. Als er sich 1732 in Bern niederließ, stieg er rasch zum führenden Bildhauer der Stadt auf. Hervorragende Arbeiten zeugen von seinem Schaffen,

das von einer eigenen Marmorsäge profitierte. Neben dekorativer Bauplastik gingen Hauszeichen, Brunnen, Reliefbilder, Grabmäler, Altäre, Standbilder und Ausstattungsstücke für Häuser (wie Spiegel, Kamine und Konsolen) aus Funks Werkstatt hervor. Er starb am 1. April 1775 in Bern.²⁷

In der Schweiz nicht selten zu sehen sind barocke und klassizistische Ausstattungen und Grabmäler aus Schwarzmarmor mit plastischen Alabasterattributen. Beide Materialien konnten in der Schweiz gewonnen werden. Alabaster (Gipsgestein), merklich weicher als Marmor, ließ sich leichter verarbeiten, nahm aber genauso gut Politur an und schimmerte andersartig, eher wachsähnlich mit „mildem“ Glanz auf. Im bernischen Aargau wurde Alabaster als außergewöhnliche, anspruchsvolle Steinart schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts für prunkvolle Kirchenarbeiten verwendet. Möglicherweise regten die Grabmäler derer von Erlach in der Kirche Schinznach-Dorf (um 1650) dazu an, Alabaster als Werkstoff auch an Epitaphien mitzuverwenden. Mehrfach wurde dabei der Alabaster mit dunklem Alpenmarmor kombiniert. Gerade diese Zusammenstellung in der bildhauerischen Verwertung von dunklem Marmor und weichglänzendem Alabaster war schon an Altären der Innerschweiz vor 1650 anzutreffen (1635 Hofkirche Luzern und 1647 Kirche Stans).²⁸ Dort könnte der Ursprung solcher Materialverarbeitungen zu suchen sein, mit denen J. F. Funk in typisch „schweizerischer“ Manier auch das Grabdenkmal des Landkomturs von Kageneck prägte.

Erinnerungen an Landkomtur v. Kageneck

Neben zwei Porträts des J. H. H. v. Kageneck im heimatlichen Schloß zu Freiburg-Munzingen erinnert auch die 16fache Ahnenprobe im Freiherrlich-Gayling von Altheimschen Schloßarchiv Freiburg-Ebnat an den Landkomtur.²⁹ Sein Aufschwörsschild von 1688, bei der Investitur als Ritter des Deutschen Ordens in der Ballei Franken hinterlassen, blieb im ehemaligen Landkommendenschloß Ellingen erhalten. Als Zeugnisse edlen Mäzenatentums und christlicher Nächstenliebe aus dem Geist des Ordens können die Stiftungen v. Kagenecks gelten.

Der Lehenseid vor dem Kaiser (1717)

Am 6. Oktober 1717 übermittelte der Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg den Auftrag an den Landkomtur, als Abgesandter des Deutschen Ordens bei Kaiser Karl VI. (1711–1740) „des Ordens Belehnungswerk über unseres Hochmeistertums und des Ordens hohe Regalia und Weltlichkeit mit allseitigem Vergnügen“ zu vollbringen.³⁰ Das war ohne Zweifel ein Höhepunkt im Ordensleben J. H. H. v. Kagenecks. Langatmige und bis in kleinste Einzelheiten gehende Berichte geben noch Auskunft über Termine und Empfänge der Gesandtschaft am kaiserlichen Hof. Zeremoniell und Hofinstanzen regelten jeden Schritt und jede Handlung bei der kaiserlichen Audienz, die auf den 10. Dezember 1717 um halb 12 Uhr festgesetzt wurde. Zum Termin, der sich noch etwas verschob, fuhr Landkomtur v. Kageneck in einer Kutsche des Ritterconfraters Graf Guido v. Starhemberg³¹ von seinem Wiener Quartier in der Dorotheagasse über Graben und Kohlmarkt zur kaiserlichen Hof-



Abb. 2 Aufschwörschild des J. H. H. v. Kageneck in Ellingen: „Anno 1688 den 24 Nofember ist der Wohlgebohren Freyherr Heinerig von Kageneck In den Hoh Teüſchen Rüterorden Angenommen und Eingekleidet worden“. (Foto: Reinhold Lothring, Gunzenhausen)

burg. Voraus schritten 20 Ordenslakaien in „neuen und sauberen Livrees“; sechs eigene Diener in „blumeranden“ und goldglitzernden Uniformen als Begleitung, Pagen und Wagen mit Ordensrittern (in hohen Offiziersrängen) folgten. Mit großem Aufwand empfangen, bewegte sich die Gesandtschaft durch die Räume der Hofburg. Den Kniefall vor dem Kaiser ließ v. Kageneck als Erinnerungsbild malen, das heute noch als Wandbespannung in der Deutschordenskommende Lengmoos auf dem Ritten (Südtirol) bewundert werden kann. Bei seiner Ansprache habe der Kaiser anerkannt, „wie meritiert sich der hohe Deutsche Ritterorden sowohl um die ganze Chri-



Abb. 3 Lehenseid des Landkomturs J. H. H. v. Kageneck (1717) vor Kaiser Karl VI. Ausschnitt einer Bildtapete in der Kommende Lengmoos/Südtirol (Foto: P. Cornelius Buchheim OT, Lengmoos)

stenheit, sonderlich auch dem Heil. Röm. Reich gemacht hätte.“ Mit zwei Fingern auf einem vom Kaiser und Hofbeamten gehaltenen Evangelienbuch legte v. Kageneck stellvertretend für den Hochmeister den Lehenseid ab.³²

In einem Schreiben an den „allerdurchläuchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten römischen Kaiser“ bedankte sich Landkomtur v. Kageneck sofort nochmals für den Empfang und versicherte, daß „auch Ihro Kurfürstl: Durchlaucht (der Hochmeister) samt dero anvertraute Deutsche Ritter-Orden diesen reichspflichtschuldigermaßen abgeschworne Lehenseid mit unversehrter allertreuesten Devotion beständig und mit allen Kräften unverbrüchlich halten“ werden. Er bat gleichzeitig darum, „durch dero höchsten kais: Schutz und Schirm für das Künftige alles Widrige von dem Orden kräftig abzuwenden.“ Anspielend auf die Ritter des Deutschen Or-

dens, die als Heerführer und hohe Offiziere in den Türkenkämpfen dienten, betonte v. Kageneck, daß „durch die bei letzt vorgewesenen Feldzügen wider den blutdurstigen Erbfeind, welcher von einem gegen die Menge dieser Ungläubigen geringen Christenhäufel durch dessen heldenmütige durchläuchtigen Heerführer in seinem vorteilhaften Lager angefallen und mit Hinterlassung alles Feld- und Kriegsgezeügs in die schändliche Flucht geschlagen worden, erfochtene herrliche Siege der ganzen Welt zu erkennen gegeben wurde, wie sehr dieses durchläuchtigste Erzhaus von ihm (dem Orden) geliebet“ werde.³³

Die Waldshuter Stiftung (1719)

Am 27. September 1719 stiftete Landkomtur v. Kageneck der Pfarrei Waldshut 300 Gulden mit folgenden Bedingungen:

„Imo zum Jahrtag für Predigt mit zweien musikalischen Ämtern und 4 Hl. Messen, 2do 10 fl rauher Währung bei jedem Jahrtag an die Armen auszuteilen,

3tio für meine verstorbene liebste Eltern, Brüder und Schwestern, auch für mich nach meinem Absterben, fundiert.“³⁴

Als Freiburg 1677 unter die Herrschaft der französischen Krone kam, mußte die vorderösterreichische Verwaltung nach Waldshut ausweichen. Dem Vater des Landkomturs, Johann Friedrich Freiherr v. Kageneck, blieb als Kanzler nichts anderes übrig, als mit seiner Familie mitzuziehen und bis 1698 dort seinen Dienst zu leisten. Ein Bruder des Landkomturs, Georg Reinhard v. Kageneck (1666—1714), wurde 1693 in das Doppelamt des vorderösterreichischen Waldvogts als herrschaftlicher Statthalter der Grafschaft Hauenstein und zum Stadtschultheiß in Waldshut berufen. Beide Ämter übte er bis zum Tod 1714 aus.³⁵

Die Stiftung des Spitals bei der Landkommende Weggenstein in Bozen (1718 23)

Eine Deutschordenschronik³⁶ berichtet, daß Johann Heinrich Hermann von Kageneck als Fähnrich des k. k. Baron Stadelschen Infanterieregiments am 24. Oktober 1688 durch Johann Wilhelm v. Zocha, Mergentheimer Statthalter und Landkomtur der Ballei Franken, in den hohen Deutschen Ritterorden „eingekleidet“ worden sei. Wegen seiner Tüchtigkeit stieg v. Kageneck nach und nach zum Geheimrat des Hoch- und Deutschmeisters, Ratsgebietiger der Ballei Franken und Komtur in Weggenstein, Frankfurt, Sterzing und Schlanders sowie zum Geheimrat und Obersthofmeister des Bischofs von Augsburg auf. Am 4. Juli 1710 habe ihn Hochmeister Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg als Landkomtur der Südtiroler Ordensprovinz bestätigt. Das Vermögen v. Kagenecks wuchs in jener Zeit „bedeutend an“.

Wiederholten Bitten des Landkomturs, sein Patrimonialgut und Vermögen frei erben zu dürfen, entsprach der Hochmeister 1708 und 1718. Dabei wurde aber eine Gegenleistung erwartet, die v. Kageneck mit der finanziellen Ausstattung „eines bei der ihm anvertrauten Commende Weggenstein zu errigieren vorhabenden Hospitals“ zusicherte. Daß der Landkomtur die Idee einer Bozener Hospitalstiftung beim Hochmeister einbrachte, geht eindeutig aus seinem am 7. Februar 1718 an Franz Ludwig

von Pfalz-Neuburg gerichteten Brief³⁷ hervor: „... was gestalten bei dero mir gnädigst anvertrauten Ballei an der Etsch keine einige Stiftung zu finden, sondern was hinc inde bei denen Kommenden vor Almosen zu Zeiten ausgeteilt wird, mehrers als eine alte doch löbl: Gewohnheit zu Armen ist. Solchemnach und da dero hohe Ordensfundamentalsatzungen und ersteres Absehen auf die Hospitalität und Verpflegung der Armen hauptsächlich angesehen, also habe ich mich bei den von Gott unverdienterweis erhaltenen Segen dahin resolviert, wann Ew: Kurfürstl: Gn: den gnädigsten Consens erteilen wollten, bei und an die Landkommenda zu Bozen einen kleinen Spital, und einsmalen der Wohnung halber auf 12 Mannspersonen, aus gedachter Landkommenda Mitteln, und zwar solchergestalten aufzubauen, auf daß solche inner der nächsten 2 Jahren fertig sein sollte.“ Er sicherte die Stiftung mit 10 000 Gulden barem Geld und durch „Particular Wein Mittel“ der Landkommende ab. Am 4. November 1720 wurde gemeldet, daß das Hospital „so weit avancieret, daß es anheuer unter das Dach kommet.“ 1723 lebten 6 Pfründner in dem kageneckischen Heim.

Schon 1202 hatte der junge Deutsche Orden in Bozen Fuß gefaßt, als ihm das Ehepaar Girolld und Mechthild ein Hospital samt einer Johanniskirche in der Enge zwischen Eisack und Virglberg überließ. Schenkungen durch Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, durch Päpste, Bischöfe, Landesfürsten und Adelige sorgten für die rasche Verbreitung des Deutschen Ordens in dem wichtigen Durchgangsland Südtirol und für die Gründung der „Ballei an der Etsch und im Gebirg.“ Die ständige Wassergefahr am Eisack bewirkte eine Verlegung des Landkomtursitzes „extra muros oppidi Bolsani“ (wohl anf. 15. Jh.). Mit seinem wuchtigen Hauptturm (1508), der St. Georgskirche, dem unter v. Kageneck 1731 barockisierten Palais und dem Hospital oder Alterspfründnerhaus (1718/23) prägte das Deutschordensschloß Weggenstein das Stadtbild Bozens eindrucksvoll mit.³⁸ Kleine Veränderungen und einen Sakristeibau gab es bei einer Restaurierung 1899. 1934 mit dem Bau des Deutschhaus-Marianums für das Ordensjuvenat erweitert, beschädigten 1944 Fliegerbomben den Gebäudekomplex und richteten schwere Schäden am Nordtrakt und Knöringerturm an. Erst zum 800jährigen Jubiläum des Deutschen Ordens 1990 gelang es, alle Kriegsschäden zu beheben und die Landkommende Weggenstein wieder mustergültig zu restaurieren. Die von Landeskonservator Dr. Helmut Stampfer geleiteten Instandsetzungsarbeiten brachten nicht nur die Freilegung der v. kageneckischen Barockräume, sondern schlossen mit dem Wiederaufbau des markanten Knöringerturms auch alle nach dem 2. Weltkrieg durchgeführten Rettungsmaßnahmen ab.³⁹ Für diese vorbildlichen Restaurierungsarbeiten wurde der Deutsche Orden am 24. April 1992 im „Kageneck-Saal“ der Landkommende Weggenstein mit dem Europa-Nostra-Preis ausgezeichnet.

Landkomtur v. Kageneck, der 1722 von seinem Balleisitz ein umfangreiches Silberservice⁴⁰ übernommen hatte, sorgte sich noch bis an sein seliges Ende um das Hospital in Bozen, dem er weitere Legate vermachte. Selbst beim Erlöschen des Familien-Fideicommisses wollte er gegebenenfalls einen Teil der Munzinger Erbmasse nach Bozen vermacht wissen. Seinem Südtiroler Statthalter und Nachfolger im Landkomturamt, Graf Anton Ingenuin von Recordin, übergab J. H. H. v. Kageneck am 8. Januar 1740, als er in Mannheim seinen Nachlaß endgültig regelte, das „alte landkommenturische hohe Ordenskreuz nebst einer goldenen Rosenkette.“

Der St. Johann-Nepomuk-Altar in „Mergenthal“ (1727)

Bad Mergentheim, im Volksmund Mergental = Mariental genannt, wurde zur Residenz des Deutschmeisters bestimmt, als die aufständischen Bauern dessen Burg Horneck am Neckar 1525 zerstörten. Nach dem Übertritt des letzten preußischen Hochmeisters Albrecht von Brandenburg zur Reformation wurde auch die Verwaltung des Hochmeisteramts mit der Deutschmeisterwürde verknüpft. Danach stieg das Mergentheimer Ordensschloß zum Hauptsitz des Hoch- und Deutschmeisters auf, und die Stadt nahm einen raschen Aufschwung. Dort hatten sich schon 1250 Dominikaner niedergelassen und zwischen 1273 und 1291 ein Kloster im frühgotischen Stil errichtet.⁴¹

Diesen „Herren Dominicanern zu Mergenthal“ stiftete Landkomtur v. Kageneck am 14. Januar 1727 „einen vollkommenen Altar zu Ehren des hl. Johannes Nepomuceni“. Dazu stellte er für das „Aufrichten lassen nebst barer Bezahlung eine Summa von 200 Gulden rheinisch“ zur Verfügung. „Notabene mit folgenden Conditionen: Imo solle alle Jahr den 16t Mai eine Predigt und musicalisches Amt gehalten werden und alle Quatember eine hl. Mess ewiglich für mich und meine Intention gelesen werden, 2do ist diese Stiftung nicht allein von dem H. P. Prioren und Convent acceptiert worden, sondern 3tio hat der dermalige H. P. Provincial solche acceptation confirmiert.“⁴² In der Tat enthalten die v. kageneckischen Erbschaftsakten auch ein am 14. Januar 1727 in Mergentheim von Prior Mart. Forster, Subprior Norbertus Durnagger und P. Dominicus Schadaman unterschriebenes Protokoll der Vereinbarung, das in allen Punkten die beschriebene Stiftung bestätigt.⁴³ J. H. H. v. Kageneck hatte sich nach 1704 als Präsident des Hofrats in der Mergentheimer Ordenszentrale gehalten. Beim Überfall der französischen Armee auf die Hochmeisterstadt wurde er gefangen genommen und am 22. Juli 1707 in das Elsaß abgeführt.⁴⁴ Trotz dieses gewaltsamen Endes seiner Tätigkeit in der Hochmeisterresidenz scheint er die persönlichen Beziehungen dorthin weitergepflegt zu haben, wie seine Altarstiftung zu Ehren des 1729 heilig gesprochenen Johannes Nepomuk beweist.

Rettung und Neuausstattung der Deutschordenskommende Lengmoos (1740)

Wie im Testament nachzulesen ist, hatte sich Landkomtur v. Kageneck von Anfang an bemüht, die Südtiroler Deutschordenskommende Lengmoos „nicht gar zugrunde gehen“ zu lassen und von deren wirtschaftlichen Erträgen nichts in Anspruch zu nehmen, „bis nicht solche Commenda vollkommen aufgebauet und convenablement eingerichtet sein“ werde. Die Dekoration über dem Eingang des Hauptbaus zeigt deshalb unterhalb des Wappens von Hochmeister Clemens August von Bayern und der Jahreszahl 1740 auch den kleinen landkomturischen Wappenschild J. H. H. v. Kagenecks als Titularkomtur und Retter jenes Deutschhauses.⁴⁵ Er stellte aber nicht nur das Palais des Komturs im Zeitgeschmack neu her, sondern ließ auch das den Ortskern von Lengmoos mitprägende, „verfallene alldasige Wirtshaus („zum Amtmann“) nebst Scheuren und Stallungen quasi von Grund auf neu erbauen.“ Damit hielt v. Kageneck eine Tradition aufrecht, die schon mit einem Hospiz des Ordens auf dem so-

genannten St. Ulrichspäß an der uralten Brennerstraße über die Höhen bzw. der Wegstrecke auf dem Ritten begonnen hatte. Jenes Hospiz war Rasthaus für alle Reisenden nach Nord und Süd bei den im Mittelalter höchst beschwerlichen und gefährvollen Wegen über die Alpen. Als Hospizkirche diente die Pfarrkirche St. Ulrich (seit dem Spätmittelalter Marienkirche) in Lengmoos, die ebenfalls mit Geldmitteln des Landkomturs v. Kageneck instandgehalten werden konnte. 1211 war der Priester Wernher von Lengmoos (aus dem Haus der Edlen von Velthurns) in den Deutschen Orden eingetreten. Er brachte sein Erbvermögen an Grundbesitz mit, das dem Orden auf dem Ritten im wesentlichen heute noch gehört.

In den Mannheimer Geschichtsblättern⁴⁶ veröffentlichte der Heidelberger Museumsdirektor Karl Lohmeyer 1927 Mitteilungen des Münchener Professors Dr. Ernst Polaczek über „bemalte Tapeten eines Jagdzimmers im Kommendenhaus Lengmoos bei Klobenstein am Ritten in Südtirol“. Als Lustjagden, Sau- und Fuchsprellen und Wasserjagden genau beschrieben, zeigten die fünf Gemälde Jagdszenen (man denke an das Volkslied vom „Jäger aus Kurpfalz“) an den kurpfälzischen Höfen in Mannheim, Trier und Mainz sowie die Jahreszahlen 1722, 1727, 1728, 1731. Von diesen kulissenartigen, auf Leinwand gemalten Wandbildern blieben leider nur drei erhalten. Pfarrer P. Arbogast Reiterer ließ sie Mitte der 1930er Jahre „auf kleinere Rahmen aufgespannt im ziemlich großen Saal“ des Lengmooser Pfarrhauses unterbringen. Nach der örtlichen Überlieferung seien die verlorenen Jagdszenen „als Theaterkulissen im Lengmooser Schießstand verwendet und dadurch vernichtet worden, als damals (um 1935) eine Jugendgruppe auf einer improvisierten kleinen Bühne Theater spielte.“⁴⁷ Pater Cornelius Buchheim OT, der treue Custos der Lengmooser Kommende, bemühte sich in jüngster Zeit persönlich um die Rettung und Restaurierung des Gemäldebestandes, der als Wandbespannungen wieder in den alten Lengmooser Komturräumen dient und mit dem Landkomturwappen J. H. H. v. Kagenecks geschmückt ist. Die verlorenen Bilder ersetzte Pater Cornelius mit eigenen Gemälden und anderen Motiven.

Über die Herkunft aus Mannheim der wieder im Blauen und Rosa Zimmer des Lengmooser Kommendenschlosses prangenden, auf Leinwand gemalten „Tapeten“ und über die Signaturen des Malers J. Baumann, die auch an einem Bild des bernsteinfarbenen Zimmers abgelesen werden kann, darf sich niemand wundern, wenn man an die Tätigkeiten des Landkomturs seit dem Jahr 1717 für die kurpfälzische Familie, bzw. für die Brüder des Hochmeisters Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, denkt. Wohl auf dessen Empfehlung war J. H. H. v. Kageneck als Geheimer Rat, Premierminister und Obersthofmeister beim Augsburger Fürstbischof Alexander Sigismund Pfalzgraf von Neuburg in Dillingen oder im Auftrag des Kurfürsten und Pfalzgrafen Karl Philipp auf höchster Ebene als Statthalter und Staatsminister im benachbarten Herzogtum Neuburg an der Donau (Stammort dieser pfalzgräflichen Linie) und von 1724 an in der kurpfälzischen Hauptresidenz Mannheim als Obrist-Hofkammer-Präsident und Verwalter der Finanzen in die Regierung des Kurstaates eingebunden worden.⁴⁸ Alle diese Tätigkeiten bei den „Neuburger Brüdern“ erloschen wohl erst 1742 völlig mit dem Tod des Kurfürsten Karl Philipp. Sie hatten den Landkomtur weitgehend von seiner Deutschordensballei An der Etsch und im Gebirg ferngehalten. Umso lobender darf die Fürsorge des Landkomturs für seine Kommen-

den und Pfarreien im Südtiroler Provinzgebiet anerkannt werden, die sich in einer umfangreichen Bautätigkeit und dem Wunsch, auch in Lana eine Ordenskommende zu gründen, ausdrückte.

Als Erinnerungsbild und Szene fällt im Gemäldebestand v. Kagenecks besonders die Darstellung des von ihm am 10. Dezember 1717 vor Kaiser Karl VI. geleiteten Lehenseides auf. Dieses im Grünen Zimmer (Ordenszimmer) vorhandene Bild ist die einzige erhaltene Darstellung eines offiziellen Rechtsaktes vor dem kaiserlichen Thron aus alten Reichszeiten und damit eine einmalige Rarität in der deutschen Rechtsgeschichte.⁴⁹ Die Inschriften halten genau fest, wer bei dieser Zeremonie in der Wiener Hofburg anwesend war. Daß der Südtiroler Landkomtur für diese wichtige Gesandtschaft zum Kaiser als Vertreter des Hochmeisters Franz Ludwig auserkoren wurde, wirft außerdem auf die im selben Jahr erfolgte Berufung v. Kagenecks nach Dillingen ein helles Licht.

Die Lengmooser Wandbilder sind wohl alle erst in den Dreißigerjahren des 18. Jahrhunderts entstanden. Darauf läßt die am 3. Juni 1734 in Mannheim gestellte und am 18. Juli 1734 quittierte Rechnung des „J. Baumann mpp mahler“ schließen. In seinem „Conto, was ich an (fünf) gemalten Tapeten für Ihro Excellenz kaiserlichen Geheimen Rat und kurpfälzischen Staatsminister Freiherrn von Kagenegg gemacht habe“, berechnete J. Baumann 151 Ellen im Quadrat an Leinwand und 151 Gulden 30 Kreuzer. Diese Rechnung ist in den Freiburger Nachlaßakten⁵⁰ zu finden. Damit erhellt sich, daß die „Tapeten“, die als Erinnerungsbilder wohl zunächst in den Mannheimer Wohnräumen des Landkomturs zu dienen hatten, ursprünglich kaum für die Ausstattung der erst 1740 fertiggestellten Kommende Lengmoos bestimmt waren. Denn bei der Erbschaftsregelung des Jahres 1740 und Auflösung seines Mannheimer Wohnsitzes trachtete v. Kageneck danach, klare Verhältnisse zu schaffen. Was dem Deutschen Orden zufallen sollte, wollte er noch vor seinem Tod geregelt wissen. Deshalb muß ich nochmals daran erinnern, daß v. Kagenecks Statthalter in Südtirol, Graf Anton Ingenuin v. Recordin, wohl in dieser Absicht nach Mannheim gerufen worden war und dort für den Empfang des Landkomturkreuzes am 8. Januar 1740 eigenhändig quittierte. Könnte das die Gelegenheit gewesen sein, die buntfarbigen „Tapeten“ mit den Szenen aus dem Leben des Landkomturs v. Kageneck von den Wänden abzunehmen, zur Ausstattung des gerade fertiggestellten Hauptbaus der Kommende Lengmoos zu stiften und mit nach Südtirol überbringen zu lassen?

Der Maler der Lengmooser „Tapeten“

Im Frühjahr 1993 fand P. Cornelius Buchheim im 2. Stock seiner Kommende „hinter zwei großen Kästen noch eine etwas kleinere „gemalte Tapete, auf einen Rahmen aufgespannt, darstellend die Schlußszene von Pyramus und Thisbe“, die ursprünglich im Rosa Zimmer die Wand neben dem Ofen geschmückt haben muß. Dort wurde vor etwa 130 Jahren eine Türe eingesetzt und das Stoffbild zur Seite gehängt. Mit diesem Gemäldefund gewann der restaurierende Custos des Lengmooser Deutschhauses wichtige Anhaltspunkte für die Konservierung der anderen Baumannschen Gemälde in den vier Komturei-Räumen.

Der Hof- und Theatermaler Joseph Anton Baumann⁵¹ signierte mit „J. Bau-

mann“.⁵² Er kann seit 1729 in Mannheim nachgewiesen werden. Mit einer Maria Eleonora Mostin verheiratet, wurde Maler Joseph Baumann von 1729 bis 1747 mit elf Kindern gesegnet, bei denen Hofschreiner, Hofmaler Philipp Hieronymus Brinckmann und Hofbildhauer J. Paul Egell⁵³ im Wechsel mit anderen Befreundeten oder Verwandten als Taufpaten fungierten. Auf Fürsprache des „Oberingenieurs“ Alessandro Bibiena 1738 zum „Hofoperamaler“ ernannt, hatte Joseph Baumann im Opernhaus die Architektur, Perspektiven und Dekorationen „deren Szenen“, Pastorellen und Opern sowie „das heilige Grab“ für das 40-Stundengebet der Karwoche zu malen. Zugleich mußte er die Inspektion über das Opernhaus und „theatralische Zubehör“ übernehmen. Trotzdem kämpfte sich J. Baumann mit seiner Familie nur mühselig durchs Leben und kam in Nöte, wenn die Besoldung nicht, wie erwartet, bezahlt oder Vergütungen, „wie in Mannheim üblich, moderiert“ wurden. Aufträge wie die von J. H. H. v. Kageneck mußten deshalb für den Theaterkulissenmaler J. Baumann ein willkommenes Zubrot gewesen sein. Immerhin lassen die in Lengmoos über die Zeiten geretteten „Tapeten“ noch etwas von den stilistischen Eigenheiten der Theatermalerei am kurfürstlichen Hof während der Dreißigerjahre des 18. Jahrhunderts erkennen. Maler Joseph Baumann starb an einem Schlaganfall unversehen am 29. März 1758 in Mannheim.

Zum 250. Todestag

Des Landkomturs Johann Heinrich Hermann v. Kageneck anlässlich der 250. Wiederkehr seines Todestags zu gedenken, ist auch für Freiburg eine Pflicht. In seiner Heimatstadt, in der er sich mit dem Hauskauf in der Salzstraße rechtzeitig ein behagliches Refugium für die letzten Lebensjahre geschaffen hatte, hoffte er, bescheiden in der Augustinereremitenkirche zur Ewigen Ruhe gebettet zu werden. Daß Freiburg schon 80 Jahre nach seinem Tod bei den Augustinern ein Stadttheater einrichten würde und seine Gebeine samt Marmorepitaph durch den Inhaber des gestifteten Familienfideicommissgutes nach Munzingen übertragen werden müßten, konnte er nicht voraussehen. Den im zeitlichen Leben als Deutschordensritter zu hohen Würden Aufgestiegenen holten so noch im Tod die geschichtlichen Entwicklungen ein und ließen J. H. H. v. Kageneck auf diese Weise in das Schloß und die Kirche seiner gräflichen Familie zurückkehren, für die er in außergewöhnlicher Weise gesorgt hatte.

Anmerkungen

- 1 Stammtafel Kageneck, aufgestellt von Alfred Graf von Kageneck †, Munzingen.
- 2 ZBreisGV 110, 1991, S. 119–126.
- 3 Ordensprovinzen.
- 4 Stadtarchiv Freiburg (StadtAF) L 4.4 Depositum v. Kageneck II — Akten Nr. 106 (1744).
- 5 H. BOEHM, Die Hochmeister der Residenz Mergentheim (Schriftenreihe der Historischen Deutschen Compagnie und des Deutschen Ordens, Ballei Deutschland H. 2) 2. Aufl. 1989, S. 18: Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg. Er regierte als Hochmeister von 1694 bis 1732.
- 6 Wie Anm. 5, S. 19: Hochmeister Clemens August, Herzog von Bayern, Kurfürst und Erzbischof von Köln und vier anderer norddeutscher Bistümer, regierte den Deutschen Orden von 1732 bis 1761.
- 7 Ein Taufeintrag läßt sich im Taufbuch 1658–1679 der Dompfarrei Freiburg nicht nachweisen. Auch nicht in Munzingen oder in Waldshut. Dagegen sind im Freiburger Taufbuch 1661, 1672, 1674, 1676 und 1677 Kinder des kaiserlichen Rats und Vize-Statthalters Johann Friedrich Freiherr von Kageneck und der Susanna Magdalena von Andlaw enthalten.

- ⁸ Kommende, Commanderie, Sitz eines Komturs (Commandeur, Commendator).
- ⁹ Lengmoos / Longomoso auf dem Ritten über dem Eisacktal, am Höhenweg vom Brenner nach Bozen gelegen.
- ¹⁰ F. H. VON HYE, Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Tirol, 1991, S.137–140: Anton Ingenuin Graf von Recordin, gestorben 31. Juli 1762. Seit 1739 Coadjutor des Landkomturs v. Kageneck. 1744 Statthalter, 1745 Landkomtur der Ballei an der Etsch und im Gebirg.
- ¹¹ Fideicommissum familiae = Erbschaftsvermächtnis, testamentarische Einsetzung eines Nacherben (Hilfswörterbuch für Historiker, hg. von E. HABERKERN und J. F. WALLACH, 1964, S. 178).
- ¹² Wie Anm. 1: Joseph Anton Freiherr von Kageneck, geb. 2. 1. 1701 Bleichheim, gest. 22. 10. 1744 Mannheim. Herr auf Munzingen, Merdingen etc. Verheiratet 17. 6. 1726 Maria Josepha v. Sickingen (Mannheim). Er hatte keine männliche Nachkommen.
- ¹³ Wie Anm. 1: Johann Friedrich Fridolin Freiherr von Kageneck, geb. 14. 2. 1707 Waldshut, gest. 2. 4. 1783 Freiburg. Ebenfalls ein Neffe des Landkomturs. K. K. Kämmerer. Seit 1771 Reichsgraf. Er erbte von seinem Vetter Joseph Anton die Herrschaftsrechte über Munzingen, Merdingen etc. Verheiratet 26. 10. 1734 Anna Maria von Andlaw (Arlesheim). Stammeltern der Munzinger Linie.
- ¹⁴ Im Munzinger Schloß hängt ein Porträt des Reichsgrafen Johann Friedrich Fridolin v. Kageneck mit seiner Frau. Sie sind im Kostüm Tiroler Landleute dargestellt. Deren Grabdenkmal ziert noch die Südwand des Chorraums der Munzinger Pfarrkirche.
- ¹⁵ Dompfarramt Freiburg, Totenbuch 1720–1779, S. 378 — Nr. 127: „1743 Die 29. Xbris omnibus S:S: rité provisus obiit Excells et Illustrissimus Dominus Joannes Henricus Hermannus L:B: De Kagenegg Reg: Hung: et Bohem: Majestatis et A:A: Consiliarius intimus actualis, ordinis teutonici Eques et per Balliviá athesinensi Comendator Provincialis nec non Comendator in Bozen, Schlanders et Lengmoos p. ad P:P: Augusti: depositus. funeris Testes fuere Praenob: Consult: Dominus Alexander Eberhardus Buison Praefectus in Munzingen et Blaichen (= Bleichheim) et franciscus fron Cubicularius. Reverendiss. et Excell. Dominus D: Jacobus Vicari .. Professor .. et Rector et Paroch.“
- ¹⁶ H. FLAMM, Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br., II. Band Häuserstand 1400 bis 1806, Freiburg 1903, S. 224. Flamm's irreführende Angabe „Kommandeur (?) zu Wegensteig (Wagensteig?)“ muß berichtigt werden in „Kommandeur (Komitur) zu Weggenstein“. Die Deutschordenskommende Weggenstein in Bozen (Südtirol) war Sitz des Landkomturs der Ballei an der Etsch.
- ¹⁷ StadtAF, B 5 III a 1 Nr. 50, S. 457–460.
- ¹⁸ A. WILD, Der Deutschordenspriester Johann Leonhard Weltin (1705–1778) in: ZBreisGV 109, 1990, S. 95–114.
- ¹⁹ Pfarrarchiv Oberhausen (Rheinhausen, Kreis Emmendingen), Diarium des Pfarrers J. L. Weltin (1739–1777), S. 33.
- ²⁰ P. KALCHTHALER, Das Freiburger Augustiner-Eremitenklöster — Geschichte des Klosters und seiner Bauten vom Mittelalter bis zur Säkularisation, in: 70 Jahre Augustinermuseum Freiburg Vom Kloster zum Museum, 1993, S. 12–16.
- ²¹ Wie Anm. 16, S. 236: Salzstraße Nr. 28, Haus zum kleinen und großen Falkenstein und zum Pfauenkranz.
- ²² StadtAF B 1 / 51 „Copia von Epitaphia und Grabschriften so in hiesig: Stadt Freiburg Klosterkirchen, dann ein= und andere in benachbarten Landpfarrkirchen befindlich, abkopiert anno 1790 durch Jos: Anton Buckeisen“, S. 32/33, 38/39, 40/41, 46/47, 48/49, 50/51.
- ²³ Wie Anm. 4, Copia Protocolli vom 27. 1. 1744.
- ²⁴ Wie Anm. 4, Beilage Nr. 5 Protokoll der Erbschaftsvereinbarung vom 13. 2. 1744.
- ²⁵ G. EVERKE, Das Theater an der Salzstraße Eine Notiz zum Freiburger Schauspielhaus von 1823, in: 70 Jahre Augustinermuseum (wie Anm. 20) S. 17.
- ²⁶ Wie Anm. 2, S. 123 (Abbildung). Außerdem: H. Brommer, Munzinger Kirche, Kap. Die Grabmäler — in: Ortschronik Munzingen Ein Dorf im Wandel der Zeit 1991, S. 287/288.
- ²⁷ Künstlerlexikon Thieme-Becker XII, S. 591. H. VON FISCHER, Die Kunsthandwerkerfamilie Funk im 18. Jahrhundert in Bern, in: Berner Heimatbücher 79/80, 1961, S. 19–30. P. FELDER, Barockplastik der Schweiz (Beiträge zur Kunstgeschichte der Schweiz 6) 1988, S. 237.
- ²⁸ F. DE QUERVAIN, Steine schweizerischer Kunstdenkmäler, 1979, S. 23 (mit Abb. 10), 87 und 90. Mitteilungen von Frau Dr. Mane Hering-Mitgau, Zürich.
- ²⁹ Mitteilungen von Herrn Archivar Paul René Zander, Ebnet.

- ³⁰ Zentralarchiv des Deutschen Ordens in Wien (DOZA), Abt. Lehen und Regalien 42/2.
- ³¹ G. HEILIGENSETZER, Freiherren, Grafen und Fürsten — Zur Geschichte der Familie Starhemberg. Außerdem: B. DEMEL, Die Beziehungen der Starhemberger zum Deutschen Orden, II/1 Guidobald v. Starhemberg (1657–1737), ab 1720 D. O. Landkomtur der Ballei Österreich. Ein Weggefährte des Prinzen Eugen. Auf allen Kriegsschauplätzen dabei. Zuletzt Oberkommandierender der verbündeten Armeen in Spanien und dort Vizekönig des Kaisers Karl VI. Beide Aufsätze enthalten in: „1933–1993. Festschrift 60 Jahre K. Ö. L. Starhemberg, S. 11 und 36–45.
- ³² DOZA — Abt. Lehen und Regalien 43 / 3 Relation über den Lehenseid für den Hochmeister.
- ³³ DOZA — Abt. Lehen und Regalien 43 / 1.
- ³⁴ Wie Anm. 4, Specification der von mir gemachten Stiftungen.
- ³⁵ K. SUTTER, In den schweren Jahren von 1678 bis 1714: Waldshut unter den Freiherren von Kagenegg, in: Der Waldshuter Erzähler — Aus unserer Heimat — Albbote 17 — Nr. 186 v. 15. August 1987.
- ³⁶ DOZA, Et 121/4 (Ballei an der Etsch), B. Dudiks Manuskript: „Über die Stiftung des Spitals bei der Landkommende zu Weggenstein naechst Botzen, Balley an der Etsch und im Gebirge“.
- ³⁷ DOZA, Et 120/4 „Das von S.H: dem H. Land Commenthur der Balley Etsch Freyh: von Kagenekh Erbaut= und fundirte Hospital zu Weggenstein betr de ao 1718 bis 1720“.
- ³⁸ HYE (wie Anm. 10). Siehe besonders II: Die Landkommende Bozen, S. 75–171 (mit zahlreichen Illustrationen).
- ³⁹ B. PLATTER, Deutschhaus Landkommende Weggenstein. Bozen, Eigenverlag 1988, o. S.
- ⁴⁰ Wie Anm. 4, Genaue Specification durch den Balleisekretär Johann Hallauer am 9. März 1722.
- ⁴¹ M. MILLER, Handbuch der historischen Stätten. Bd. 6: Baden-Württemberg, 1965, S. 35.
- ⁴² Wie Anm. 34.
- ⁴³ Wie Anm. 4.
- ⁴⁴ H. HARTMANN, (wie Anm. 2) S. 122.
- ⁴⁵ Führerblatt „Kirche und Kommende Lengmoos“, 1992. Vgl. auch die Abbildung bei HYE (wie Anm. 10) S. 214.
- ⁴⁶ 28. 1927, H. 3, Sp. 53–56. Mitteilung von Museumsdirektor Dr. Jörg Bahms, Heidelberg, vom 19. 10. 1992.
- ⁴⁷ Mitteilungen von P. Cornelius Buchheim OT., Lengmoos, vom 11. 10. 1992 und 2. 3. 1993.
- ⁴⁸ Wie Anm. 44.
- ⁴⁹ Mitteilung von P. Cornelius Buchheim, Lengmoos, und von Prof. Dr. Georg Christoph v. Unruh, Heikendorf, vom 28. 6. 1992.
- ⁵⁰ Wie Anm. 4.
- ⁵¹ Eine Lebensbeschreibung und Würdigung dieses kurpfälzischen Barockmalers ist von L. GÖLLER (in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz 14, 1929, S. 7–19) veröffentlicht worden. Mitteilung von Stadtarchivar i. R. Heinz Lindner, Mannheim. Vgl. auch den Artikel „Baumann, Josef Anton“ in: SAUR, Allgemeines Künstlerlexikon — Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Bd. 7, 1993, S. 590.
- ⁵² Die irrige Lesart „F. Baumann“ führt zu Verwechslungen mit dem ebenfalls während des 18. Jahrhunderts in Mannheim tätigen „Kunstmaler“ Friedrich Nicola Baumann, „lutherischer Religion“. L. Göller machte darauf aufmerksam, daß das „J“ der Signaturen leichte Ähnlichkeiten mit einem „F“ habe und nicht flüchtig betrachtet werden dürfe.
- ⁵³ Daß J. H. H. v. Kagenegg 1734 nicht nur gemalte Tapeten anfertigen ließ, sondern für seine Räume auch bei dem Mannheimer Hofbildhauer Johann Paul Egell (1691–1752) zwei Spiegelrahmen bezahlte (Quittung in den Freiburger Nachlaßakten), bestärkt zusätzlich den Eindruck, daß die bis heute in Lengmoos verwendeten Wandbilder ursprünglich die Wohnräume v. Kagenecks in Mannheim schmückten. Vgl. zum Bildhauer der 1734 gekauften Spiegelrahmen: K. LANKHEIT, Der kurpfälzische Hofbildhauer Paul Egell, 1988.

Fürst Johann Baptist von Schauenburg und Malta (1701—1775)

Großprior des Malteserordens

Von
MICHAEL GALEA

Die deutschen Ritter waren am Konventssitz des Malteserordens, insbesondere seitdem er sich auf der Insel Malta niedergelassen hatte, stets eine Minderheit. Als Konvent bezeichnete man seit der Ordenszeit im nahen Osten den Hauptsitz der Ordenszentrale. Die Minderheitenrolle mag damit zusammenhängen, daß die deutschen Mitglieder, vereint in der deutschen Zunge, von einem Ritterkandidaten, der in ihre Ordensgliederung eintreten wollte, einen 16 Ahnen umfassenden Adelsnachweis verlangten. Anders verhielt es sich in der französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Zunge, die lediglich vier dieser Nachweise forderten. Darüber hinaus zogen es die deutschen Ordensmitglieder im allgemeinen vor, im Heimatland und nicht im Konvent zu leben. Nichtsdestoweniger sind die Namen einiger deutscher Ritter überliefert, die durch Tugenden und Verdienste hervorstachen. Ihre Namen sind dank des einzigartigen Ordensarchivs überliefert, das heute einen sorgsam gepflegten Bestand innerhalb der mältesischen Nationalbibliothek zu Valletta bildet.

In der berühmten ehemaligen Konventskirche St. Johannes in Valletta sind beinahe 400 Ordensbrüder begraben, von denen 20 der deutschen Zunge angehörten. Von besonderem Interesse ist, daß dazu drei Fürst-Großprieure von Deutschland zählen: Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein (1728—1754),¹ Johann Baptist von Schauenburg (1755—1775) und Franz Christoph Sebastian von Remchingen (1775 bis 1777). Ein Prior bzw. Großprior stand einem (Groß-)Priorat, der territorialen Untergliederung der Zunge, vor. Als Prioratversammlung tagte unter seinem Vorsitz das Provinzkapitel einmal jährlich. Daran nahmen die Ballis und Komture als Obere der Balleien und Kommenden (Komtureien) teil. Die Balleien waren regionale Gliederungen innerhalb des Priorats; hingegen die Kommenden eher örtliche Verwaltungseinheiten (zumeist) mit Grundbesitz waren.

Schauenburg verdient besondere Beachtung. Sein Familienname ist bereits in der Gründungsurkunde (1196) des Schwarzwälder Klosters Allerheiligen festgehalten, das auf Jutta von Schauenburg zurückgeht. Johann Neithard von Schauenburg, der älteste Sohn von Ulrich Theobald, war Statthalter in Ortenau und verheiratet mit Claudine von Lützelburg. Ein Sohn der beiden, Rudolph, begründete den Herlisheimer Familienzweig, dessen bekannter Sproß Johann Baptist Reinhard wurde. Zumindest in den letzten 1000 Jahren haben die Schauenburgs in Renchtal/Gaisbach gelebt, wo die Burg der Familie heute noch als Ruine steht.²

Die Urkundenrollen im Ordensarchiv erwähnen weitere Würdenträger mit dem Namen Schauenburg: Aloysius Karl Baron von Schauenburg,³ der mit 13 Jahren Page des portugiesischen Großmeisters Anton Manoel de Vilhena wurde; des weiteren wird Joseph Wilhelm Baron von Schauenburg⁴ genannt, ferner der Prior von Ungarn, Georg Burchard von Schauenburg,⁵ Joseph Konrad Baron von Schauenburg, Hannibal Baron von Schauenburg und schließlich Wilhelm Baron von Schauenburg. Die drei Letztgenannten waren Neffen des Fürst-Großpriors Johann Baptist von Schauenburg. Alle Namen, natürlich auch derjenige von Johann Baptist, werden oft in den *Decreta Magistralia* genannt.⁶

Johann Baptist von Schauenburg kam am 9. August 1701 in Herlisheim bei Colmar zur Welt. Schon mit drei Jahren wurde er, noch minderjährig, in den illustren Kreis der Ritter des Malteserordens aufgenommen. Der Brauch, Kinder in so jungen Jahren — manchmal sogar von der Wiege an — in den Orden aufzunehmen, wurde während des Generalkapitels im Jahre 1631 eingeführt. Aber es war in der Tat ein besonderes Entgegenkommen, wenn der Orden adelige Knaben in den Mitgliederkreis aufnahm. Im eigentlichen Sinne wurden sie aber noch keine Ritterbrüder, solange sie nicht volljährig, d. h. 18 Jahre alt waren und noch nicht ihr eigenständiges Ordensgelübde als

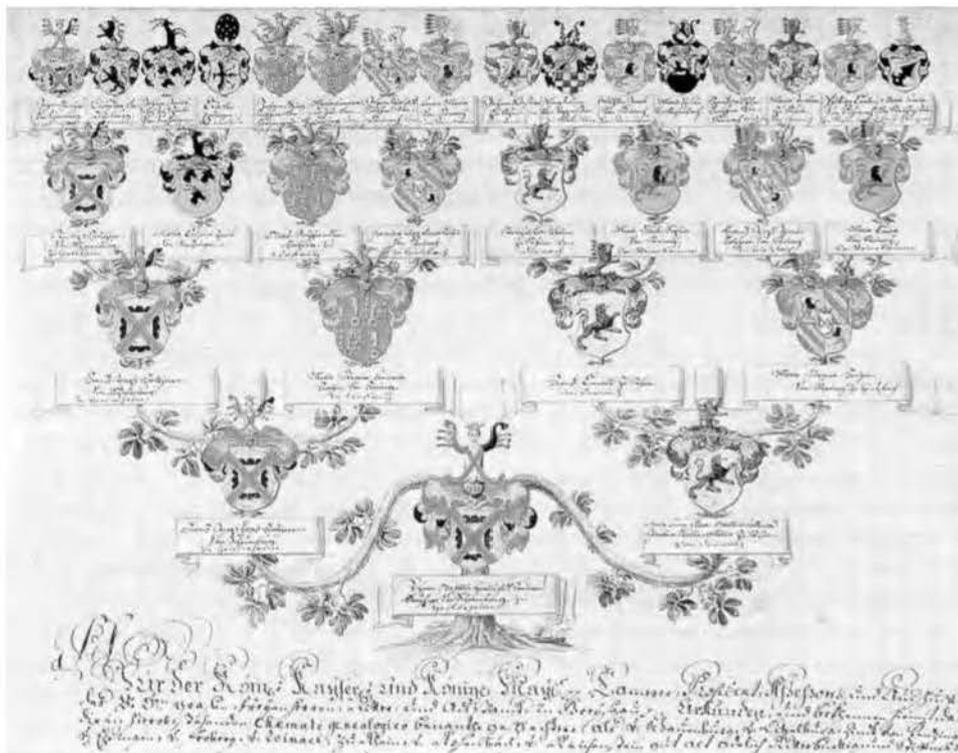


Abb. 1 Stammtafel des Freiherrn J. B. von Schauenburg

reguläre Ritter abgelegt hatten.⁷ Obwohl die Aufnahme Minderjähriger nur im Alter von 8 bis 10 Jahren zulässig war, konnte Schauenburg mit Dispens weit früher dem Orden beitreten. Dies war wegen der Seniorität besonders wichtig und spielte eine bedeutende Rolle für das Fortkommen, die „Ordenskarriere“ und diejenigen Posten, die abhängig vom Dienstalter vergeben wurden.⁸ Das eigentliche Beitrittsgesuch scheint am 23. Oktober 1716⁹ vorgelegt worden zu sein. Am 13. November 1716 erhielt Baron von Glojach die Beitrittsgebühr von 15 Scudi durch Johann Franz Baron von Freyburg, der diese Summe im Namen von Schauenburg bezahlte.¹⁰ Natürlich wurde von jedem beitrtrittswilligen Kandidaten erwartet, seine guten Anlagen zu vervollkommen.¹¹

Darüber hinaus hatte er sich nach dem Reglement des Konvents für den Militärdienst einschreiben zu lassen, welcher ein Teil des Noviziats war. Das bedeutet, daß der Novize an vier sogenannten Karavanen mit jeweils halbjährigen kriegsartigen Zügen auf den Galeeren des Ordens teilzunehmen hatte. So erhielten die Ordensritter ihre militärische Ausbildung und waren danach in kriegerischen Zeiten erfahrene Offiziere der christlichen Streitmacht. Der Großmeister L'Isle Adam (1521–1534) machte mit seinen Statuten von 1533 ferner zur Auflage, daß die Kandidaten gut zu trainieren seien, um später den Härten soldatischen Lebens gewachsen zu sein. Während der Ausbildung war ihnen ferner beispielhaftes Vorbild in Genügsamkeit, Gehorsam, Disziplin und Wohltätigkeit zu geben.¹²

Mit 22 Jahren diente Schauenburg im Picardie-Regiment, später befehligte er dann die Ordensflotte. Aufgrund seiner persönlichen Qualitäten erhielt Schauenburg einige Ehrenämter und wurde schnell befördert. 1726 bekam er hintereinander zwei neue Posten: am 4. April das des Gesundheitsbeauftragten (*Commissario della Sanità*)¹³ und am 10. Mai das Amt des Verwalters der Adelszeugnisse (*Conservatore della Nobilità*).¹⁴ Am 31. August 1724 und am 22. Dezember 1729 war er Kommissionsmitglied in einem Komitee, das sich mit Streitigkeiten zwischen den Rittern befaßte.¹⁵ Am 7. Mai 1735 wurde er zum Finanzprüfer (*Auditore dei Conti*) der deutschen Zunge berufen.¹⁶ Dreimal hat er das Amt des Beraters seiner eigenen Zunge übertragen bekommen, am 7. Mai 1735, am 7. Oktober 1739 und am 2. Mai 1741.¹⁷ Zweimal, am 10. April 1753 und am 23. April 1755 hatte er das einflußreiche Amt des Prokurators des Schatzamtes (*Comun Tesoro*)¹⁸ inne.

Das Vermögen der (Groß-)Priorate bestand überwiegend in dem Besitz der Kommenden. Diese wurden von einem Komtur verwaltet, dessen Aufgabe darin bestand, die ihm anvertraute Kommende im Wert zu steigern. 1753 übertrug Großmeister Emanuel Pinto de Fonseca (1741–1773), ein Portugiese, die Verwaltung der Kommenden Kronweissenburg und Bruchsal Johann Baptist von Schauenburg.¹⁹ Am 11. März 1761 erhielt er ebenso die Kommende Villingen, der Schauenburg bis zu seinem Tode vorstand.²⁰ Die Haupteinkommensquelle für die Ordenskasse waren im wesentlichen die Responsionen, die in einer allgemeinen vom Generalkapitel festgelegten Abgabe auf alle Ordenswürden und Kommenden bestanden. Für die Kommenden betrug sie üblicherweise ein Drittel der Nettoeinkünfte. Die Responsionenregister des deutschen Priorates zeigen interessante Einzelheiten von den dortigen Einkünften. Sie führen auch die Abgaben auf, die von den einzelnen Verwaltern der jeweiligen Kommenden an die Ordenskasse gezahlt wurden. Ebenso finden sich in diesen Aufzeich-

nungen alle Komture des deutschen Großpriorats. Die selben Unterlagen nennen auch die Responsionen, die an Johann Baptist Schauenburg in seiner Eigenschaft als Großprior von Deutschland zu zahlen waren.²¹

Es gibt auch Aufzeichnungen über Ritter, die der Bezahlung ihrer Abgabe oder anderer finanzieller Verpflichtungen gegenüber der Ordenskasse nicht termingerecht nachkamen. Einige Vermerke in den *Giornale del Libro dei Debitori Cavalieri* (Schuldenverzeichnis) betreffen auch Schauenburg. So hält der Eintrag vom 23. August 1755 fest, daß Schauenburg der Ordenskasse 87 Scudi für verschiedene Posten schuldete. Es scheint, als sei Schauenburg seinen Zahlungsverpflichtungen nicht immer pünktlich nachgekommen. So ist verzeichnet, daß er in dem Zeitraum vom 22. Mai 1754 bis zum 30. April 1755 mit 320 Scudi und 2 Tari im Rückstand war, die er sich für den Palazzo Carnerio,²² offensichtlich seinem damaligen Wohnsitz in Valletta, geliehen hatte.²³

Schauenburg muß Zeuge zweier außergewöhnlicher Begebenheiten während der Amtszeit von Großmeister Pinto gewesen sein. So war eine Zahl christlicher Sklaven — die meisten davon Malteser — in Magra, etwa 60 Meilen von Rhodos entfernt, an Bord der türkischen Galeere *Lupa*. Die Sklaven meuterten, gewannen die Herrschaft über die Galeere und segelten nach Malta, wo sie am 2. Februar 1748 unter großem Jubel empfangen wurden. Das andere herausragende Ereignis, das 1749 stattfand, ging in die Geschichte als Verschwörung der Sklaven ein. Moslemische Sklaven, die vom Pascha von Tunis, der Gefangener auf der Insel war, angeführt wurden, planten den Orden zu überwältigen, indem sie den Großmeister und seine Ritter töteten. Der Plan schlug hauptsächlich deshalb fehl, weil ein Jude, mit Namen Cohen, den Großmeister vor der Verschwörung warnte.²⁴

Weniger einschneidend war der Besuch von Lorenzo Colonna, Fürst von Palliano und Castiglione, der als Gast von Balli Lanti im September 1752 nach Malta kam. Der adelige Gast genoß ein hohes Ansehen bei dem Bischof der maltesischen Diözese, Paul Alpheran de Bussan (1728—1757), dem Inquisitor Paolo Passionei (1743—1754) als auch bei den älteren Mitgliedern des Ordens und dem maltesischen Adel. Pinto gab in seinem Palast ein Abschiedsstaatsbanquet, Schauenburg hatte zu einem Musikabend in seine Villa in Floriana eingeladen.²⁵

Zu der Zeit, als der Orden sich in Malta niederließ, waren die acht Zungen schon institutionalisiert. In diesen Zungen waren die Ritter nach Nationalität, unter Berücksichtigung ihres Geburtslandes sowie dem Land, in dem ihr Besitz lag, zusammengefaßt. So gehörten zur deutschen Zunge, die ihren Sitz in Heitersheim hatte, die Priorate von Deutschland — mit den von Heitersheim unmittelbar verwalteten Kommen den Heimbach, Bubikon und Neuenburg — sowie das Priorat Böhmen (Österreich), die Ballei Brandenburg und die Priorate Ungarn, Skandinavien und Polen. Das Großpriorat Deutschland wurde 1250 gegründet²⁶ und umfaßte den deutschsprechenden Teil der Schweiz, des Elsasses und der Niederlande; zum Priorat von Skandinavien gehörten Dänemark, Schweden und Norwegen.²⁷

Bestimmte Spitzenpositionen des Ordens wurden von den Vorgesetzten der jeweiligen Zungen bekleidet, woraus sich auch deren Titel ergab. So war der Großrezeptor, das Oberhaupt der provençalischen Zunge, mit der Verwaltung der Finanzen betraut — nach heutigem Sprachgebrauch hatte er den Titel des Finanzministers. Dem Leiter



Abb. 2 J. B. von Schauenburg als Groß Balli und Komtur der Kommenden Kronweissenburg, Bruchsal und Villingen

der Zunge der Auvergne oblag mit dem Titel eines Marschalls die Militärverwaltung. Der oberste Ritter der französischen Zunge war gleichzeitig Hospitalritter (Gesundheits- und Sozialminister) und somit mit der Direktion des Ordenskrankenhauses betraut. Das Admiralsamt war an den Oberen der italienischen Zunge gebunden, dem vergleichsweise die Funktion eines Marineministers zukam. Das Oberhaupt der Zunge von Aragon war als Großkonservator für das Nachschubwesen verantwortlich. Dem Leiter der englischen Zunge hatten mit dem Titel Turkopolier ursprünglich die Turkopolen unterstanden. Sie waren Einwohner des Nahen Ostens bzw. von Rhodos, die die leichte Kavallerie des Ordens stellten. Auf Malta befehligte der Turkopolier bis zur Auflösung seines Amtes die gesamte Kavallerie und zusätzlich noch die Küstenwache. Dem obersten Ritter der Zunge von Kastilien und Portugal war unter dem Titel des Großkanzlers die Kanzlei anvertraut.

Von spezieller Bedeutung war das Amt, mit dem der Leiter der deutschen Zunge unter dem Titel Groß-Balli betraut war. Ihm oblag die Kontrolle der Befestigungsanlagen der Ritter.²⁸ Ursprünglich hatte der Groß-Balli das Vorrecht der Beaufsichtigung der Burg von St. Peter (Bodrum), die auf dem Festland von Kleinasien lag. Das Generalkapitel von 1428 übertrug ihm diese Aufgabe. Nach dem Verlust von Rhodos und der Ankunft des Ordens auf Malta 1530, unterstand dem Groß-Balli die Aufsicht über die alte Zitadelle von Notabile (Mdina) und der von Gozo, Maltas zweitgrößter Insel. Die Gesamtverwaltung und -ordnung der deutschen Zunge fiel unter den Zuständigkeitsbereich des Groß-Balli. Johann Baptist von Schauenburg hatte für einige Zeit dieses einflußreiche Amt inne.

Zweifelsohne war die Ernennung zum Fürst-Großprior von Deutschland am 7. Februar 1754 ein Markstein in der hervorragenden Karriere von Johann Baptist von Schauenburg.²⁹ Er übernahm das Amt von Philipp Joachim von Prassberg (1754), der nur wenige Monate Großprior gewesen war. Schauenburgs direkter Nachfolger wurde im Jahre 1775 Franz Christian Sebastian von Remchingen, der wie Schauenburg am Konventssitz starb und in der St. Johannes-Kirche in Valletta beigesetzt wurde.

Als Großprior war Schauenburg Oberhaupt des deutschen Ordensgebietes, „*Obristen Meister in Teutschen Ländern*“.³⁰ Der Fürst Großprior von Deutschland mit Sitz in Heitersheim war zugleich Komtur der Prioratskommenden Hambach, Bubiikon in der Schweiz und Neuenburg.³¹

1428 beschloß das Generalkapitel, den Amtssitz von Schauenburgs Vorgängern nach Heitersheim im Breisgau zu verlegen. Der erste Fürst-Großprior in Heitersheim war Georg Schilling von Cannstatt, ein enger Freund Kaiser Karls V., der die maltesischen Inseln nach entsprechenden Stellungnahmen Cannstatts 1530 dem Orden übergeben hatte. 1548, auf dem Reichstag in Augsburg, verlieh ihm der Kaiser in Gegenwart aller Reichsfürsten den Titel eines Reichsfürsten in Anerkennung der Verdienste im Kampf gegen die Mohammedaner. Dieser Titel wurde an die 22 nachfolgenden Großpriore der deutschen Zunge — unter ihnen Johann Baptist von Schauenburg — weitergegeben.³²

Eine Aufzeichnung der Einführungszeremonie von Schauenburg in das Amt des Fürst-Großpriors ist in den Archiven der St. Laurentius-Kirche in Vittoriosa zu finden. Das Dokument wurde am 16. Januar 1941 aus den Trümmern gerettet, nachdem

die Kirche und Sakristei bei einem Bombenangriff zerstört worden waren. Die St. Laurentius-Kirche diente als Konventskirche des Ordens, bis die St. Johannes-Kirche in der neuen Stadt Valletta 1573 gebaut wurde.

Im Kunstmuseum Vallettas stößt man auf ein Portrait von Johann Baptist von Schauenburg. Es ist das Werk des französischen Portraitisten Antoine de Favray (1706–1798), der von Großmeister Pinto einen unteren Rang, den eines Dienenden Bruders erhalten hatte. Favray malte sowohl Portraits vieler großer Ritter als auch auf vielen Leinwänden die ruhmreiche Geschichte der Gemeinschaft. So hielt er ihre bedeutenden Persönlichkeiten für die Nachwelt fest. Das Gemälde von Schauenburg war offenbar von der deutschen Zunge für die deutsche Herberge (oft palastartige Gemeinschaftsunterkunft von Angehörigen der jeweiligen Zunge am Konventssitz) nach Schauenburgs Ernennung zum Großprior in Auftrag gegeben worden.³³ Das Gemälde entstand 1755³⁴ und zeigt den Balli, wie er stolz seinen Langstab mit seltsam anmutender Freude zur Schau stellt. Neben dem thematischen Interesse hat die Darstellungstechnik des Bildes ihren eigenen Wert.³⁵

Um den Großmeister und den Ordensrat zu unterstützen, waren einige ständige Kommissionen eingerichtet, die von hohen Würdenträgern des Ordens geleitet wurden. Eine dieser Kommissionen, die Kongregation der Galeeren, war verantwortlich für die Organisation und Finanzverwaltung der Ordensflotte. Die Pflichten dieser Kongregation waren von höchster Wichtigkeit, besonders wenn man bedenkt, daß der Orden für einen großen Teil seiner Geschichte auf einer Insel ansässig (Zypern, Rhodos, Malta) und somit der fortwährenden Feindschaft der Seemächte ausgesetzt war. Die Flotte des Ordens hatte christliche Schiffe von den Angriffen der Mohammedaner zu verteidigen und zu schützen, so daß seine Galeeren zum Schild und Stolz des Christentums wurden.³⁶ Nachdem der Orden zu einer Seemacht im Mittelmeerraum geworden war, hing sein Ansehen zum größten Teil von der Effektivität seiner Flotte ab. Johann Baptist von Schauenburg war am 13. Mai 1735 und erneut am 4. Februar 1740 zum Mitglied der Kongregation berufen worden.³⁷ Am 28. März 1759 berief der Ordensrat Schauenburg mit der Absicht in eine andere Kommission, daß er Bücher der Kongregation der Galeeren entgegennehme und prüfe.³⁸ Die Organisation und Verwaltung der Flotte oblag der Verantwortung der dienstälteren Mitglieder des Ordens. Schauenburg war bereits Großprior, als er am 17. Februar 1772 in die Kommission gewählt wurde, die Anweisungen für Kriegszüge und Karavanen ausarbeitete, die mit den Galeeren und anderen Schiffen unternommen wurden. Ihr stand der Generalkapitän des Ordensgeschwaders vor.³⁹

Eine andere, ständig zur Unterstützung des Großmeisters und des Ordensrates eingesetzte Kommission war die für Festungsbauwerke und Kriegswesen. Die Kongregation für Kriegswesen bestand aus vier Großkreuz-Rittern, die mit der Verteidigung der dem Orden unterstellten Gebiete betraut waren. Als Großkreuz-Ritter wurden die Oberen der Zungen (= Konventualballis) und die ihnen an Würde ebenbürtigen Ehrenballis ausgezeichnet, die neben dem üblichen Ordenskreuz ein zweites, ein größeres trugen. Die Mitglieder dieses Komitees hatten neben anderen Aufgaben die Befestigungsanlagen zu überwachen und dafür zu sorgen, daß diese mit Artillerie, Waffen und Munition ausgerüstet waren. Ebenso gehörte es zu ihren Pflichten, die Truppen sowie die Miliz zu beaufsichtigen und dafür Sorge zu tragen, daß diese gut trainiert

und diszipliniert waren.⁴⁰ Weil Malta der ständigen Bedrohung durch die Türken ausgesetzt war, gewann das Amt dieser Kommission an höchster Bedeutung. In den offiziellen Aufzeichnungen des Ordens findet man Schauenburg als Kommissionsmitglied verzeichnet.⁴¹

Zwischenzeitlich, zu Beginn des Jahres 1761, erreichten schlechte Nachrichten Malta. Es schien ein Angriff der türkischen Armada gegen die Insel zu drohen. Pinto berief sofort die Kongregation für das Kriegswesen ein, die aus den Ballis Tighe, Doz, Cavaniglia und Schauenburg bestand, und übertrug diesen umfassende Vollmacht, Vorräte und Munition zu beschaffen, die Befestigungsanlagen aufzurüsten und alle erforderlichen Anweisungen zu treffen, die für die Verteidigung der maltesischen Inseln nötig waren. Ritter aus ganz Europa kamen nach Malta, um den Konvent gegen den drohenden türkischen Angriff zu verteidigen. Auf der Insel wurde der Kriegszustand ausgerufen. Die vier Kommissionsmitglieder gaben mehrere Empfehlungen zur wirkungsvollen Verteidigung der Insel. Diese Vorschläge beinhalteten: Die sofortige Ausweisung von mehr als 400 griechischen Kaufleuten, die mit orientalischen Textilien handelten und in steter Verbindung mit ihrem östlichen Lieferanten standen. Es sollte eine detaillierte Liste von allen Wohnquartieren von Valletta und seinem Vorort Floriana angelegt werden, ebenso eine detaillierte Liste über Lebensmittelvorräte. Ausländische Ingenieure (Bauoffiziere) und militärische Feuerwerker sollten zum Dienst auf Malta angeworben werden. Alte Frauen und Kinder waren nach Sizilien zu evakuieren. Alle Militärangehörigen hatten sich zu einem sofortigen täglichen Training zu verpflichten. Sämtliche Geschütze und Munition war in Kampfposition zu bringen, und mit Schießübungen sollte sofort begonnen werden. Europäische Höfe sollten um Hilfe in dem bevorstehenden Kampf gebeten werden; auch der Papst wurde um Unterstützung ersucht.

Wie auch immer, französische Diplomatie verhinderte im letzten Moment eine blutige Auseinandersetzung zwischen dem türkischen Reich und dem Orden, so daß, sobald die Gefahr vorüber war, viele Ritter und Freiwillige, die zur Verteidigung des Ordens nach Malta gekommen waren, ihre Rückreise antraten.⁴²

Schauenburg lebte meistens am Konventssitz, aber es gibt auch Aufzeichnungen, nach denen er häufige Besuche in seine Heimat unternahm. Es sieht so aus, als hätte er diese Reisen mit seiner Pflicht als Großprior verbunden, denn er besuchte Heitersheim, den Sitz des Großpriorats, sehr pflichtbewußt. Das Ausreiseregister verzeichnet, daß Schauenburg sich mindestens zu drei Gelegenheiten auf einer Galeere des Ordens einschiffte: am 11. August 1755, am 1. März 1766 und am 10. März 1769.⁴³ Im Einreiseregister ist zu finden, daß Schauenburg am 15. Juni 1767 und am 20. August 1767, dieses Mal in Begleitung von Michael Ferdinand Graf von Althann, nach Malta zurückkehrte.⁴⁴

Wie bereits König Joseph I. von Portugal, König Ludwig XV. von Frankreich, König Karl III. von Spanien, König Ferdinand I. vom Königreich Beider Sizilien, wies auch Großmeister Emanuel Pinto de Fonseca die Jesuiten von Malta. Pinto hatte keine besonderen Vorbehalte gegen sie, aber der allgemeine Zeitgeist und vor allem der Druck, der von den neapolitanisch-sizilianischen Regierungsstellen auf ihn ausgeübt wurde, führte zu ihrer Vertreibung. Nur Kranke oder Jesuiten mit Sondergenehmigung durften bleiben. Kurz darauf entbrannte eine heftige Auseinandersetzung

um den Besitz der Jesuiten auf Malta zwischen dem Orden und dem Heiligen Stuhl, letzterer repräsentiert durch den Inquisitor Giovanni Ottavio Manciforte Sperelli (1766–1771). Der Ordensrat war in dieser Angelegenheit tief gespalten. Unter denen, die einen hohen Rang bekleideten und argumentierten, daß der Großmeister nicht das Recht gehabt hatte, die Jesuiten ohne Rücksprache und Zustimmung des Ordensrates auszuweisen, war auch Großprior Johann Baptist von Schauenburg. Die Frage um den Besitz der Jesuiten wurde gütlich gelöst, indem mit päpstlichem Breve vom 13. Juli 1769 dem Großmeister die Verantwortung übertragen wurde, den Besitz der Jesuiten nach bestem Wissen für das Wohlergehen der maltesischen Inseln einzusetzen. Demzufolge ordnete der Ordensrat an, das Vermögen für Unterhaltskosten einer Universität und einer Lehrerausbildungsstätte zu verwenden. Die Fragen um die Jesuiten konnten aber nicht endgültig aufgearbeitet werden. Einige ältere Ordensmitglieder brachten die jüngeren und leichter beeinflussbaren Ritter dazu, beinahe einen Aufruhr zu entfachen. Zu diesen altgedienten Ordensbrüdern zählten u.a. Don Anton Escudero (Großprior von Navarre), Don Nicolas Abri Descallar (stellvertretender Großkonservator), der Balli Vittorio de Belmont, Schauenburg und der Balli Emanuel de Rohan Polduc, der Nachfolger von Pinto. Die Spannungen entluden sich, als der ihnen nahestehende Ritterbruder De Pins von einem maltesischen Polizisten namens Sbirri verhaftet und ins Gefängnis geworfen wurde. Die drei Ballis und Descallar führten eine stürmische Versammlung an, deren Mitglieder dann, als Zug formiert, zum Platz vor dem Großmeisterpalast marschierten. Während die Ritter dort zum Stehen kamen, wandten sich die Großkreuz-Ritter mit Schauenburg an ihrer Spitze zum Großmeister, um die sofortige Zusammenkunft des Ordensrates zu fordern. Später unterschrieben die genannten vier älteren Ritter eine Appellation an Papst Clemens XIV. (1769–1774). Darin schilderten sie die Vorkommnisse, die zu dem unerfreulichen Zwischenfall geführt hatten. Aber der gesunde Menschenverstand, die Klugheit und Standhaftigkeit Pintos behielten letztlich die Oberhand. Dieses Durchsetzungsvermögen ist um so erstaunlicher, als Pinto bereits im 91. Lebensjahr stand. Obwohl der Papst Pintos Ansicht vollends teilte, war er doch klug genug, um zu sehen, daß eine strikte Verurteilung des Verhaltens der Ballis nur dazu führen würde, die Dinge weiterhin auf die Spitze zu treiben. So rief der Inquisitor Manciforte Sperelli, den Instruktionen aus Rom folgend, die Ballis zu sich nach Vittoriosa in seinen Amtssitz. Dort „überzeugte“ er sie mit einigem Nachdruck, sich bei ihrem Großmeister zu entschuldigen, was sie dann auch taten. Nach dem Hochamt am 6. Mai 1772 sprachen sie, Escudero, Schauenburg, Rohan und Belmont unverhofft den Großmeister an, um sich für ihr Vorgehen zu entschuldigen, das in ihrem Übereifer begründet gewesen sei. Damit war die Angelegenheit bereinigt.⁴⁵

Johann Baptist von Schauenburg wurde später Zeuge vom Tode Pintos. Um zunächst ein kleines Altersportrait von ihm zu zeichnen, soll ein Zeitgenosse zu Worte kommen. Der Reisende Patrick Brydone aus England, den seine Eminenz während seines Maltaaufenthaltes empfing, beschrieb im 18. Jahrhundert dessen dynamische Persönlichkeit:

Er empfing uns mit ausgesuchter Höflichkeit und bekundete seine große Genugtuung darüber, daß einige von uns Portugal besucht hätten. Er ist ein kleiner, alter, vernunftorientierter Mann von klaren Gedanken, was in einem solchermaßen fortge-

*schriftlichen Lebensalter höchst ungewöhnlich ist. Obwohl er schon beachtlich mehr als 90 Jahre zählt, ist er noch im Vollbesitz seiner außerordentlichen geistigen Kräfte. Er hat keinen Minister, regelt alle Angelegenheiten selber und hält sich stets über alles auf dem laufenden. Er steigt Treppen, kommt ohne jegliche Hilfe zur Kirche und vermittelt den Eindruck, noch etliche Jahre zu leben. Sein Gefolge und die Hofhaltung wirken sehr fürstlich, und als Großmeister auf Malta vermag er absoluter zu herrschen und hat mehr Macht als die meisten souveränen Fürsten.*⁴⁶

Der Großmeister Emanuel Pinto de Fonseca starb am 24. Januar 1773. Während des Leichenzuges von seinem Palast zur Konventskirche St. Johannes trugen die sechs rangältesten Ordensritter die sterblichen Überreste Pintos. Es waren dies Zacco, Costaguti, Malyac, Courmont, Mazzei und Villefranche. In der Konventskirche fand er seine letzte Ruhestatt. Der Großprior von Schauenburg und der Großprior von Capua, Pietro Rosselmini, die Pilieri („die Säulen“, die Oberen der Zunge), der Großkanzler Marbeuf und der Admiral Rosselmini hatten auf dem Wege dorthin die Ecken des schwarzen Samtüberwurfs getragen, den der Sarg verhüllte.⁴⁷ Pinto bekam ein eindrucksvolles Staatsbegräbnis, das ganz im Einklang mit seiner hervorragenden Bedeutung in der langen Ordensgeschichte stand.

Beim Tode eines Ritters fielen 4/5 des Spoliums, d. h. seines Eigentums, zum Zeitpunkt des Todes an den Orden. Über das verbleibende Fünftel dagegen durfte er testamentarisch frei verfügen, wenn er dazu die nötige Erlaubnis des Großmeisters erhalten hatte.

Großprior von Schauenburg setzte am 4. Januar 1775, genau zwei Monate vor seinem Tode, sein Testament auf. Zu diesem Zeitpunkt war er Komtur der Kommende Villingen. Die Erlaubnis, über das gerade erwähnte Fünftel seines Eigentums testamentarisch zu verfügen, hatte ihm der portugiesische Großmeister Anton Manoel de Vilhena (1722—1736) erteilt. Das Testament ist in italienischer Sprache und in der ersten Person abgefaßt. Schauenburg, körperlich bereits hinfällig, war aber im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte.⁴⁸ Im unklaren über seine Todesstunde wollte er seine letztwilligen Verfügungen treffen. Im Vorspann empfahl er seine Seele Gott, dem Allmächtigen, seinem Schöpfer, und erflehte die Fürsprache der heiligen Jungfrau und Johannes des Tüfers, seines Namenspatrons.

Zu damaliger Zeit lebte Schauenburg in Floriana (Vorort der Hauptstadt Valletta), in seinem eigenen Haus, zu dem ein angrenzender Garten gehörte.⁴⁹ Dieses Immobiliareigentum vermachte er seinem ältesten Neffen, dem Baron Joseph Konrad. Als Nacherben setzte er dessen Brüder ein, die ebenfalls Ordensritter waren: die Barone Hannibal und Wilhelm von Schauenburg. Nach deren Ableben sollte das Eigentum an die Familie in Herlisheim fallen. Darüber hinaus vermachte er Joseph Konrad alle beweglichen Sachen, die sich zum Zeitpunkt seines Todes im Hause befanden. An Hannibal sollte ein Kasten mit Silbergegenständen fallen. Schauenburg erklärte in seinem Testament, nur wenig flüssiges Geld zu hinterlassen. Seiner Eminenz, dem Großmeister, vermachte er zum Zeichen seiner Hochachtung ein ovales Gemälde der Heiligen Jungfrau. Ferner bestellte er ein Jahresseelenamt, das dann in der St. Johannes-Kirche begangen werden sollte, wofür er der *Veneranda Assemblea* (Gremium der Ordensgeistlichen zur Verwaltung der Konventskirche) 500 Scudi überschrieb.⁵⁰ Gleichermäßen sorgte er für sein Jahresseelenamt in der Kirche des

heiligen Publius in Floriana und setzte dafür 300 Scudi an. Etwaig verbliebenes Geld sollte dem Prokurator (Verwalter) dieser Kirche für Feiern zum Tage des heiligen Publius übergeben werden. Zu Händen seines Kaplans, dem Kanonikus Don Filippo Grioli, hinterließ er 25 Scudi, um diese an Bedürftige von Floriana verteilen zu lassen.

Für Mitglieder seines Haushalts setzte der Erblasser folgende Vermächtnisse ein: für seinen Sekretär Emmanuele Grioli 100 Scudi, für den Hausverwalter Michelangelo 90 Scudi und 150 Scudi für den Kammerdiener Francesco Ellul. Dieser erhielt zusätzlich Schauenburgs Garderobe, von der er allerdings die Hälfte an den Hausverwalter abzugeben hatte. Seinem Koch Caillot und dessen Gehilfen vermachte er 120 bzw. 50 Scudi. Darüber hinaus erhielten die beiden Pagen die Summe in Höhe ihres halben Jahresgehaltes und ihre Livreen. Ein Halbjahresgehalt erhielten testamentarisch ebenfalls die beiden Sänfenträger, der Kutscher, der Gärtner und der Pförtner. Schauenburg ordnete ausdrücklich an, daß alle weiteren Positionen, die rechnerisch unter das genannte Fünftel zu zählen seien, seinem Neffen Joseph Konrad zufallen sollten.

Als Schauenburg sein Testament aufsetzte, erklärte er gleichzeitig, dem Donaten (Mitglied der dem Orden angegliederten Bruderschaft) Vincenzo Micallef 2000 und der *Università* (Art gemeindlicher Selbstverwaltungskörperschaft) von Valletta 5000 Scudi nebst den jeweiligen Zinsen zu schulden. Daneben stünde noch eine kleine Summe bei dem Kaufmann Aloisio Schembri aus.

Der Erblasser setzte als Testamentsvollstrecker die Ballis Ribbas, Baron von Hompesch⁵¹ und den Donaten Vincenzo Micallef ein. Als persönliches Andenken vermachte er Ribbas ein Kruzifix mit Marmorfuß und Hompesch sowie Micallef je eine Schnupftabakdose. Baron Vittore von Thun und Valsassina und Franz Xaver Streicher beglaubigten Schauenburgs Unterschrift unter dem Testament.⁵²

Vershen mit den Sakramenten der heiligen Kirche, verstarb der Fürst-Großprior Baron Johann Baptist von Schauenburg am frühen Morgen des 6. März 1775 im Alter von 74 Jahren. Er wurde in die St. Johannes-Kirche überführt⁵³ und dort in dem Grab zur letzten Ruhe gebettet, das bereits zu seinen Lebzeiten bestimmt worden war.⁵⁴ Jedoch scheint es, als sei er zunächst in der Epiphaniaskapelle der deutschen Zunge beigesetzt worden.⁵⁵ Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde sein Grab an seine nunmehrige Position im Hauptschiff der Kirche, nahe dem linken Eingang verlegt.⁵⁶ Die Grabplatte besteht aus schönen vielfarbigen Marmorintarsien und zeigt in der oberen Hälfte — über der Inschrift — vor allem das Wappen des Fürst-Großpriors. Wie der Großmeister durfte er das Ordenswappen mit demjenigen seiner Familie zu einem gevierten Schild verbinden. Im ersten und vierten Feld sehen wir ein weißes Balkenkreuz als Ordenskreuz auf rotem Grund, während das zweite und dritte Feld mit dem Andreaskreuz das Familienwappen wiedergibt. Der Schild ist umgeben von einem mit Hermelin gefütterten Wappemantel, der von der fürstlichen Rangkrone ausgeht. Die Grabplatte trägt folgende Inschrift:

D. O. M.
 ET MEMORIÆ ÆTERNÆ
 F. JOHANNIS BAPT: DE SCHAWENBURG
 LIBERI BARONIS AB HERLESHEIM
 QUI
 IN HIEROS: ORD: ANNO MDCCIV COOPTATUS
 MILITIÆ. GRADIBUS. EMENSIS
 MAGNUS. BAJULIVUS
 MOX. MAGNUS. PRIOR. S.R.I. PRINCEPS. IN. HEITERSHEIM
 HAMBACHII. BUBIGHEIM. ET. NEWENBURG. DYNASTES
 AC. SUPREMUS. IN. GERMANIA. MAGISTER. EFFECTUS. EST
 PER. AN: ETIA. XVIII. INTER. TRIREM: IV. VIROS. PRIMUS
 CLASSIS. PRÆFECTUS. DESIGNATUS
 A. M: MAG: PINTO. COMMEN: DE VILLINGEN, RENU^{TUS}
 AC. ÆRARII. CURATORIBUS. EST. ADSCRIPTUS
 PLURIBUS. MUNERIBUS. CUM. LAUDE. FUNCTUS
 IN. SUMMA. DIGNITATE. ET. AMPLITUDE
 DE. INTERITU. COGITANS
 VIVENS. SIBI. LOCUM. PARAVIT
 AN: REP: SAL: MDCCLXXIII ÆTATIS. LXXII.
 OBIIT. DIE. VI MARTII ANNO. MDCCLXXV.

(Gott Dem Allgütigen und Erhabenen/Und zum ewigen Gedenken/An Frater Johann Baptist von Schauenburg/Freiherrn von Herlisheim/Er wurde 1704 in den Orden von Jerusalem aufgenommen. Nachdem er im Militärdienst etliche Stufen/Zurückgelegt hatte, wurde er Großballi/Bald darauf/Großprior. Als Fürst des Heiligen Römischen Reiches/War er Herr in Heitersheim/Hambach, Bubigheim und/Neuenburg und wurde für 18 Jahre zum höchsten Meister von Deutschland bestimmt./Unter den vier Männern für die Galeeren wurde/er als erster/Zum Präsidenten der Galeeren/(-Kongregation)/bestellt./Zum Komtur von Villingen war er von Großmeister Pinto berufen worden./Er gehörte zu den Vermögensverwaltern./Nachdem er in mehreren Ämtern/Mit lobenswertem Ergebnis tätig war, gedachte er/In höchsten Würden und in voller Manneskraft des/Sterbens. Bei Lebzeiten hat er für sich diese Stätte bereitet/Bereits im Jahre des Heils 1773 im Alter von 72 Jahren./Er starb am 6. März 1775.)⁵⁷

Als Johann Baptist von Schauenburg starb, standen zugunsten seines Nachlasses noch einige Kredite zur Rückzahlung an.⁵⁸ Am 13. März 1775 — nur eine Woche nach dem Tode des Fürst-Großpriors — wurde der Komtur Fidelis Baron von Schönau mit der Nachlaßverwaltung für das Priorat und die Kommende Villingen betraut, die beide noch vakant waren.⁵⁹

Baron von Schauenburg diente dem Orden unter sieben Großmeistern: Dem Aragonier Ramon Perellos Y Roccaful, dem Italiener Marc'Antonio Zondadari, dem Portugiesen Anton Manoel de Vilhena, dem Aragonier Ramon Despuig, dem Portugiesen Emanuel Pinto de Fonseca, dem Aragonier Francisco Ximenes und schließlich dem Franzosen Emanuel de Rohan Polduc.

Anmerkungen

- * Übersetzung des englischen Originaltextes von Wolf Dieter Barz.
- ¹ M. GALEA, German Knights of Malta, a Gallery of Portraits, Malta 1986, S. 103.
 - ² J. A. EBE, Gräber deutscher Ritter des Johanniter-/Malteserordens in der St. Johannes Kirche in Valletta auf Malta, Paderborn 1987, S. 85.
 - ³ Geboren am 24. November 1712, wurde er am 5. Dezember 1725 in den Orden aufgenommen. Später erhielt er die Kommende Steinfurt mit dem *membrum* Münster (s. Archives of the Order of Malta [AOM], MS. 893, f. 37; AOM, MS. 984, f. 35). Am 2. Mai 1785 wurde er Großprior von Ungarn (s. AOM, MS. 2200).
 - ⁴ Geboren am 27. Februar 1746, legte er die Profeß als Ordensritter am 24. September 1767 ab (s. AOM, MS. 2200). Er wurde ein enger Mitarbeiter des deutschen Großmeisters Ferdinand von Hompesch. Im Juni 1798 verließ Hompesch Malta, nachdem Napoleon Bonaparte die Insel besetzt hatte. Der Komtur Joseph Wilhelm von Schauenburg landete im Juni des darauf folgenden Jahres zusammen mit dem Balli Anton Neveu und dem Dienenden Bruder (Soldat des Ordens, der nicht der Ritter-Klasse angehörte) François Prepaud in Malta, um eine Gemeinschaft um sich zu scharen, die die Wiedereinsetzung des Ordens auf Malta reklamieren sollte. Sobald der britische Kapitän John Vivion, der die französische Garnison in Valletta eingeschlossen hatte, davon erfuhr, wies er alle drei Ordensbeamten an, wieder an Bord der Galeere zu gehen, mit der sie nach Malta gekommen waren, widrigenfalls die Ausweisung kurzerhand vollzogen würde. Vivion hielt es für rechtens, in ihnen keine Personen zu sehen, die berechtigt gewesen wären, für den Orden zu sprechen. Demzufolge würden sie als Ausländer betrachtet, die nicht die erforderliche Genehmigung hätten, an Land zu kommen (s. M. GALEA, Sir Alexander John Ball and Malta. The Beginning of an era, Malta 1990, S. 35).
 - ⁵ AOM, MS. 2226, f. 69.
 - ⁶ AOM, MS. 2235.
 - ⁷ GALEA, German Knights of Malta, S. 103.
 - ⁸ GALEA, German Knights of Malta, S. 90.
 - ⁹ AOM, MS. 2199 — Processo Nro. 46, f. 42 v.
 - ¹⁰ AOM, MS. 2246, f. 3.
 - ¹¹ AOM, MS. 1688, f. 3.
 - ¹² Ebenda, f. 3.
 - ¹³ AOM, MS. 6430.
 - ¹⁴ Ebenda.
 - ¹⁵ Ebenda.
 - ¹⁶ Ebenda.
 - ¹⁷ AOM, MS. 2226.
 - ¹⁸ AOM, MS. 6430.
 - ¹⁹ AOM, MS. 2199, f. 79.
 - ²⁰ AOM, MS. 2197, f. 10; AOM, MS. 894, f. 16.
 - ²¹ AOM, MS. 894, f. 1.
 - ²² Der Palazzo Carniero wurde die Herberge für die bayerischen Ordensmitglieder, nachdem 1782 eine bayerische Zunge gegründet worden war. Dies geschah auf die Initiative des Großmeisters Emanuel de Rohan Polduc und im Einvernehmen mit dem bayerischen Herzog Karl Theodor.
 - ²³ AOM, MS. 910 (ohne Seitenzählung).
 - ²⁴ GALEA, German Knights of Malta, S. III.
 - ²⁵ C. TESTA, The Life and Times of Grand Master Pinto, 1741—1773, Malta 1989, S. 129.
 - ²⁶ B. MAURER, Die Johanniter im Breisgau, Freiburg 1978, S. 67.
 - ²⁷ H. SCICLUNA, The Church of St. John in Valletta, Rom 1955, S. 9.
 - ²⁸ C. VON OSTERHAUSEN, Eigentlicher und gründlicher Bericht dessen, was zu einer vollkommen Erkantnuß vnd wissenschaft, deß Hochlöblichen, Ritterlichen Ordens S. Johannis von Jerusalem zu Malta, vonnöthen, 2. Aufl., Augsburg 1650, S. 202.
 - ²⁹ AOM, MS. 2266, f. 4.
 - ³⁰ EBE, Gräber deutscher Ritter, S. 85.
 - ³¹ Ebenda.
 - ³² GALEA, German Knights of Malta, S. 31.

- 33 Die deutsche Herberge zu Valletta wurde im Jahre 1838 abgerissen, um der anglikanischen Kathedrale St. Paul Platz zu machen.
- 34 R. A. ESPINOSA, The Provenance of the Paintings on permanent display at the National Museum of Fine Arts, in: Proceedings of History Week 1983, Malta 1984, S. 111.
- 35 M. BUHAGIAR, The Iconography of the Maltese Islands 1400—1900, Malta 1987, S. 141.
- 36 SCICLUNA The church, S. 13.
- 37 AOM, MS. 6430.
- 38 AOM, MS. 271 f. 101.
- 39 AOM, MS. 6430.
- 40 SCICLUNA, The church, S. 12.
- 41 AOM, MS. 6430.
- 42 TESTA, The life, S. 251, 259.
- 43 AOM, MS. 2231, f. 11, 65, 84.
- 44 AOM, MS. 2231, f. 73, 74.
- 45 TESTA, The life, S. 297, 300.
- 46 P. BRYDONE, A Tour through Sicily and Malta, London 1770, S. 327.
- 47 Archivum Cathedrale Melitense, MS. 234.
- 48 „benche' infermo di corpo, sano per grazia die Dio di mete“ („obwohl körperlich hinfällig, durch göttliche Gnade aber im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte“) (s. AOM, MS. 931, Nr. 43).
- 49 Schauenburgs Haus in Floriana, Gunlayer Street (Strada Miratore, Trig il-Miratur), nahm das Eckgrundstück zur St. Anna Street ein. Durch Feindeinwirkung wurde es im 2. Weltkrieg völlig zerstört; an seiner Stelle steht heute ein Wohnblock. (Der Autor dankt dem Ordensritter E. Tonna für diesen Hinweis.)
- 50 Der Orden billigte die fromme Stiftung für das jährliche Seelenamt formell am 8. August 1782 (s. AOM, MS. 1989, f. 71).
- 51 Ferdinand Hompesch wurde später Fürst-Großmeister.
- 52 Franz Xaver Streicher war Konventskaplan und begleitete den Großmeister Hompesch, als dieser Malta am 17. Juni 1798 verließ.
- 53 AOM, MS. 1948, f. 196.
- 54 Er richtete die Grabstelle im Jahre 1773 ein.
- 55 AOM, MS. 1948, f. 196.
- 56 Malta, 8. 5. 1900. — Im Hauptschiff der Kirche, unweit vom Grab des Großpriors von Schauenburg und dicht an der Epiphaniaskapelle der deutschen Zunge, war auch Nikolaus Freiherr von Enzberg zur letzten Ruhe gebettet worden. Sein Grabstein ist eine mehrfarbige Intarsienarbeit aus Marmor. Schauenburg hatte seinerzeit die entsprechende Ausgestaltung zum ehrenden Gedenken an Enzberg in Auftrag gegeben. Schauenburg war als Komtur von Villingen und Großballi (Vorsitzender der deutschen Zunge) sein Amtsnachfolger.
- 57 EBE, Gräber deutscher Ritter, S. 86.
- 58 AOM, MS. 906, f. 203.
- 59 AOM, MS. 1610, f. 24.

Die Lebensgeschichte des „Musikbarons“
Franz Friedrich Sigismund August
Freiherrn Böcklin von Böcklinsau
(1745—1813)

Von
ALFRED GRAF VON KAGENECK

Franz Friedrich Sigismund August Freiherr Böcklin von Böcklinsau (1745—1813) war mit seinen vielen Begabungen ein bedeutender Vertreter seines Geschlechts. Auf dem Gebiet der Musik erwarb er sich als Komponist, Interpret und Kritiker bleibende Verdienste. Bis heute nennt man ihn den „Musikbaron“. Alfred Graf von Kageneck (1915—1987), dessen Mutter eine Böcklin war, hat das bewegte Leben dieses Mannes mit feinem Gespür für Einzelschicksale nachgezeichnet. Die Biographie, ein Dokument der Zeit- und Familiengeschichte, hat eine nachträgliche Veröffentlichung verdient. Eine Kurzfassung war bereits in der „Ortenau“ 57, 1977, S. 272—278 erschienen.

Neuere Literatur über die Böcklins:

- Hermann Kopf, Ritter Wilhelm Böcklin von Böcklinsau. Hofmarschall, Dompropst, Stifter von Freiburg, in: *Schau-ins-Land* 92, 1974, S. 5—68
- Jean-Pierre Zeder, *Les Boecklin de Boecklinsau*, Strasbourg 1988
- Dietrich Frhr. v. Boecklin, *Auf den Spuren der Boecklins*, in: *Geroldsecker Land* 33, 1991, S. 46—54
- Willi Thoma, *Die Balthasarburg in Rust — auf den Spuren der Böcklins*, Waldkirch 1992
- Dietrich Frhr. v. Boecklin, *Von Orschweier und seinem Schlößchen*, in: *Geroldsecker Land* 34, 1992, S. 185—191
- Ders., *Badener in Napoleons »großer Armee«*, in: *Lahrer Hinkender Bote* 1992, S. 47—49
- Ders., *Eine alte Urkunde erzählt — Verträge im Geroldsecker Land vor sieben Jahrhunderten*, in: *Geroldsecker Land* 35, 1993, S. 127—135
- Ders., *Mit Privilegien von Kaiser und Reich*, in: *Lahrer Hinkender Bote* 1993, S. 59—62
- Ders., *Ortenauer Zaungäste bei der Krönung Napoleons*, in: *Geroldsecker Land* 36, 1994, S. 40—46

Das Werkverzeichnis Alfred Graf von Kagenecks ist im Schau-ins-Land 107, 1988, S. 248—250, erschienen.

Dietrich Frhr. v. Boecklin

*

„Dieser Stein ist gleichsam der Schlußstein zum Leben eines Mannes, der bei allen vielseitigen Vorzügen doch nie ganz glücklich war.“

Als Franz Friedrich Sigismund August am Abend seines Lebens diese melancholische Grabschrift für seine letzte Ruhestätte entwarf, konnte er auf 60 Jahre zurückblicken, während derer eine ganze Welt sich gewandelt hatte. Geboren als Mitglied der Reichsritterschaft der Ortenau sowie der königlich-französischen Ritterschaft des Unterelsaß sah er diese Institutionen vor den Stürmen der Revolution und der napoleonischen Zeit dahinsinken, und er beendete sein Leben als ein großherzoglich badischer Untertan der Biedermeierzeit. Seine Jugend verbrachte er in der farbigen Atmosphäre des elsässischen Rokoko, als sich in der ehemaligen Reichsstadt Straßburg die Kardinäle des Hauses Rohan mit den Nachkommen des einheimischen Uradels auf glanzvollen Festen trafen; und als alter Mann muß er wie ein Relikt aus einer anderen Epoche auf seine nüchtern gewordenen Zeitgenossen gewirkt haben. Wie sich sein äußeres Leben zwischen Extremen abspielte, so waren auch sein Charakter und sein Verstand durch Gegensätze und Spannungen gekennzeichnet. In der Musik, der großen Passion dieses glänzend begabten Mannes, reicht der Bogen seiner Werke von Festmessen bis zu kleinen Liebesliedern, und seine wissenschaftlich-literarischen Bemühungen erstrecken sich von einem Werk über die Bienenzucht über astrologische Schriften bis zu einem Traktat über die Rheinregulierung. Verworrene Familienverhältnisse gaben seinem ganzen Leben einen wenig glücklichen Hintergrund, und obwohl er sich stets nach Ruhe gesehnt hat, ist er nie aus den unendlichen Zwistigkeiten herausgekommen, in die ihn sein komplexer Charakter immer wieder von neuem stürzte. Ebenso verstrickte er sich ständig in finanzielle Schwierigkeiten, obwohl er der Verfasser gelehrter nationalökonomischer Abhandlungen war, die bei seinen Zeitgenossen erhebliches Aufsehen und teilweise sogar Bewunderung erregten.

In seinem schriftlichen Nachlaß findet sich ein reiches Material, das in seiner Vielfalt von Briefen, Tagebuchblättern, trockenen Akten über wirtschaftliche Angelegenheiten und Entwürfen zu gelehrten Arbeiten oder Streitschriften gegen seine persönlichen Gegner diesen ganzen verwirrend vielseitigen Menschen widerspiegelt. Dabei schält sich das Bild eines Mannes heraus, der einmal ein typischer Kavalier des 18. Jahrhunderts war, der aber durch die Breite und Tiefe seiner Anlagen und seines Wissens über seine Standesgenossen herausragte. Warum einem so hochbegabten Mann nicht ein anderes Leben beschieden war, seine Schicksale also und seine Geschichte, seien der Inhalt dieser Blätter.

Die Vorfahren

Fleißige Familienhistoriker haben in den letzten Jahrhunderten ihr Möglichstes getan, um den Ursprung der Familie Böcklin in die graue Vorzeit zu rücken. Vom keltischen Stamm der Triboker leitete man den Namen ab, und allerlei Bucci und Bogki wurden als Urväter angeführt. Bis heute bezeichnet man allgemein den Ritter Rupprecht Bock als Stammvater, der um 1200 auf der Rupprechtsau bei Straßburg eine Burg besessen und von seiner Frau Duchildis von Königshofen 20 Kinder gehabt haben soll. Von diesen habe nur der jüngste, Jacob, seine Eltern überlebt und sei dann 1242 auf einer Wallfahrt nach Jerusalem gestorben. Diese Geschichte trägt deutlich



Abb. 1 F.F.S.A. Freiherr Böcklin von Böcklinsau im Alter von 25 - 30 Jahren. (Foto: Privat)

sagenhafte Züge, kommt aber der historischen Wahrheit wohl schon näher. Tatsächlich scheint die Familie ihren Urbesitz auf der Rupprechtsau gehabt zu haben, die heute ein Vorort von Straßburg ist, damals aber weit außerhalb der Mauern lag und sich, von mehreren Rheinarmen durchflossen, bis in die Gegend von Kehl erstreckte.

Urkundlich beglaubigter Stammvater des Geschlechts ist Ulrich Bock, der von 1266 bis 1296 genannt wird. Er gehörte zu jener Schicht altfreier Grundbesitzer, die nach der Vertreibung des Bischofs und seiner Ministerialen aus Straßburg dort die Regierung des Stadtstaates übernommen hatten. Mit großem Geschick vermehrten er und seine Nachkommen ihren Besitz; schon nach wenigen Generationen gehörten Ulrichs Nachfahren zu den reichsten Hausbesitzern in Straßburg, und ebenso gelang es ihnen, den altererbten Besitz auf der Rupprechts- oder Böcklinsau zu vergrößern; bis ins 19. Jahrhundert gehörte ihnen der vierte Teil der Gemarkung Kehl. Die Familie vermehrte sich rasch und bildete mehrere Linien, bis sich schließlich um 1400 Bernhard, der Sohn des Nikolaus Bock, zum Unterschied von seinen Vettern, Böcklin zu nennen begann. Beide Zweige aber führten immer unverändert ihr altes Stammwappen, den steigenden silbernen Bock im roten Feld, und waren sich auch stets ihrer gemeinsamen Abstammung bewußt. Die ältere Linie der Bock, die später hauptsächlich in Gerstheim und Bläsheim im Elsaß saß, erlosch erst 1791 im Mannestamm.

Bernhard Böcklin, der wie seine Vorfahren als adeliger Ratsherr und Städtmeister zu Straßburg diente, war besonders erfolgreich in der Vermehrung des alten Familiengutes. Neben vielen anderen Besitzungen erwarb er 1411 das Dorf Bischheim bei Straßburg, 1412 die Herrschaft Mörburg bei Schuttern, 1419 das elsässische Dorf Obenheim und schließlich 1442 Dorf und Herrschaft Rust. Als er 1448 starb, teilten sich seine beiden Söhne den großen Besitz. Claus, der Jüngere, stiftete die sog. Mörburger Linie, während die Nachkommen von Hans, dem ältesten Sohn, die Herrschaften Rust, Bischheim und Obenheim bekamen.

Diese Besitzungen vererbten sich nach dem Recht der Erstgeburt, doch pflegten auch die Stammherren in Straßburg zu leben, wo sie wie ihre zahlreichen Vettern ihren Platz bei der Regierung und später bei der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Unterelsaß einnahmen. Nicht immer scheinen die Böcklins durch ihre Tugenden geblüht zu haben. Die Akten sind voll von Klagen des Straßburger Rates über allerlei „Gewalttat und Frevel“, die von den Nachkommen Ulrich Bocks verübt wurden. Meist aber wandelte sich diese Streitsucht, die offenbar ein vererblicher Charakterzug des Geschlechts war, in eine starke Neigung zum Kriegsdienst. So ist denn auch die Zahl gefallener Familienmitglieder erstaunlich hoch, während sich nur ganz wenige von ihnen zum geistlichen Stande berufen fühlten. Daneben ist ein Zug zur Gelehrsamkeit festzustellen; um 1500 verfaßte Philipp ein „Gedächtnisbuch etlicher alter Böckle“, 1501 promovierte Wolfgang zum Doktor der Theologie, etwas später schrieb Margaretha in Rust ihr Tagebuch, der 1614 verstorbene Hans Philipp war Kanzler der Straßburger Universität, und zahlreiche Mitglieder studierten an in- und ausländischen Hochschulen. Bedeutendster Vertreter des Geschlechts war Wilhelm, der nach langjähriger Tätigkeit als Gesandter und Hofmarschall Karls V. schließlich als Witwer Dompropst von Magdeburg wurde. Nachdem schon Kaiser Maximilian der Familie das Recht bestätigt hatte, sich Böcklin von Böcklinsau nennen zu dürfen, vermittelte

Wilhelm seinen Brüdern und Vettern zahlreiche weitere kaiserliche Vergünstigungen, darunter auch das damals so begehrte Recht, mit rotem Wachs zu siegeln.

Von Jacob Christoph, dem 1682 verstorbenen 9. Ruster Stammherrn, stammte eine jüngere Linie ab, die in Obenheim ein großes Haus besaß. Zu diesem Zweig gehörte der 1704 in Straßburg geborene Franz Jacob Christian, das zweitälteste der 7 Kinder des Städtmeisters Jacob und der Maria Salome von Kippenheim. Außer ihm lebten damals noch zahlreiche Vettern aus der Ruster Linie, und ebenso eine Reihe von Nachkommen aus dem Claus'schen Stamm. Franz Jacob Christian, ein heiterer, lebenswürdiger Mann, der wohl die Gaben zu einem bedeutenden Gelehrten gehabt hätte, trat 1719 beim Militär ein und diente erst im Regiment Royal Alsace, 1728 wurde er Leutnant bei Royal-Bavière, gleichfalls einem der berühmten Fremdenregimenter der französischen Krone, in denen der elsässische Adel mit Vorliebe diente. Nach mehreren Feldzügen quittierte er 1734, wurde in seiner Vaterstadt in das Ratskollegium der XXII aufgenommen und machte verschiedene große Reisen. Der Fürst von Nassau-Usingen ernannte ihn zu seinem Kammerjunker, und in Berlin hängte ihm der König selbst den Orden de la Générosité um, — wegen seines angenehmen und verbindlichen Wesens, wie es später in seiner Leichenpredigt heißt. Dieser 1665 gestiftete Orden wurde 1740 von Friedrich dem Großen zum Ordre du Mérite Militaire umgewandelt, dem Vorgänger des Pour le Mérite. Unterdessen waren in der Familie große Veränderungen eingetreten. Seine drei Brüder waren in den schlesischen Kriegen gefallen, und von den Brüdern seines Vaters lebte nur noch ein alter Junggeselle, während ein anderer, Philipp Christoph, eines schönen Tages erklärt hatte, er werde nunmehr verreisen und erst zurückkommen, wenn er genügend Geld hätte, um alle seine Agnaten glücklich zu machen. Bis Rom ließ sich die Spur dieses Onkels noch verfolgen, dann blieb er endgültig verschollen, ein Schicksal übrigens, dem merkwürdig viele Mitglieder der Familie Böcklin verfielen. Von der Ruster Linie war nur noch Wolf Sigmund am Leben, ein Original, der mit jedermann im Streit lebte, und der Mörburger Zweig beruhte auf den zwei Augen des Franz August Ferdinand, der aus zwei Ehen lediglich 6 Töchter hatte.

So entschloß sich Franz Jacob Christian also zu heiraten; nach dem Rat seiner Verwandten verlobte er sich mit der 1720 geborenen Charlotte von Dungern, Tochter des Lahrer Oberamtsmanns Friedrich-Wilhelm von Dungern und der Kunigunde von Schauenburg. Die Dungern waren eine 1699 geadelte Wormser Familie; auch die Mitgift war nur bescheiden, so daß nicht recht klar ist, weswegen gerade diese Wahl getroffen wurde. Die Hochzeit fand am 15. November 1744 in Lahr statt, und das einzige Kind dieser Ehe, Franz Friedrich Sigismund August, kam im folgenden Herbst zur Welt. Zwei Jahre lang scheint die Ehe gut gegangen zu sein, dann kam es zu Schwierigkeiten, deren Natur und Ursache nie bekannt wurden. Vermutlich lagen die Gründe im Charakter Charlottes, von deren schöner Gestalt und aufgeräumtem Wesen ein Zeitgenosse berichtet. Ein anderer rühmte ihren braunen Teint, die lebhaften Augen und ihr pikantes Aussehen. Zumindest an ihrem aufgeräumten Wesen ist nicht zu zweifeln, wie ihr späterer Lebenslauf ergeben sollte. Jedenfalls brachte Franz Jacob Christian seine Frau eines Tages zu ihren Verwandten nach Hanau und erklärte, nicht mehr mit ihr leben zu können. Man versuchte zu vermitteln, aber alles blieb vergeblich, zumal sich Charlotte keineswegs gegen eine Trennung wehrte. Am 14. 4.

1750 wurde die offizielle Scheidung von Tisch und Bett ausgesprochen, und Charlotte konnte sich mit einer erheblichen Pension darüber trösten, daß das einzige Kind dem Vater anvertraut wurde.

Bald danach erlosch der Mannesstamm der Claus'schen Linie, wodurch erhebliche Güter an Wolf Sigmund, den Ruster Stammherrn, fielen. Man nannte ihn den Sandplätzer, wohl weil er am Sandplatz in Straßburg wohnte; hier ging der völlig taube alte Herr am 4. Juli 1755 abends spazieren und wurde dabei von einer Schildwache angerufen. Wolf Sigmund überhörte das dreimalige Qui Vive, und so wurde er von dem Soldaten erschossen. Damit fielen alle Böcklinschen Güter an Franz Jacob Christian, den einzigen Überlebenden der vordem so zahlreichen Familie.

Diese Erbschaft aber war keine reine Freude. Der neue Stammherr mußte sofort seinen Dienst in Straßburg quittieren, um sich ausschließlich der Verwaltung zu widmen und all die Prozesse zu führen, die sich nun für ihn ergaben. Bei näherer Betrachtung seines neuen Besitzes mußte er nämlich feststellen, daß er nur die unveräußerlichen Stammgüter bekommen hatte. Das gesamte freie Vermögen war durch ein Testament Wolf Sigmunds an dessen entfernten Neffen Philipp Reinhard v. Berstett gefallen. Mit Franz Jacob Christian hatte der Sandplätzer sowieso aus unbekanntem Gründen in heftigem Streit gelebt; aber auch mit seinen sonstigen näheren Verwandten scheint er dauernden Zank gehabt zu haben. Schuld daran waren wohl teilweise Religionsfragen. Wolf Sigmund war, wie die meisten Böcklins, ein eifriger Protestant; schon eine Generation vorher hatte es einen ähnlichen Streit gegeben: als Philipp August aus der Claus'schen Linie katholisch wurde, hatten sich seine Vettern so sehr darüber entsetzt, daß sie ihm, nach dem Ausdruck eines Augenzeugen, nicht einmal mehr ein Glas Wasser gereicht hätten. Nun waren es die Cousine Philippine v. Wyers geb. Böcklin und der Vetter Samson v. Landsberg, die sich durch ihren Übertritt zum Katholizismus die Gunst des strengen alten Herrn verscherzt hatten. So hatte er denn Philipp Reinhard v. Berstett zum Erben eingesetzt und dies außerdem in einem recht dunkel gehaltenen Testament, über das es sofort zu einem Prozeß kam, der bis zum Kaiser in Wien und zum Reichskammergericht in Wetzlar ging. Schließlich endete der Streit mit einem Vergleich. Berstett verzichtete auf alle Rechte an Schloß und Stammgut Rust, erhielt aber statt dessen die Allodgüter daselbst, so daß seit dieser Zeit die Berstetts einen eigenen Besitz in Rust hatten. Da Franz Jacob Christian seinem Miterben auch noch 4000 fl in bar auszahlen mußte, geriet er alsbald in die größten Verlegenheiten. Als einziger Lichtblick erschien in dieser Zeit eine Erbschaft, die ihm drei kinderlose Tanten im Elsaß vermachten, so daß er wenigstens die drückendsten Verpflichtungen begleichen konnte. Dennoch hinterließ er seinem Sohn nicht weniger als 40 000 fl Schulden.

Der ehemals so heitere Mann verfiel in eine tiefe Melancholie, auch sein körperlicher Zustand verschlechterte sich rasch, und am 10. Juni 1762 starb er in Obenheim an einer Lungenentzündung. Nicht ein einziges Mal sprach er in seiner letzten Krankheit von seiner Frau; alle Gedanken galten dem einzigen Sohn und Erben. In der Obenheimer Kirche wurde er beigesetzt; als diese um 1890 völlig umgebaut wurde, öffnete man auch sein Grab, in dem die große Gestalt noch wohl erhalten war. Die Brüder Wilhelm, Ludwig und Ernst Böcklin ließen damals eine neue Gruft mauern und einen Gedenkstein setzen.

Jugend und Heirat

In Straßburg, der alten Heimat seines Geschlechts, wurde Franz Friedrich Sigismund August am 28. September 1745 geboren. Vom Vater wurde das ursprünglich etwas schwächliche Kind sehr verwöhnt, doch zum Erstaunen der Ärzte besserte sich sein körperlicher Zustand sehr schnell, so daß er die Pocken und alle anderen Kinderkrankheiten ohne Schaden überstand. Auch verschiedene Stürze vom Pferd, eine Verwundung am rechten Auge beim Fechten, der Fall in ein Johannisfeuer und das Kentern seines Bootes auf dem Rhein blieben ohne Folgen. Nur an der Oberlippe blieb ihm eine kleine Narbe von einer Verletzung, die ihm ein böser Hühnerhund in Kolbshaus beigebracht hatte. Erzogen wurde er zunächst durch einen Hofmeister im Hause seines Vaters, doch schickte man ihn wegen seiner überdurchschnittlichen Begabung schon mit 15 Jahren auf die Universität nach Straßburg.

Als sein Vater 1762 starb, mußte das Ritterschaftsdirektorium des Unterelsaß einen Curator für ihn ernennen. Eigentümlicherweise fiel die Wahl auf den Freiherrn Philipp Reinhard v. Berstett, mit dem Franz Jacob Christian kurz vorher einen solch erbitterten Erbschaftsstreit gehabt hatte. Doch scheint der eben erst beendete Prozeß das gute Verhältnis zwischen den beiden Familien ebensowenig nachhaltig gestört zu haben wie spätere Zwistigkeiten. Ihr ganzes Leben lang waren die Söhne der früheren Prozeßgegner innigst befreundet. Nach allem, was von Berstetts Tätigkeit bekannt ist, hatte die Ritterschaft eine sehr gute Wahl getroffen; wären seine Ratsschläge immer befolgt worden, so hätte das Leben seines Mündels einen ganz anderen, glücklicheren Verlauf nehmen können. Die erste Tätigkeit Berstetts war bereits sehr segensreich; er bestritt nämlich mit Erfolg alle Ansprüche Charlottes auf Miterziehung ihres Sohnes. Unter der Oberaufsicht seines Vormunds und mit Hilfe eines Hofmeisters setzte also der junge Mann ungestört seine Studien fort. Er war ein sehr fleißiger und regelmäßiger Hörer, der alle Vorlesungen selbst nachschrieb. Sein besonderes Interesse galt dem Staatsrecht; bei Schöpflin, einem der größten Historiker seiner Zeit, hörte er Geschichte, außerdem besuchte er philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und legte bei Professor Ehrmann ein Examen in Botanik ab. Sein Vormund riet ihm, nach Vollendung seiner Studien zu promovieren und verschaffte ihm zur praktischen Vorbereitung auf eine spätere Stellung im Staatsdienst den Posten eines adeligen Beisitzers am Kleinen Rat in Straßburg. Obwohl die Stadt schon vor über 80 Jahren an Frankreich gefallen war, hatte man die alte Verfassung belassen, und so stand immer noch ein bestimmter Prozentsatz aller Rats- und Regierungsstellen zur Verfügung des einheimischen Adels. Um gleichzeitig auch den Horizont des jungen Herrn zu erweitern, schickte ihn Berstett auf eine Reise nach Italien. Das Tagebuch dieser Studienfahrt ist leider verloren, doch hat offenbar besonders der Aufenthalt in Rom entscheidenden Einfluß auf die künstlerischen Neigungen des Studenten gehabt.

Alle diese wohlangelegten Pläne wurden jedoch entscheidend gefährdet, als die Mutter erfolgreich begann, gegen des Curators solide Ideen zu intrigieren. Schon zu Franz Jacob Christians Lebzeiten waren immer wieder Gerüchte über ihren Lebenswandel laut geworden, doch war nie Genaueres bekannt geworden. Zuerst hatte sie in Rust gelebt, und die Geschichte von einem Liebhaber, der von einem Nebenbuhler

im Schloß ermordet worden sein soll, stammt wohl aus dieser Zeit. Etwas später zog sie endgültig zu ihrem langjährigen Freund, dem Freiherrn Friedrich Ferdinand Johann v. Mundolsheim, der in der Nähe von Straßburg, in dem Dorfe Mundolsheim, sein Stammschloß hatte. Wenn auch die Details erfolgreich geheimgehalten worden waren, so muß doch Charlottes skandalöser Lebenswandel in Straßburg Stadtgespräch gewesen sein. Zudem hielten sich in Mundolsheim allerlei dunkle Gestalten auf, die teils ganz finsterner Herkunft waren, teils notorische Lumpen gewesen sind, wie ein gewisser Capitaine Steinmetz, dem später die anhaltinische Kriegskanzlei einen nichtswürdigen Lebenswandel bescheinigte.

Unter diesen Umständen wurde natürlich alles getan, um den Sohn von der Mutter fern zu halten. Friedrich lebte ganz in Straßburg, in einer Wohnung neben dem Hause seines Vormundes, doch konnte es dieser immerhin nicht ganz verhindern, daß der Sohn seine Mutter bisweilen besuchte. Bei einem dieser Besuche lernte er nun die Freiin Caroline Roeder v. Diersburg kennen, die Tochter des Freiherrn Hans Philipp, der als Besitzer des Roederschen Stammguts, kaiserlicher Rat und Präsident der Ortenauer Ritterschaft ein sehr angesehenes Mann war. Die Mutter war die Freiin Catharina Joham v. Mundolsheim, Schwester von Charlotte Dungenes Freund. Sofort verliebte sich Friedrich in die anmutige Nichte des Freundes seiner Mutter, und diese sah nun die Gelegenheit zu einer großangelegten Intrige: Nach Berstetts Plan hätte ihr Sohn nach dem Examen eine wohlbezahlte Stellung im Dienste eines deutschen Fürsten annehmen sollen, um ihn so aus dem Bannkreis seiner Familie zu entfernen und ihm gleichzeitig die Möglichkeit zu geben, das schwer angeschlagene Familienvermögen wieder in die Höhe zu bringen. Der Mutter dagegen lag viel mehr daran, den Sohn in ihrer Nähe in Rust zu wissen, wo sie auf ihn Einfluß nehmen und an seinen Einkünften partizipieren konnte. So förderte sie mit allen Mitteln die so plötzlich entflammte Neigung, und immer häufiger wurden die Besuche in Mundolsheim. Berstett erfuhr zwar davon, doch halfen alle seine Vorstellungen nichts. Auch als das mittlerweile informierte Ritterschaftsdirektorium den jungen Mann zu einer Aussprache kommen ließ und ihm befahl, in Zukunft nur noch auf seinen Curator zu hören, blieb der Einfluß der Mutter stärker. Ihr gelang es auch, den Vater Roeder zur Einwilligung in die von ihr so ersehnte Heirat zu bewegen, die ihr die endgültige Sicherung ihres Einkommens bedeutete, das bei einem vorzeitigen Tod des nunmehrigen Herrn auf Rust schwerstens gefährdet gewesen wäre. Was für einen Vorteil der Vater Roeder in dieser Verbindung erblickte, ist schwer zu sagen; möglicherweise sah er in dem jungen Böcklin trotz aller Schulden in erster Linie den Besitzer einer benachbarten Herrschaft; vielleicht war er auch lediglich froh, für seine Tochter eine so standesgemäße Partie zu finden.

Nun erfuhr auch Berstett von dem Heiratsprojekt, weigerte sich aber sofort, seine Einwilligung zu geben. Guter Rat war teuer, denn ohne die Einwilligung des Vormunds war eine Heirat im Elsaß nicht möglich. Daraufhin beschlossen die Eltern der Braut und die Mutter des Bräutigams einen abenteuerlichen Plan: Friedrich tat in der Öffentlichkeit und namentlich gegenüber Vormund und Hofmeister, als habe er jeden Gedanken an eine Ehe aufgegeben. Gleichzeitig aber wurde heimlich alles vorbereitet, um die Hochzeit in der Ortenau zu feiern. Am 31. August 1765 erklärte er, einer Ratssitzung in Straßburg beiwohnen zu müssen, statt dessen aber fuhr er mit einem

Freund, dem späteren Ritterschaftssyndikus und Geheimen Rat Schoell, in einem kleinen Boot über den Rhein nach Kehl und ritt von dort nach Wittenweier, wo in aller Eile und Heimlichkeit die Trauung stattfand. Eine vorherige öffentliche Bekanntmachung war unterlassen worden, da dies angeblich bei der Eheschließung von Edelleuten nicht notwendig war. Am Abend fuhr dann das neuvermählte Paar nach Rust.

Eine ganze Weile schien es, als würde die Ehe wegen der zweifelhaften Form und der mangelnden Einwilligung des Vormunds für ungültig erklärt werden. Aber mehrere Gutachten lieferten den Beweis, daß trotz dieser offenbaren Mängel die Ehe als gültig betrachtet werden mußte. Es wäre besser gewesen, wenn Berstett mit seinen Versuchen, die übereilte Heirat anzufechten, durchgedrungen wäre, denn schon nach ganz kurzer Zeit mußte sich der junge Ehemann darüber klar werden, daß seine Frau ihn keineswegs hatte heiraten wollen. Wochenlang hatten sich die schlimmsten Szenen in Diersburg abgespielt, und noch am Vorabend der Hochzeit hatte sich die Braut geweigert, ihr Ja-Wort zu geben, bis ihr Vater schließlich gedroht hatte, sie totzuschlagen, wenn sie nicht nachgäbe. Friedrich fiel aus allen Wolken, als er erfuhr, daß seine Frau ihn nur auf derartigen väterlichen Zwang hin geheiratet hatte. Caroline ihrerseits, die gehofft hatte, wenigstens mit einem reichen Mann verheiratet zu sein, war höchst unangenehm überrascht, als sie feststellen mußte, daß ihr Mann außer den unantastbaren Stammgütern lediglich Schulden besaß. Tag und Nacht kam es zu höchst unerquicklichen Auftritten. Friedrich hoffte zunächst, die anfängliche Verzweiflung der jungen Frau werde sich allmählich in Zuneigung oder gar Liebe verwandeln, doch er sah sich sehr bald in seiner Erwartung getäuscht, denn Caroline kam offenbar nie über den doppelten Schock hinweg, einen ungeliebten Mann haben heiraten zu müssen, der sich zu allem hin auch noch als arm erwies. Zwar kam schon binnen Jahresfrist das erste Kind, ein Mädchen, und auch in den folgenden Jahren stellte sich ein reicher Kindersegen ein, aber das alles brachte die Gatten einander nicht näher, im Gegenteil.

Von Franz Friedrich Sigismund August, — so unterschrieb er sich selbst in offiziellen Dokumenten, im Familienkreis dagegen wurde er Friedrich genannt, — hat sein Freund Schoell in dieser Zeit ein mit Liebe gezeichnetes Bild entworfen. Er schilderte einen gutgewachsenen, eher großen Mann von eleganten Bewegungen und würdevollem Auftreten, mit braunem, etwas schütterem Haar. Unter der hohen und breiten Stirn blickten zwei dunkelbraune Augen lebhaft und freundlich interessiert auf den Besucher, den er gern in ein Gespräch verwickelte. Namentlich in vertrauter Gesellschaft scheint er ein gewandter Plauderer gewesen zu sein, der aber auch einen großen Kreis „mit artigem Scherz“ zu unterhalten wußte. Im allgemeinen aber neigte er wohl eher zu ernstem Gespräch und liebte vor allem philosophische Themen. Stets gab er sich offenherzig; aber was sein Biograph seine vertrauensvolle Art nannte, dürfte einer seiner größten Fehler gewesen sein, — nämlich ein bemerkenswerter Mangel an Menschenkenntnis. Von den Hauptvergnügungen seiner Standesgenossen, der Jagd und dem Kartenspiel, hielt er wenig. „Wein, Liqueur, Caffee, Chokolade und andere hitzige Getränke nahm er kaum zu sich“, meldet sein Bewunderer. Seine Passionen lagen auf einem anderen Gebiet; er sammelte Bücher und legte Wert darauf, sie elegant einbinden zu lassen, und vor allem gab er sich mit wahrer Leiden-

schaft der Musik hin. Er spielte selbst Klavier und mehrere Streichinstrumente, auch begann er damals zu komponieren, „überaus schön und geschmackvoll“, wie es heißt. Bisweilen scheint ihn aber auch ein Anflug jener Melancholie überkommen zu haben, an der schon sein Vater gelitten hatte. Häufig soll er Gespräche über den Tod geführt haben, und stets hatte er einen Totenkopf auf seinem Schreibtisch vor sich.

Nicht ganz so deutlich erscheint uns Carolines Bild und Persönlichkeit. Ohne schön genannt werden zu können, muß sie sehr anmutig gewesen sein. Ihre lebenswürdigen Züge verwandelten sich erst später in das eher strenge und energische Gesicht einer klugen, etwas harten Frau. Dieses äußere Bild entspricht auch durchaus dem, was man sich später in der Familie von ihr erzählte. Ob ihr Charakter tatsächlich so schwierig war, wie er nach den Aufzeichnungen ihres Mannes erscheint, ist nicht mehr zu entscheiden. Von ihr sind nämlich nur wenig handschriftliche Notizen erhalten, während Friedrich zu allen Zeiten einer offenbar Böcklinschen Familieneigenschaft gefrönt hat, nämlich über alles und jedes ausführliche Memoranden anzufertigen, in denen kein Detail vergessen wird. Aus seiner „Kurzen Beschreibung meines Ehestandes“ geht hervor, daß die beiden in nichts harmonierten. Während er gern Freunde um sich hatte, machte sie sich nichts aus Geselligkeit. Dafür zog sie das Stadtleben vor, während er lieber auf dem Lande lebte. Musik war ihr ein lästiges Geräusch, und Literatur interessierte sie nicht. Zwar legte sie auf eine gutgeführte Tafel wenig Wert, bestand aber auf einem unverhältnismäßigen Aufwand in der ganzen Haushaltsführung. Eine monatelange Ehekrise, bei der die Verwandten vermittelnd eingreifen mußten, resultierte aus einer Differenz über die Livreen der Jäger. Auch in religiösen Dingen fanden die beiden sich nicht. Friedrich war zweifellos ein tief frommer Mann, wenn ihn auch Fragen der Konfession kaum berührt haben dürften. Caroline dagegen bezeichnete sich selbst als Freigeist. So war ihnen selbst die gemeinsame Freude an der Philosophie verwehrt, die an sich beide Teile lebhaft beschäftigte. Auch Caroline war ja eine sehr gebildete und belesene Frau, die jahrelang mit dem berühmten Philosophen Martin einen ausgedehnten Briefwechsel führte. Daß beide gern Schach und Billard spielten, war kein Ersatz für alles andere, das sie trennte. Auch die vielen Kinder haben nicht versöhnlich, sondern eher trennend gewirkt. Im übrigen gewinnt man den Eindruck, als seien Carolines mütterliche Eigenschaften schwach entwickelt gewesen; Kinder haben wohl mehr eine Last als eine Freude für sie bedeutet. Von ihr stammt vermutlich auch jenes Interesse am Übersinnlichen und an Geistererscheinungen, das immer wieder in der Familie Böcklin durchbrach. Noch als alte Frau bezeichnete sie sich als eine Schwärmerin, die viele Erfahrungen mit der anderen Welt gemacht habe. Das Ableugnen der Dinge, die wir mit unserer Vernunft nicht begreifen, sei eine elende Ausflucht der Unwissenheit, schrieb sie ihrem ältesten Sohn.

So begann also Friedrichs Ehestand unter wenig glücklichen Auspizien. Seine Studien, die so vielverheißend angefangen hatten, konnte und wollte er nicht mehr beenden. Die damals unerläßliche Kavaliertour durch Europa durchzuführen, war ihm jetzt unmöglich, und zudem bedrängten ihn akute Geldsorgen. Er hatte sich entschlossen, die Schulden seines Vaters zu begleichen, wozu er rechtlich nicht verpflichtet gewesen wäre. Das aber bedeutete große Einschränkungen. Infolgedessen beschloß er, nach Rust zu ziehen und sich der Bewirtschaftung seines Gutes zu wid-

men. Dieser an sich solide Plan erwies sich aber als undurchführbar, denn Caroline drängte ihn, wenigstens einen Teil des Jahres in Straßburg zu residieren. Immerhin beschäftigte er sich auch so monatelang mit Versuchen in praktischer Landwirtschaft, die aber völlig mißlingen. Jung und unerfahren fiel er auf alle möglichen Projektmacher und Schwindler herein, denen er in seiner Abwesenheit freie Hand ließ, und zudem scheint er ganz besonders schlechte Ratgeber unter seinen Beamten gehabt zu haben. So hatte der Aufenthalt in Straßburg wenigstens den Vorteil, daß er hier Gelegenheit zu praktischer Verwaltungsarbeit bekam. Er wurde in den Großen Rat aufgenommen und arbeitete am Polizeigericht und in der Schulkommission. 1766 durfte er auch zum ersten Mal als Vollmitglied an einem Konvent der Ortenauer Ritterschaft zu Kehl teilnehmen. Dabei mußte er einen feierlichen Eid ablegen, die Statuten zu befolgen, dem Kaiser als Oberhaupt treu zu sein und sich den anderen Mitgliedern gegenüber einträchtig und verträglich zu erzeigen. In letzterem Punkt aber scheint es nicht zum besten gestanden zu haben, denn sofort verwickelte er sich in einen vor dem Direktorium geführten Prozeß gegen seinen bisherigen Vormund wegen dessen ungenügender Rechnungslegung. Nach drei Jahren wurde schließlich festgestellt, Berstett habe bona fide gehandelt, doch sei sein Agent „wegen Schläfrigkeit“ an mancherlei Versäumnis schuld.

Die Mannesjahre

Am 29. September 1770 war die feierliche Volljährigkeitserklärung in Anwesenheit aller Verwandten, und bei dieser Gelegenheit gab es in Rust außerordentliche Festivitäten. Die normale Böcklinsche Militärmacht von 24 Mann mit einem Tambour, einem Fähnrich und einem Hauptmann wurde auf die doppelte Zahl verstärkt und neu eingekleidet. Die erste Compagnie, die auch die Schildwache stellte, trug weiße Röcke und rote Camisole, während die zweite Compagnie in einer braun-roten Montur ausrückte. Die Musik war durch eine grüne Uniform ausgezeichnet und bestand aus je zwei Horn- und Klarinettebläsern, einem Fagottisten und zahlreichen Pauken, Trommeln, sowie einem Schellenbaum. Sobald sich Mutter und Schwiegereltern am Festmorgen dem Schloßhof nahten, trat die Wache unter das Gewehr und Musik ertönte. Dann erfolgte die Gratulationscour, der sich der Kirchgang anschloß. Dabei hatte die Jugend „Es lebe unsere gnädige Herrschaft“ zu rufen, während die Bürgerschaft entblößten Hauptes salutierte. Ohrenbetäubender Lärm war für den Einzug in die Kirche selbst vorgesehen, denn dabei mußte abwechselnd georgelt, Horn und Trompete geblasen und die Pauken geschlagen werden. Nach dem feierlichen Hochamt und dem Te Deum, während dessen die „Soldateska“ zu präsentieren hatte, kam ein langsamer Rückmarsch in das Schloß, der durch Musikbegleitung und blumenstreuende Kinder verschönt wurde. Im Schloßhof gab es dann eine Parade, der sich für die Familienmitglieder das Mittagessen anschloß. Dabei „werden die Symphonisten und Vocalisten die auserlesensten Musicalia virtuose zu exequieren sich angelegen sein lassen“. Zur Belustigung der Jugend wurde bei Einbruch der Dunkelheit ein Scheiterhaufen angezündet, und es gab Erlaubnis zu Tanz und anderer „ehrbarer Ergötzlichkeit“. Schließlich wurde jedem Bürger ein Maß Wein ausgefolgt, die Juden erhielten jedoch nur die Hälfte.

Ganz so friedlich-patriarchalisch ging es freilich nicht immer im Dorf zu. Die Ruster scheinen zu allen Zeiten eine besonders schwierige Bevölkerung gewesen zu sein. 1745 war es sogar zu einem wahren Aufstand gekommen, und auch Friedrich hatte eine ganze Reihe von Prozessen mit den Bauern zu führen.

Im gleichen Jahr konnte der Herr auf Rust an einem noch weit glanzvolleren Fest teilnehmen, als nämlich die Erzherzogin Marie Antoinette in feierlichem Zuge an die deutsch-französische Grenze gebracht wurde. Bei der triumphalen Reise der Kaiser-tochter durch die deutschen Lande am Oberrhein durfte auch die Reichsritterschaft der Ortenau nicht fehlen, und so gab es vor dem Rheinübergang bei Kehl eine Vorstellung sämtlicher Mitglieder. Wenig später wurde Friedrich der Dauphine ein zweites Mal präsentiert, diesmal auf französischem Boden in seiner Eigenschaft als Mitglied der unterelsässischen Ritterschaft.

Das Jahr 1771 wurde vor allem Reisen in die Umgebung gewidmet, namentlich zu Vorstellungen bei den benachbarten Fürstenhöfen in Karlsruhe, Donaueschingen, Mannheim und Bruchsal. In Straßburg hatte er schon früher zahlreiche Mitglieder der deutschen Fürstenhöfe kennengelernt, und zeitlebens verbanden ihn gute Beziehungen zum Markgrafen Karl Friedrich von Baden, dem Hause Fürstenberg und dem späteren ersten König von Bayern, Max I. Joseph, der lang im Elsaß als Offizier gestanden hatte. An mehreren katholischen Fürstenhöfen scheint man ihm auch gute Stellungen angeboten zu haben, doch lehnte Friedrich alle derartigen Möglichkeiten ab, da sie einen Religionswechsel erfordert hätten.

Er lebte jetzt meistens in Rust, wo er sich mit mehr oder weniger Glück der Verwaltung des Gutes widmete. Eine bleibende Erinnerung an diese Zeit sind die von ihm entworfenen Parkanlagen, an denen er immer ein ganz besonderes Interesse nahm. Außerdem war er ja nicht nur Grundbesitzer in seinen Dörfern, sondern als Mitglied der Reichsritterschaft auch eine Art von Landesherr. Mit großem Eifer bekümmerte er sich um alle Administrationsangelegenheiten, wobei ihm besonders die Verbesserung der Polizei am Herzen lag. Die Verordnungen schrieb er meist selbst, und zahlreich von ihm verfaßte Bekanntmachungen sind erhalten, die so verschiedene Gegenstände wie die Behandlung von Verschwendern, den Eidschwur, Verbote für holländische Soldatenwerber, Instruktionen für seine Amtleute, Anordnungen über Jahrmärkte und das Schulwesen betreffen. 1780 wurde ein Galgen auf seinen Befehl errichtet, denn die Familie besaß auch die peinliche Gerichtsbarkeit. Außerdem wurde am Schloßhof ein kleines Gefängnis erbaut, das im Gegensatz zum Galgen auch benutzt wurde. Seine Jurisdiktionsgewalt scheint Friedrich allerdings nicht immer zur Zufriedenheit seiner Nachbarn ausgeübt zu haben. So beschwerte sich die badische Regierung verschiedentlich, der Ortsherr von Rust habe Landstreichern und anderem Gesindel Bescheinigungen über ihre Wohnberechtigung ausgestellt, die sie dann zu Diebstählen und Betrügereien in der Umgebung ausgenützt hätten.

All diese Regierungs- und Verwaltungstätigkeit brachte aber wenig Geld ein, und zudem waren im Schloß, das vorher meist nur vorübergehend bewohnt gewesen war, große Reparaturen und Verbesserungen nötig gewesen. Zwar gelang es ihm, allmählich die alten Verbindlichkeiten seines Vaters zu tilgen, aber noch schneller begannen nun plötzlich die eigenen Schulden zu wachsen. Ein alter Freund des Hauses, der Oberst v. Hügel, riet ihm, die früher versäumte große Kavaliersreise nachzuholen und

zu versuchen, anderswo eine Stellung zu finden. So entschloß sich Friedrich, neue Gelder aufzunehmen, um sich standesgemäß zu equipieren, und 1772 ging die Reise nach Ludwigsburg zum Herzog Ludwig von Württemberg. Der Inhalt seiner Koffer ist noch bekannt: Ein goldgesticktes, rotes Kleid, ein blauer, ein roter und ein schwarzer Rock, ein dunkelgrüner Frack mit Goldbesatz, ein Hut mit Goldborte und Feder, 12 weiße Hemden und 18 Krawatten, sowie ein Toupée. Der Herzog ernannte ihn denn auch an seinem Geburtstag zum wirklichen diensttuenden Kammerherrn, aber obwohl er sich noch länger am württembergischen Hofe aufhielt, blieb es bei diesem zwar ehrenvollen, aber unbezahlten Titel. Auch der Rang eines Wirklichen Geheimen Rats, mit dem ihn bald danach der Fürst Christian-Albrecht von Hohenlohe-Langenburg begnadete, war lediglich eine Ehrenstellung. Gute Beziehungen verbanden Friedrich schließlich mit den fränkischen Fürstentümern von Ansbach-Bayreuth, wo als Landesherr der Markgraf Christian Friedrich Carl Alexander regierte. Dieser prachtliebende Herr hatte sich einen außerordentlichen Hofstaat aufgebaut, der nicht weniger als 105 Kammerherren umfaßte. Hier lebte eine entfernte Cousine Friedrichs, die Gräfin Friederike von Platen, geb. Freiin von Reitzenstein, deren Mutter Maria Charlotte Böcklin gewesen war. Auf Einladung dieser Verwandten, mit denen man seit jeher in herzlichem Briefwechsel gestanden hatte, wurde die Reise nach Bayreuth ausgedehnt. Hier wurde Friedrich abermals zum Geheimen Rat ernannt und sogar mit dem 1705 gestifteten Roten Adlerorden dekoriert, aber alle weitergehenden Pläne realisierten sich nicht. Auch eine letzte Hoffnung, am hessischen Hofe eine Stellung zu bekommen, blieb unerfüllt.

So war Friedrich zwar um einige Ehrenposten reicher geworden, — und es scheint, daß er von menschlicher Eitelkeit keineswegs frei war und sich von Herzen darüber freute, — aber materieller Gewinn war ihm aus der Reise nicht erwachsen. So zog er sich denn auf seine Güter zurück, entschlossen, das Leben nunmehr auf seine Weise zu genießen. Dazu gehörte für ihn eine ausgiebige Beschäftigung mit den Wissenschaften und der schönen Literatur. Seit jeher hatten ihn die Naturwissenschaften angezogen; durch seine praktischen Versuche in der Landwirtschaft hatte er jetzt auch Geschmack an nationalökonomischen Arbeiten gefunden, und so begann er eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Im Laufe von knapp 10 Jahren entstanden:

- Freye Gedanken eines Forstliebhabers
- Betrachtungen über die sogenannte Allmende
- Vorschläge zur Verbesserung der Rinderzucht
- Lob der Bienen nebst Beobachtung ihrer liebsten Nahrung
- Miscellaneen eines Reichskavaliers in Schwaben
- Antiquarische Beiträge für den Breisgau
- Kurzgefaßte Geschichte des Elsaß
- Astrologische Briefe

Außerdem verfaßte er ein Drama „Die Stärke der Großmut“, in dem er das Schicksal Agnes Bernauers behandelte. Damit war er einer der ersten Autoren, die einen historischen Stoff aus der deutschen Vergangenheit bearbeiteten.

Dazu kamen zahlreiche kleinere Publikationen im Leipziger Musenalmanach, der Gazette d'Agriculture de Paris und anderen Zeitschriften. Auf seinen Reisen hatte er auch die zahlreichen gelehrten Gesellschaften kennengelernt, in denen sich in vielen

Teilen Deutschlands die Freunde der Literatur und der Gelehrsamkeit zusammenfanden, um durch Vorträge und durch Lösung von Preisfragen ihre Liebhabereien zu fördern. In der Ortenau und im Elsaß waren solche Akademien unbekannt, und zum großen Staunen seiner Zeitgenossen wurde Friedrich nun Mitglied ungezählter derartiger Vereinigungen.

Es begann 1774 mit der Aufnahme in die Churfürstlich-baierische Gesellschaft sittlich- und landwirtschaftlicher Wissenschaften zu Burghausen. 1775 folgte die Kaiserliche Akademie der Naturforscher in Onolzbach. 1776 kamen dazu die Wissenschaftliche Gesellschaft zu Göttingen, sowie die Hessen-Homburgische Gesellschaft, bei der er auch das ständige Präsidium über alle Mitgliederversammlungen in Schwaben übernahm. Schließlich erfolgte die ehrenvolle Aufnahme in die Accademia Arcadia zu Rom, die 1689 nach dem Tod der Königin Christine von Schweden von den Überlebenden ihres Literaten- und Künstlerkreises gegründet worden war. 1777 wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft bei der Königlich Preußischen Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin verliehen. Dann folgte die Aufnahme in die Kaiserliche Societät der Ackerbauer und der Künste in Tirol, in die Kaiserliche Ackerbau-gesellschaft in Graz, in die Kaiserliche Agricultursocietät in Steyer und in die Berner Ökonomische Gesellschaft. Außerdem wurde er Ehrenmitglied bei der Physikalisch-Ökonomischen Bienengesellschaft der Oberlausitz.

Daneben pflegte Friedrich einen eifrigen Briefwechsel mit den großen Gelehrten seiner Zeit. Auch mit Johann Kaspar Lavater in Zürich trat er in Verbindung und dediizierte ihm seine Schrift über das Forstwesen sowie sein Porträt.

„Verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitglied“ konnte er sich also nunmehr in seiner Unterschrift nennen, in der er sich auch als Komtur des Ritterordens zur Ehre der Göttlichen Vorsehung bezeichnete. Generalprotektor dieses längst verschwundenen Ordens war König Stanislaus Poniatowsky, daneben gab es auch noch einen Obristordensmeister sowie einen Ordensgroßmeister, einen Ordensbischof, einen Ordensdechanten und zahlreiche Geheime Räte. Meist waren es süddeutsche und vor allem sächsische Edelleute, die sich hier vereinigt hatten. Ihre Bekanntschaft hatte er wohl bei einem Aufenthalt in Leipzig gemacht; wieso er als Protestant in diesen katholischen Orden aufgenommen werden konnte, bleibt unklar. Außerdem war Friedrich Mitglied des Ritterordens vom Heiligen Joachim, den 1755 der Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld gegründet hatte, um „das Gute zu fördern und die Armen zu unterstützen.“ In diesem 1840 wieder verschwundenen weltlichen Ritterorden stieg er bis zur Würde eines Kapitulars und Deputierten der Großkreuzritter auf.

Als Mitglied der Reichsritterschaft nannte sich Friedrich „Freiherr“, wie es seit 100 Jahren die sogenannten Reichskavaliere zu tun pflegten, um dadurch ihre Sonderstellung zu betonen. Vom Kaiser und den Fürsten wurde diese Namensführung anerkannt, und König Ludwig bestätigte 1773 den Mitgliedern der unterelsässischen Ritterschaft ihr althergebrachtes Recht, sich Baron zu nennen.

Selten versäumte er, sich in seinen pompösen Unterschriften als Herr zu Rust, Bischheim, Obenheim, Allmannsweier, Wittenweier und Wibolzheim zu bezeichnen, von denen das letztere bei Eschau im Kreise Erstein lag und der Familie von 1420 bis zur Revolution gehörte. Dann wurde die Burg völlig abgerissen, so daß heute



Abb. 2 Im Alter von 50 Jahren hochgeehrt als Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften.
(Foto: Privat)

keine Spur mehr erhalten ist. In Allmannsweier erinnert noch jetzt ein Stein über dem Portal der 1783 renovierten evangelischen Kirche an ihn, auf dem die Wappen der vier Ortsherrschaften Berkheim, Böcklin, Frankenstein und Waldner v. Freundstein angebracht sind. Gern fügte er all seinen Titeln noch die Bezeichnung „Mitherr des Amtes Kehl und der Baronie Fleckenstein“ hinzu. Kehl gehörte in der Tat zu den Böcklinschen Herrschaften, aber die Fleckensteinsche Prätention war reiner Ausdruck seiner Eitelkeit. Der Anspruch beruhte darauf, daß Caroline Roeders Großmutter mütterlicherseits die letzte des Dynastengeschlechts der Freiherrn von Fleckenstein gewesen war. Dadurch, so folgerte Friedrich, sei ein Anteil an der Baronie auch an die Böcklins gekommen. So gut gefiel ihm diese Idee, daß er sich sogar ein neues Wappen entwerfen ließ, in dem er um das eigene Wappen dasjenige der

Fleckenstein und das Windeck'sche Wappen gruppierte, da im 17. Jahrhundert die Fleckenstein das erloschene Haus der Windeck beerbt hatten.

Allerdings hat Friedrich dieses Produkt seiner Phantasie nie ernstlich als Wappen geführt. Gar zu übel hätten auch diese unbegründeten Ansprüche zu der höchst unerfreulichen Situation gepaßt, in der sich die Böcklinschen Finanzen befanden. In den Jahren, während derer er sich seinen Liebhabereien hingeeben hatte, waren die Schulden beträchtlich gewachsen. Unglücklich geführte Prozesse, eine ungeschickte Hand in landwirtschaftlichen Belangen, die immer größer werdende Familie, das alles trug dazu bei, die Schulden in wenigen Jahren auf die ungeheure Summe von 80 000 fl ansteigen zu lassen. Ein Arrangement mußte mit den Gläubigern getroffen werden, und in einem Konkursverfahren mußte Friedrich den Großteil seiner Einkünfte abtreten, so daß ihm aus dem Elsaß noch 1500 und aus den Ortenauer Gütern noch 1900 fl verblieben. Da traf es sich gut, daß er in Kehl einige Zeit vorher den Fürsten August-Friedrich von Anhalt-Zerbst kennengelernt hatte, einen höchst originellen, aber reichen Herrn, der neben seinem Teil an Anhalt auch noch die wertvolle oldenburgische Herrschaft Jever besaß. Wegen seiner ganz persönlichen Abneigung gegen den König von Preußen hatte er schon 1758—63 sein Ländchen verlassen; 1764 schied er dann endgültig aus seiner Residenz in Zerbst, um nicht in der Nähe des verhassten Nachbarn leben zu müssen. Er zog zuerst nach Basel, später nach Luxemburg und regierte seine Staaten bloß noch durch Briefe. Als eifriger Anhänger des Kaisers wurde er 1768 Reichs-Feldmarschall-Lieutenant und hielt sich 2000 Mann Truppen, die er nach auswärts verlieh. Seine Stunde schlug, als er die Hinrichtung König Ludwigs XVI. erfuhr; ab da versank er in tiefste Trauer, nahm kaum mehr Nahrung zu sich und starb 6 Wochen später. Das Fürstentum Zerbst fiel an die anderen anhaltinischen Linien, Jever erbt des Verstorbenen Schwester, die Kaiserin Katharina II. von Rußland.

Dieser bemerkenswerte Herr nun nahm Friedrich unter die elf Obristen auf, die seine Truppen kommandierten. Er ernannte ihn nämlich 1781 zum Oberst der Infanterie beim 7. Bataillon, das in Holland Dienst tun sollte. Das Gehalt war auf 1140 Taler festgesetzt. Das nächste Jahr scheint sich Friedrich denn auch tatsächlich bei seinen Truppen in Amsterdam aufgehalten zu haben. Aber bald darauf wurde er vom Fürsten als anhaltinischer Gesandter nach Wien geschickt, wo er fast ein Jahr blieb. Im Dienste seines Herrn ist er auch in den folgenden Jahren viel auf Reisen gewesen, und das Gehalt war so reichlich bemessen, daß er gut davon leben konnte. Nach Friedrich-Augusts Tod erklärte ihm allerdings die neue anhaltinische Verwaltung, „Serenissimorum nostrorum hochfürstliche Durchlauchten“ sähen sich gezwungen, inskünftig auf seine Dienste zu verzichten, da die Truppen aufgelöst würden, doch übernahm ihn die russische Regierung in Jever als Kommandeur über ein kaiserliches Bataillon. Am 28. April 1794 wurde er dann auf Befehl von St. Petersburg endgültig pensioniert; er erhielt aber das Recht, sich kaiserlich russischer Oberst zu nennen, die bisherige Uniform zu tragen und bekam ein Drittel der bisherigen Gage als Pension.

So hatte Friedrich auch noch in der größten Not ein Mittel gefunden, seinen standesgemäßen Train wenigstens einigermaßen aufrechtzuerhalten, wenn es auch kaum eine Stellung war, die seinen wirklichen Fähigkeiten entsprochen hätte. Immerhin

aber gab sie ihm die Möglichkeit, der wirklich großen Passion seines Lebens nachzugehen, nämlich der Beschäftigung mit der Musik.

Sein sehr musikalischer Vater hatte schon früh die großen Anlagen seines Sohnes auf diesem Gebiet erkannt und ließ ihm in Straßburg bei guten Meistern Stunden geben. Johann Schobert, der Lehrer Mozarts, unterrichtete ihn im Klavierspiel. Außerdem wurde er im Gesang ausgebildet und lernte Geige, später auch noch Flöte, Klarinette, Viola d'amour und Bratsche spielen. Sein Lieblingsinstrument aber blieb das Klavier, das er nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen mit großer Fertigkeit und wahren Ausdruck handhabte. Bei seinem Aufenthalt in Stuttgart lernte er des Herzogs Kapellmeister Jomelli kennen, dem das dortige Orchester damals Weltruhm verdankte. Bei ihm ging Friedrich in die Lehre, und so beeindruckt war der große Maestro von ihm, daß er sagte: „Ewig schade, daß nicht ein anderer Ihre Talente besitzt, der sich bloß allein mit der Musik abgeben könnte oder müßte.“ Ähnlich haben sich später auch noch andere Kenner ausgesprochen. In Straßburg vervollständigte er dann seine Kenntnisse bei dem damals vielgerühmten Münsterkapellmeister Richter, der ihm den Rat gab, einen Teil seiner Zeit ganz der Tonkunst zu widmen. Schon bald wirkte er in Liebhaberkonzerten mit, wie sie damals sehr häufig im Elsaß und im Breisgau gegeben wurden. In Straßburg und Freiburg sowie auf den Landsitzen des Adels führte man in jener musikfreudigen Zeit Symphonien und sogar ganze Opern mit eigenen Kräften auf. So kam es, daß Friedrichs Bemühungen um die Musik von seinen Standesgenossen sehr begrüßt und gefördert wurden, während man seinen wissenschaftlichen Bemühungen und seinem literarischen Schaffen eher ablehnend gegenüberstand. Das Bücherschreiben hielt man nicht für schicklich, und seine Teilnahme an Akademien und gelehrten Gesellschaften legte man ihm als Hochmut aus oder bezeichnete sie wohl auch einfach als Narretei. Erst als der Freiburger Professor Jacobi den Breisgauer Adel in die neue Literatur einführte und, wie es sein Biograph ausdrückt, den Damen statt des Gebetbuchs den Musenalmanach in die Hand drückte, wurden Friedrichs Bemühungen mehr anerkannt.

Er selbst hat sich immer nur als Liebhaber der Tonkunst bezeichnet, aber durch gründliches Studium und den Umgang mit allen ihm erreichbaren Künstlern und Komponisten entwickelte er sich allmählich zum wahren Kenner. Vor allem den Aufenthalt in Wien hat er in dieser Weise genutzt. Hier war es namentlich Gluck, der ihn beeinflußte und bei dem er viel über musikalische Theorie gelernt hat. Zeitlebens haben die Stunden zu seinen schönsten Erinnerungen gehört, in denen der große Mann ihm aus eigenen Werken am Klavier vorspielte. Dem verehrten Meister, mit dem er auch später fleißig korrespondierte, setzte er nach dessen Tode ein Denkmal im Park zu Rust. Von Wien aus unternahm er auch Reisen nach Böhmen, wo ihn die hohe musikalische Kultur des Volkes ebenso beeindruckte wie die Güte der Orchester, die sich die großen Herren auf ihren Gütern hielten. Selbstverständlich fehlte auch nicht ein Besuch beim Fürsten Esterhazy in Preßburg, dem großen Förderer so vieler musikalischer Talente. Reisen nach Salzburg, Passau und Regensburg brachten gleichfalls viele Anregungen.

Schon 1774 war es zu seinen ersten Versuchen in der „Setzkunst“ gekommen, als er die „Lieder für Mädchen“ herausgab. Ein Jahr darauf wurden die „24 Lieder für Junggesellen“ gedruckt, meist nach Texten bekannter zeitgenössischer Dichter. Es

folgte das Singspiel „Ein Abend im Garten“, zu dem er auch den Text verfaßt hatte, sowie ein weiteres Singspiel, „Das Orakel“, nach einem Text von Gellert, ferner 3 Opern, „Der Amtmann von Kleefeld“, „Der Zauberer“, und „Die Wildddiebe“. Weitere Liedersammlungen folgten unter den Titeln „Lieder und Hymnen zum Lobe Gottes“, „Neue Lieder für Liebhaberinnen des Gesangs und Klaviers“, sowie 1799 die „Lieder verschiedener Dichter“. Daneben ging die Arbeit an verschiedenen Menuetten, Arien, Symphonien und den Singspielen „Hyon und Armand“, sowie „Phädra und Naide“.

Professor Müller-Blattau hat im zweiten Band des Jahrbuchs der Stadt Freiburg 1938 eine Arbeit über Friedrich veröffentlicht unter dem Titel „Ein alemannischer Musikfreund zur Goethezeit“, die ausführlich über sein musikalisches Schaffen handelt. Im rein biographischen Teil sind dem Autor einige Irrtümer und Verwechslungen unterlaufen, aber um so interessanter und aufschlußreicher sind seine Ausführungen über das eigentliche Thema des Aufsatzes. Zu Friedrichs Kompositionen meint er: „Hier kann unser Musikfreund freilich nur als Liebhaber gelten. Die Liedersammlungen, die er drucken ließ, sind gute Hausmusik der Zeit; nicht besser und nicht schlechter als all das Mittelgut, das damals musiziert wurde.“

Von bleibendem Wert dagegen sind seine musikhistorischen Studien, deren Gehalt er 1790 in Form von 20 Briefen an verschiedene Adressaten veröffentlichte. Dem Ganzen gab er den Titel „Beiträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland, nebst freimütigen Anmerkungen über die Kunst“. Gewidmet ist das Werk dem Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, dem „erhabenen Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften und Künste.“ Hier beschreibt er ausführlich all das, was er auf seinen Reisen an musikalischen Aufführungen gesehen und gehört hat und gibt vor allem genauen Bericht über die Bemühungen um die Tonkunst in seiner näheren Umgebung. Von dem großen Genuß, den er so oft in Straßburg hatte, wenn des Kardinals Orchester abends im Freien spielte, oder über die Kirchenmusik in den vorderösterreichischen Klöstern und dem musikalischen Leben in Freiburg, erzählt er in allen Einzelheiten. Als keine kleine Kennerin bezeichnet er dabei die Gräfin Maria Franziska von Kageneck geb. Freiin von Sturmfeder, der wohl der 5. und der 6. Brief gewidmet sind. Im 5. Brief spricht er auch von dem fühlbaren Mangel an einem brauchbaren Künstlerlexikon, was ihm später erheblichen Ärger verursachte. Damals war nämlich bereits Gerbers Lexikon erschienen, in dem freundlich über Friedrichs Werk geurteilt wurde. Wohl als Rache für seine Bemerkung im 5. Brief der Betrachtungen bedachte ihn Gerber dann in der nächsten Auflage mit einer vernichtenden Kritik.

Auch das Studium der Bibel zog Friedrich gern zu seinen musikhistorischen Studien heran. Er legte sich eine Sammlung von über 500 Stellen an, die von der Tonkunst handeln. In einem Bericht über diese Arbeit versichert er dann etwas überraschend, daß zuverlässig König David ein Stümper gewesen sei im Vergleich zum Lieblingsharfenisten der französischen Königin.

Gegen Ende seines Lebens ließ er dann die „Fragmente zur Höheren Musik für ästhetische Tonliebhaber“ erscheinen, die sein musikalisches Testament bildeten. Hier zog er Bilanz über sein Schaffen, und er spricht wohl von sich selbst, wenn er schreibt, es dürfe die Musik nie Hauptobjekt für den Kenner werden, sondern sie

müsse für ihn ihre eigentliche Bestimmung erfüllen, nämlich die der Erholung. Voll Bewunderung nennt er hier auch den Mann, der wirklich als Dilettant im wahrsten Sinne des Wortes auch in einem von Kampf und Politik erfüllten Leben noch Zeit für seine Flöte hatte: Friedrich den Großen.

Die Tragödie in seinem Leben wird hier offenbar: Infolge seiner unüberlegten Heirat war ihm eine normale Laufbahn nicht mehr möglich, die sonst dem klugen und gebildeten Mann sicher gewesen wäre. Bei seiner Stellung aber konnte er sich auch nicht ganz den musischen Seiten des Lebens zuwenden, und schließlich war es ihm auch nicht beschieden, wie der preußische König ein wahrhaft ausgefülltes Leben durch die Freuden eines Dilettanten zu bereichern. Als es um 1781 so schien, als könnte er hinfort ein Leben führen, in dem sich die Stellung eines anhaltinischen Obristen mit einer fruchtbaren literarischen Tätigkeit und musikalisch hochstehendem Liebhabertum angenehm verbinden ließen, da kam der neue Bruch in seinem Leben. Es kam der Prozeß gegen den Knopfmacher.

Die Geschichte vom Knopfmacher

Bald nach Friedrichs Hochzeit war Friedrich Ferdinand Joham v. Mundolsheim am 2. Oktober 1765 gestorben und zwar anscheinend unter Hinterlassung erheblicher Schulden. Jedenfalls haben sich noch Jahre später seine Gläubiger an Charlotte Böcklin gewandt, in der allerdings ganz vergeblichen Hoffnung, sie würde vielleicht die Schulden ihres Freundes bezahlen. Der Besitz in Mundolsheim ging nun an eine andere Linie über, und so mußte sich Charlotte eine neue Wohnung suchen. Sie entschloß sich, nach Obenheim zu ziehen, wo sie im Böcklinschen Haus zusammen mit ihrer Schwägerin lebte. Diese, Friederike Charlotte, war die einzige überlebende Schwester Franz Jacob Christians und Witwe des Freiherrn Ludwig Reich v. Platz, der kurz vorher als Kommandant eines Straßburger Forts gestorben war. Außerdem hatte sie noch ihren alten Hausgenossen, den Major Steinmetz, mitgebracht, der sich weigerte, sie ohne gehörige Pension zu verlassen. Für welche wertvollen Dienste dieser Dunkelmann eine Rente beanspruchen konnte, ist nie bekannt geworden. Immerhin freute sich Charlotte, als sie 1767 ihrem Sohn mitteilen konnte, der Herr Major habe sich gegen eine Pension von 400 Livres zum Abzug bereit erklärt. Diese bat sie nun ihren Sohn, inskünftig zu bezahlen. Außerdem vermeldete sie: „Ich glaube, daß es das beste vor mich wäre, wenn an eine andere Ehe gedächte. Und wie kann ich daran gedenken, ohne vorher von Dir gründliche Beweise Deiner gegen mich hegenden Liebe zu haben. Werde ich den Schritt zu einer anderen Ehe tun, so versichere ich Dich, daß es eine solche Person sein wird, die mir Ehre macht. Da man aber insgemein bei solchen Geschäften auch nach Einkünften fragt, so gehet mein Ersuchen an Dich, mir lebenslänglich 3000 Livres zu verschreiben.“

Solche Briefe hat Friedrich damals in größerer Zahl erhalten, alle unterschrieben „avec la tendresse maternelle, mon cher fils, votre fidèle mère Boecklin de Boecklinsau née de Dungen.“ In einem seiner Aide-Memoires verzeichnet er, daß seine Mutter sich damals dauernd habe verheiraten wollen, und zwar habe sie nach den verschiedensten Männern Ausschau gehalten, obwohl sie damals keineswegs mehr jung oder auch nur gesund gewesen sei.

Es ist nicht bekannt, wann Friedrich aus der Korrespondenz mit ihr erfahren hat, daß auch noch Verpflichtungen ganz anderer Art ihn erwarteten. Andeutungen Charlottes und seine eigenen, schleunigst angestellten Ermittlungen ergaben, daß seine Mutter nicht weniger als drei uneheliche Kinder in die Welt gesetzt hatte, deren Vater ihr Freund Joham v. Mundolsheim gewesen ist. Eine früh verstorbene Tochter war in der Nähe von Diersburg geboren, ein Sohn namens Franz Josef kam am 25. April 1756 in Niederkutzenhausen bei Straßburg zur Welt, und ein drittes Kind, Karl Ludwig, wurde 1758 oder 59 in Werth, ebenfalls im unteren Elsaß, geboren. Die diskrete Unterbringung dieser unehelichen Nachkommenschaft verursachte natürlich erhebliche Mühe, doch fand man in Gestalt der Hebamme von Langensulzbach, Frau Haller, eine gute Pflegemutter. Der kleine Charles-Louis scheint ein schwächliches Kind gewesen zu sein, dessen baldigen Tod man erwartete. „Beruft Gott ihn zu sich, so kann ihm ja nichts besseres widerfahren“, schrieb Vater Mundolsheim der Madame Haller.

Von diesen „Geschwistern“ hätte Friedrich wohl nicht so bald erfahren, wäre nicht seine Mutter nach dem Tod ihres Freundes in Geldverlegenheiten geraten. Infolgedessen war sie das Kostgeld für ihre Söhne schuldig geblieben, und Frau Haller drohte mit einer Klage. „Diese Leute glauben, jetzt im Trüben fischen und mir das Messer an die Kehle setzen zu können“, schrieb Charlotte in richtiger Erkenntnis der Lage ihrem Anwalt und fuhr kaltblütig fort, es müsse nun eben ihr Sohn einspringen, „denn er riskiert ja alles und muß sich also jede erdenkliche Mühe geben, einen Ausweg zu finden.“ Mit Friedrichs Hilfe wurden die beiden Söhne 1767 in das Waisenhaus St. Joseph in Straßburg gebracht, und hier ist Louis Charles auch kurz danach gestorben. Den überlebenden Franz Josef nahm nun 1771 Meister Anton Rimbart in Straßburg als Lehrjungen an, um ihm das ehrbare Handwerk eines Knopfmachers beizubringen. In dem Vertrag mit Rimbart trat er zum ersten Mal unter dem Namen Balaine auf, unter dem er später so bekannt werden sollte. In der Familie Böcklin ist er stets der Knopfmacher genannt worden.

Fünf Jahre blieb Franz Josef in der Lehre, dann erschien es seiner Mutter besser, ihn zu entfernen. Man wollte ihn nach Amerika schicken, und Boston soll das Endziel gewesen sein. Wie weit Friedrich bei dieser Abschiebung seines Halbbruders beteiligt war, ist nicht klar. Jedenfalls begab sich Franz Josef auf die Reise, um in Holland ein Schiff zu nehmen. In Amsterdam erwartete ihn Geld für die Überfahrt bei dem Bankier Guaita, aber in diesem Moment begannen die Dinge plötzlich eine andere Wendung zu nehmen.

Es geht aus den Prozeßakten nicht hervor, und es scheint auch Friedrich nicht bekannt gewesen zu sein, wer damals in Amsterdam dem jungen Franz Josef den Rat gegeben hat, statt nach Amerika zu verschwinden in Paris Bundesgenossen für einen Prozeß gegen seine Familie zu suchen. Tatsache ist, daß zum Schrecken aller Eingeweihten Franz Josef plötzlich in Paris auftauchte. Von hier aus tat er den ersten, noch relativ ungefährlichen Schritt, indem er 1776 ein Bittgesuch an den königlichen Kriegsminister, den Grafen St. Germain, einreichte. Darin erklärte er, der uneheliche Sohn des Franz August v. Joham und der Frau v. Böcklin zu sein. Bis zu seinem Tode habe sein Vater für ihn gesorgt, jetzt aber versuche ihn seine Mutter aus dem Vaterland zu entfernen. Zwar habe man ihm gesagt, er könne Ansprüche auf die Böcklin-

sche Erbschaft erheben, aber sein zartes Gewissen erlaube ihm einen solchen Schritt nicht. Er bitte vielmehr lediglich, man möge den Erben seines Vaters, den Baron Joham, auffordern, ihm diese Erbschaft abzutreten.

Der Schock für Friedrich und seine Familie muß ungeheuer gewesen sein. Kaum hatte man geglaubt, endlich die Spuren des liederlichen Lebens der Mutter aus der Welt geschafft zu haben, da meldete sich die dunkle Vergangenheit vernehmlich zu Wort. Zwar war der erste Schritt noch vergleichsweise harmlos. Die wirkliche Gefahr stand dann zu erwarten, wenn die Gegenseite sich darauf berief, daß in Frankreich die Scheidung der Eltern nicht anerkannt sei, so daß Franz Josef also als legitimer Sohn des Franz Jacob Christian und seiner Frau anzusehen sei. Damit wäre er vollberechtigter Erbe und konnte die Herausgabe seines Teiles fordern.

Der Minister selbst lehnte es ab, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen, schickte aber die Akten an die Regierungsbehörden in Colmar. Diese forderten nun das Direktorium der unterelsässischen Ritterschaft auf, sich zu äußern, und so wurde zunächst die Familie Joham um Auskunft gefragt. Die Vettern Joham weigerten sich selbstverständlich restlos, irgend etwas mit der Sache zu tun zu haben. Sie wiesen einmal darauf hin, daß der fragliche Vetter keineswegs Franz August geheißen habe, und außerdem hätten sie nur die Lehensanteile geerbt, da sie auf das freie Vermögen zu Gunsten der Gläubiger verzichtet hätten.

Kaum hatte das Direktorium dieses Resultat seiner Recherchen nach Paris gemeldet, da wurde es von neuem mit der Sache befaßt. Franz Josef nämlich erschien am 9. Juli 1777 mit der Bitte, seine Mutter und seinen Bruder vorzuladen und ihn danach für legitim zu erklären. Damit hatte er also offiziell seinen Erbanspruch angemeldet. Bereits am 18. Juli fand die Verhandlung statt, die Freiherrn von Wangen, Landsberg, Reinach und Schauenburg fungierten dabei als Richter. Charlotte erklärte auf Befragen, nur einen einzigen Sohn aus ihrer Ehe gehabt zu haben, und Friedrich bestätigte diese Aussage. Franz Josef wurde daraufhin aufgefordert, seinen Taufschein vorzuzeigen. Er produzierte daraufhin ein Dokument aus dem Jahre 1776, das Joham als Vater und Frau v. Böcklin als Mutter angab. Die Gegenseite aber hatte vorgesorgt, und so konnten Charlotte und Friedrich einen Taufschein vorweisen, der aus dem Jahre 1760 stammte. Hierin waren Franz August Rodenack und Maria Theresia Lindenburg als Eltern bezeichnet. Daraufhin wies das Ritterschaftsdirektorium den Antragsteller ab.

Dies war gleichzeitig auch das letzte Auftreten Charlottes, das von unerhörter Peinlichkeit für sie und ihre Familie gewesen sein muß. Am 2. April 1778 ist sie in Diersburg gestorben, wohin sie seit einiger Zeit zu ihrer Schwester, der Freifrau Friederike Roeder von Diersburg, gezogen war. Als man in dem kleinen Haus, in dem sie gelebt hatte, ein Inventar aufstellte, zeigte sich alsbald, daß kein großer Nachlaß zur Verteilung stand. Kleider waren auffallend wenige vorhanden, dafür eine Menge von Nachtgewändern aller Art. An Schmuck war lediglich eine goldene Uhr da, ferner 6 silberne Löffel und 5 silberne Gabeln, eine davon zerbrochen, wie der Notar mit Genauigkeit verzeichnete. Dafür aber fand sich ein Schuldschein der Verstorbenen, in dem sie bekannte, ihrer Schwester aus einer früheren Erbschaft noch Geld schuldig zu sein; außerdem habe sie ihr seit längerem für Kost und Logis nicht gezahlt. So kam man denn überein, die ganzen Habseligkeiten der Schwester auszufolgen. Auf

dem Friedhof in Diersburg liegt die Ahnfrau begraben, für die keiner ihrer Nachkommen je ein freundliches Wort hat finden können.

Inzwischen aber gab Franz Josef seine Sache keineswegs verloren. Nachdem der erste Vorstoß mißlungen war, klagte er nunmehr vor dem Kriminalgericht wegen Unterschlebung der Person und Fälschung des Taufscheins. Hierzu führte er aus, die Frau v. Böcklin sei in hochschwangerem Zustand im April 1756 nach Niederkutzenhausen gekommen, und zwar mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht. Einige Tage habe sie daselbst in dem Hause eines gewissen Ravache gewohnt und sei dann am 25. des gleichen Monats mit einem Knaben niedergekommen. Dieser Knabe sei er selbst, und er sei dann 9 Jahre bei der Hebamme des Dorfes geblieben, während seine Mutter alle Kosten für ihn gezahlt habe. Bis zu seiner Übersiedlung nach Straßburg habe er keinen Familiennamen gehabt, erst bei dieser Gelegenheit sei ihm der Name Balaine — bisweilen übrigens auch Balayne geschrieben — beigelegt worden. Seit 1765, so behauptet er, habe auch sein Bruder von seiner Existenz gewußt und sich an den Kosten beteiligt.

Die Prüfung all dieser Behauptungen nahm einige Zeit in Anspruch, die Friedrich natürlich benutzte, um Helfer für seine Sache zu finden. So wandte er sich an seine sämtlichen Lehensherren, namentlich den Kardinal Rohan, und auch an den ihm befreundeten und verwandten Freiherrn Waldner v. Freundstein, Präsidenten der Ortenauer Ritterschaft. Dieser ließ auf seine Bitten denn auch das günstige Urteil des elsässischen Direktoriums abschriftlich sämtlichen Mitgliedern zugehen. Im Januar 1780 kam es in Colmar vor dem Conseil Souverain zur Verhandlung. Die Richter fanden sich dabei vor drei verschiedenen Taufscheinen: der erste, auf den sich der Kläger stützte, war auf die Namen Joham und Frau v. Böcklin ausgestellt. Das zweite, von Friedrich produzierte Dokument, nannte Franz August Rodenack und Maria Theresia Lindenburg als Eltern. Und schlie wurde das Taufregister selbst vorgelegt, in dem ebenfalls Rodenack und Maria Theresia Lindenburg als Eltern bezeichnet wurden, doch hatte hier der Ortsgeistliche handschriftlich darunter vormerkt, die Eltern hießen in Wirklichkeit M. de Joham und Mme. de Boeckel. Der Kläger behauptete nun, auf Anstiften der Gegenseite seien im Register die falschen Namen eingetragen worden, die der Pfarrer dann nach seinem besseren Wissen korrigiert habe. Friedrichs Anwälte hingegen erklärten, der Eintrag des Geistlichen sei gesetzlich ganz unzulässig und außerdem viele Jahre später erst auf Bitten des Klägers erfolgt. Sie konnten sich bei dieser Argumentation darauf stützen, daß der von ihnen vorgelegte Taufschein 1760 ausgestellt sei und nur die Namen Rodenack und Lindenburg aufweise, während der ganz neue Taufschein des Klägers andere Namen nenne, weil erst in den letzten Jahren die illegale Korrektur vorgenommen worden sei. Dieser Beweisführung schloß sich auch das Gericht an und erklärte, man habe sich an das Taufregister und die ursprüngliche Eintragung zu halten. Selbst bei dem vom Kläger eingereichten Taufschein sei die Bezeichnung „Dame de Boeckel“ nicht eindeutig, da der Vorname nicht angegeben sei. Das Gericht schloß mit der Feststellung, es sei keinerlei Beweis dafür vorhanden, daß Friedrich und Franz Josef Brüder seien und erteilte außerdem dem Pfarrer einen Verweis wegen inkorrektur Führung seiner Bücher.

Gegen dieses Urteil legte nun Franz Josef sofort Berufung ein, der auch stattgegeben wurde, und 1781 wurde in einer neuen Verhandlung vor dem Kassationsgericht

das Urteil für nichtig erklärt. Dagegen interpellierte seinerseits Friedrich und erreichte, daß am 24. Februar 1783 der Conseil d'Etat in Versailles die Kassation aufhob und in letzter und höchster Instanz das erste Urteil bestätigte.

Damit hatte Friedrich auch die zweite Runde gewonnen, aber der Preis dafür war sehr hoch gewesen. Nicht nur waren über 7000 fl an Prozeßkosten entstanden, auch der gute Name der Familie war in Verruf geraten, denn natürlich beschäftigte sich ganz Frankreich und alle interessierten Kreise in Deutschland mit dieser Skandalgeschichte, die sich allmählich zur Cause Celèbre auswuchs. Die Gegenseite hatte natürlich nicht versäumt, Friedrich als einen hartherzigen und entmenschten Bruder darzustellen, der dem eigenen Blutsverwandten das legitime Erbe, ja sogar seinen Namen vorenthalten wolle. Rührselige Geschichten wurden in Umlauf gesetzt und, was noch schlimmer war, die ganze königsfeindliche Partei begann, sich der Angelegenheit als eines willkommenen Propagandamaterials zu bemächtigen. Alle jene Kreise, die den Prozeß Rohan als Mittel benutzt hatten, gegen die Königin und damit gegen die Monarchie selbst zu hetzen, ergriffen nun mit Eifer die Gelegenheit, um die schwärzesten Bilder von einer heruntergekommenen und moralisch verderbten Aristokratie zu entwerfen. Der Herzog von Orléans, der spätere Philippe Égalité, stellte sich offiziell an die Spitze der Anhänger Franz Josefs.

Das Urteil des Jahres 1780 sollte nur eine kurze Ruhepause bedeuten. Schon bald erfuhr Friedrich, daß die Gegenpartei versuchte, den Prozeß neu aufzurollen, und zwar diesmal von einer anderen Seite her. Franz Josef sammelte zunächst Zeugen, die beweisen sollten, daß Charlotte Böcklin 1756 schwanger gewesen sei und in Niederkutzenhausen ein Kind zur Welt gebracht habe. Dann versuchte er, auch Zeugen dafür auszugraben, daß Franz Jacob Christian seine Frau selbst nach der Scheidung häufig besucht habe. Zu eben dieser Zeit erschien ein ganz besonders übles Pamphlet, das sich „Lettres d'un Militaire à son ami sur l'affaire de Boeckel“ nannte. Es war offenbar von einem sehr geschickten Literaten geschrieben, der kein Mittel scheute, um mit Verleumdung und übelster Nachrede die legitime Abkunft Franz Josefs darzutun. „Quelques années de mariage dégouteraient-elles un baron allemand de sa femme? Non, jamais, ou rarement, ça se voit en Allemagne ou en Alsace!“ Da die Schrift anonym und ohne Angabe des Druckorts erschienen war, konnte Friedrich mit Erfolg einen Antrag auf Einziehung stellen, aber der Schaden war schon geschehen. Zur gleichen Zeit meldete sich eine alte Dienerin seiner Eltern bei ihm und berichtete, Leute seien bei ihr gewesen, die von ihr bestätigt bekommen wollten, es hätten sich Charlotte und ihr Mann auch nach der Scheidung oft in Straßburg besucht. Sie aber habe das Gegenteil beschworen. Bei dieser Gelegenheit erscheinen in den Akten auch einige Namen aus der Schar der Anhänger Franz Josefs, und zwar waren seine eifrigsten Freunde in Straßburg ein Bankier Schmidt und der Sohn des Knopfmachermeisters Rimbart. Zwar konnte Franz Josef, vor allem mit Hilfe des Freiherrn von Ichtratzheim, nachweisen, daß seine Mutter tatsächlich zu dem fraglichen Zeitpunkt ein Kind in Niederkutzenhausen zur Welt gebracht habe, doch mißlang ihm der Beweis für eine legitime Abstammung von Franz Jacob Christian. Um diese Zeit nun wechselte er seinen Anwalt und übergab die Sache dem Advokaten Bernhard Albert aus Colmar, einem glänzenden Redner und eifrigen Demokraten. Dieser riet ihm einen anderen, viel einfacheren Weg: er schlug ihm nämlich vor, einen neuen Prozeß

anzustrengen, einfach auf Grund der Tatsache, daß er der Sohn seiner Mutter sei. Da in Frankreich die Scheidung der Eltern nicht anerkannt wurde, war Franz Josef damit bereits das legitime Kind des Ehepaares Böcklin, denn: *Pater est quem nuptiae demonstrant*.

So wurde denn auch vorgegangen. Der Gerichtshof zu Colmar, teilweise noch mit den gleichen Mitgliedern besetzt wie bei der letzten Verhandlung, wurde erneut bemüht und fällte am 4. November 1787 ein Urteil zu Franz Josefs Gunsten. Es erkannte damit ausdrücklich Franz Josef Balayne als legitimen Sohn Franz Jacob Christians an. Friedrich legte sofort Berufung ein, aber am 14. Dezember 1787 bestätigte der Conseil Souverain d'Alsace das Urteil. Während Friedrich noch mit allen Mitteln versuchte, eine Kassation beim Appellationsgericht zu erreichen, überstürzten sich die politischen Ereignisse. Die Nationalversammlung trat in Paris zusammen, und in einer fieberhaft erregten Nachtsitzung wurden am 4. August 1789 alle Vorrechte des Adels und damit auch die Lehensbestimmungen aufgehoben. Damit war für Friedrich der Schutz der Lehensherren weggefallen, dessen er bisher immer hatte sicher sein können. Trotz dieser für ihn niederschmetternden Ereignisse legte Friedrich Berufung ein, aber er wurde abgewiesen. Am 30. Dezember 1789 bestätigte auch das Appellationsgericht das Colmarer Urteil.

Nun ging Franz Josef zum Angriff über. Er forderte vor Gericht von seinem Bruder den ihm gebührenden Anteil am Erbe des Vaters. Am 15. Februar 1790 kam es zu einer dramatischen Sitzung in Colmar, in der der Advokat Albert alle Register seiner oratorischen Begabung spielen ließ. Die Zeitungen mit den Berichten darüber sind noch erhalten und bringen seitenweise die Blüten der Albert'schen Beredsamkeit: „Kehren Sie“, so rief er Friedrich zu, „zu Ihrem Bruder zurück, der Sie nicht haßt, der nur mit Freude darauf wartet, die Bande des Blutes wieder zu knüpfen. Er wird Ihnen sein ganzes Herz öffnen und Ihnen beweisen, daß die Schule des Leidens auch die des Vergessens ist.“ Das Hohe Gericht, das ja bereits in der überhitzten Atmosphäre der beginnenden Revolution tagte, schloß sich diesen schönen Argumenten an. Friedrich wurde verurteilt, die Hälfte aller elsässischen Güter und früheren Lehen an Franz Josef abzutreten. In letzter Verzweiflung appellierte Friedrich auf diese vernichtende Sentenz hin an den Conseil d'Etat, aber dieser verwarf die Berufung am 22. September 1790 und präziserte gleichzeitig, Friedrich habe die eine Hälfte der elsässischen Besitzungen sofort endgültig abzutreten, die andere Hälfte aber ebenfalls Franz Josef so lange zur Verfügung zu stellen, bis eine Einigung über die rechtsrheinischen Güter erfolgt sei. Das bedeutete praktisch, daß die Familie Böcklin durch diesen unseligen Prozeß mit einem Schlag ihre gesamten wertvollen und seit Jahrhunderten ihnen gehörenden Besitzungen an diesen Halbbruder verlor.

Der Schlag muß unvorstellbar hart gewesen sein, nicht nur in finanzieller Beziehung, in der er ja einen totalen Ruin darstellte. Auch menschlich fühlte sich Friedrich in seinen sämtlichen Anschauungen von Recht und Gesetz tödlich getroffen, und er hat dieses Unglück nie verwunden. Seit dieser Zeit war er ein Anderer, und seine letzten 20 Jahre blieben überschattet von den Folgen dieses Unglücks.

Er hat das Urteil nie anerkannt, und auf der rechten Rheinseite erlangte es selbstverständlich keine Rechtsgültigkeit. Auch weigerte er sich, irgendwelche Urkunden oder Besitztitel herauszugeben, die sich auf die elsässischen Güter bezogen und ver-

suchte immer wieder, die linksrheinischen Besitzungen zurückzubekommen. Der erste Versuch ging dahin zu erreichen, daß der neue Eigentümer die an den elsässischen Herrschaften hängenden Schulden übernehmen müsse. Das blieb aber ebenso vergeblich wie der 1802 unternommene Versuch, wenigstens die 1762 von den drei Tanten geerbten Güter herauszubekommen.

Franz Josef seinerseits war nun plötzlich ein sehr wohlhabender Mann geworden. Als erstes heiratete er, und zwar die Tochter seines Anwalts, Maria Anna Albert. Vater Albert war mittlerweile Deputierter des Oberrheinkreises geworden, sein Bruder wurde der erste konstitutionelle Generalvikar von Colmar. Der Schwiegervater erwarb bei der Versteigerung der sog. Nationalgüter das ehemalige Kloster Weinbach bei Kienzheim und verkaufte es 1794 an Franz Josef. So ganz wohl scheint es dem neugebackenen Baron inmitten seiner revolutionären Schwiegerfamilie nicht gewesen zu sein. Als am 5. Dezember 1791 sein erster Sohn geboren wurde, hatte man zwar die Tochter des gefürchteten Öffentlichen Anklägers von Colmar als Patin gebeten, er selbst aber unterschrieb den Taufakt ganz reaktionär als François Joseph Baron Boeckel de Boecklinsau. Die eifrigen Republikaner aber versäumten nicht, diese schöne Signatur in ein schlichtes Franz Boeckel zu korrigieren.

Franz Josef lebte nun als Grundbesitzer in Weinbach, und eine Weile wohnte auch der Bruder seines Schwiegervaters, der Generalvikar, bei ihm. Dieser aber hatte mittlerweile sein geistliches Gewand ausgezogen und nannte sich Albert Sans-Culotte. Als solcher ist er auch in die Lokalgeschichte eingegangen. Aber mit dem schnellen Wandel der politischen Umstände geriet diese revolutionäre Zeit rasch in Vergessenheit. Als Franz Josef unter Kaiser Napoléon Maire von Weinbach geworden war, ließ er in aller Stille die republikanische verbesserte Unterschrift unter die Taufurkunde von 1791 wieder berichtigen.

Friedrich natürlich vergaß die Vergangenheit nie und hat sich immer geweigert, seinen Halbbruder zu sehen. Er erkannte weder dessen Titelführung an noch nannte er ihn je mit seinem Namen. Für ihn blieb er stets „jener Mann“, die Verkörperung des ganzen Unheils, das über ihn hereingebrochen war. Dagegen nahm seine Schwiegertochter Wilhelmine Freiin v. Rathsamhausen Verbindung mit Weinbach auf, und Friedrichs Tochter Caroline hat sogar dort verkehrt. Durch sie bahnte auch Friedrichs Sohn und Nachfolger, der General Friedrich Wilhelm Böcklin, viele Jahre später eine Verbindung an, immer noch in der Hoffnung, am Ausgang des Prozesses etwas ändern zu können. Wie sein Vater glaubte er, man könne vielleicht die Herausgabe der von den Tanten geerbten Güter erzwingen, und so schrieb er 1817 an seinen Onkel einen Brief, adressiert an M. de Boeckel, Propriétaire à Weinbach. „Hochwohlgeborener und hochgeehrtester Herr“ nannte er ihn und schlug ihm vor, sich zu einer Aussprache über dieses Thema in Rust oder Weinbach zu treffen. Die Antwort auf französisch, „de ma campagne de Weinbach“, traf schon nach wenigen Tagen ein. Franz Josef teilte darin höflichst mit, daß er gern mit einem Treffen einverstanden sei, aber jede Unterhaltung über das bewußte Thema strikt ablehnen müsse. Die Unterschrift lautete: „Votre très obéissant serviteur le Baron Boeckel de Boecklinsau“. Der Ruster Neffe versuchte noch einige Jahre lang die Vorbereitungen für einen neuen Prozeß zu treffen. Aber er gab seine Bemühungen schließlich als hoffnungslos auf, als seine Anwälte ihm rieten, doch nicht das Geld aus dem Fenster zu werfen.

So konnte also Franz Josef ungestört einen friedlichen Lebensabend genießen. Wohl wenige seiner Zeitgenossen wußten noch von seiner stürmischen Vergangenheit, als er mit 88 Jahren am 29. Januar 1844 starb. Auf dem Friedhof in Weinbach liegt er wie die meisten Angehörigen dieses seltsamen Böcklinschen Astes begraben.

Zwei seiner Söhne waren vor ihm gestorben, ein in kinderloser Ehe verheirateter Sohn überlebte ihn. Die einzige Tochter Viktoria vermählte sich mit dem Colmarer Bankier François Bastard; dieses Ehepaar hatte 6 Kinder, von denen Charles-Edouard von Napoleon III. nach dem Aussterben der männlichen Linie die Erlaubnis bekam, sich Bastard de Boecklin zu nennen. Aber auch die Träger dieser erstaunlichen Namenskombination erloschen bald, da die Ehe ohne Kinder blieb. Damals versuchte der Freiherr Emil Böcklin, der mit diesen Vettern befreundet war, für Rust die Herausgabe der Familienpapiere zu erreichen. Die Witwe Bastard de Boecklin aber lehnte ab, da nunmehr ein anderer Verwandter adoptiert werden sollte. Darüber brach der Siebziger Krieg aus, und das erste Haus, das bei der Belagerung von Straßburg in Flammen aufging, war das Böcklinsche mit allen Akten und Dokumenten. 25 Jahre später stellte der Freiherr Louis Böcklin in Straßburg fest, daß die letzten Anverwandten dieses Astes ziemlich verarmt in Straßburg lebten. Die letzten waren wohl zwei alte Damen, Töchter des Appellationsgerichtspräsidenten Charles Rieff und seiner Frau Elisabeth Bastard. Sie haben dann das Bild des Knopfmachers nach Rust geschenkt.

Franz Friedrich Sigismund August und seine Familie

Friedrichs Ehe hatte von vornherein unter keinem glücklichen Stern gestanden, und infolge der verschiedenen Interessen der beiden Gatten hat es wohl kaum je eine Zeit gegeben, in der es zwischen diesen beiden ausgeprägten Charakteren nicht zu dauernden Krisen und Stürmen gekommen wäre. „Im Paradies hätte ich mich geglaubt,“ schrieb Friedrich 1805 an seinen ältesten Sohn, „hätte ich in einer solch glücklichen Verbindung gelebt wie Du. Doch auch hierfür wird mich der Himmel einst entschädigen.“ Nur in den Jahren um 1774 scheint es eine vorübergehende Annäherung der beiden Ehepartner gegeben zu haben. Damals nämlich bekam Caroline die Kinderpocken, was sie und ihre kleinen Kinder fast ins Grab brachte. Friedrichs Schrecken über diese Krankheit war um so größer, als ihm sein Schwiegervater gesagt hatte, Caroline habe die Pocken schon in der Wiege gehabt. Die Kranke ihrerseits hielt ihr Leiden für „eine Zuchtrute Gottes.“

Bald darauf aber kam der große Prozeß gegen den Knopfmacher, von dem Caroline ihrem Mann von Anfang an versicherte, er werde ihn verlieren und damit sie und ihre Kinder an den Bettelstab bringen. Sie scheint in der Tat vorausgesehen zu haben, daß die Geschichte unglücklich enden werde und machte sich die schwersten Sorgen um die Zukunft ihrer zahlreichen Nachkommenschaft. Dabei verfiel sie auf eine höchst originelle Idee, indem sie nämlich öffentlich erklärte, sie werde in einem solchen Falle einfach ihre Kinder dem Lehensherren, dem Kardinal Rohan übergeben, der dann schon für sie sorgen werde. Katholische Freunde hinterbrachten diese Äußerung dem bischöflichen Hof, und bald darauf erschien tatsächlich der Ruster Pfarrer im Auftrag des Kardinals. Er verhiess die Hilfe und wohlwollende Unterstützung des

hohen Herren, wenn die ganze Familie sich entschließe, katholisch zu werden. Caroline, die ursprünglich eher freisinnig gewesen war, dann aber eine gläubige Protestantin geworden sein soll, war durchaus willens, den Schritt zu tun. Da Friedrich aber zögerte, so gab es von neuem heftigen Zank, und der geplagte Ehemann schrieb: „Sie hieß mich einen eigensinnigen Narren und machte mir das Leben so schwer, daß ich gewiß davon gelaufen wäre, hätte ich keine Kinder gehabt.“

Der Kardinal Louis de Rohan, Großalmosenier von Frankreich und Bischof von Straßburg, ist in die Weltgeschichte eingegangen als der traurige Held der Halsbandaffäre. La belle Eminence gilt als das Urbild eines Prälaten des 18. Jahrhunderts, der den Zweck seines Lebens nur in einer Laufbahn bei Hofe sah und dessen sittliche Qualitäten seiner hohen Stellung in keiner Weise entsprachen. Im Elsaß dagegen und im rechtsrheinischen Teil seiner Diözese erinnert man sich seiner als eines gütigen und milden Landesherrn. Seine mutige Haltung gegenüber der Revolution und die würdige Fassung, in der der einst so prachtliebende und verwöhnte Kirchenfürst die Jahre seines Exils in Ettenheim ertragen hat, lassen die Anhänglichkeit seiner früheren Vasallen verstehen, die ihm treu blieben, auch als all der frühere Glanz des Rohan-Palais zu Straßburg und der Residenz in Zabern verblaßt war. An diesen umstrittenen Prälaten nun wandte sich Friedrich mit einer Eingabe, nachdem er sich nach langen Kämpfen doch entschlossen hatte zu konvertieren. Er sei, so schreibt er, nach langem Studium der theologischen Literatur zur Erkenntnis gekommen, daß die katholische Religion, der Glaube seiner Vorväter, die wahre sei. Er bäte daher, mit seinen 8 Kindern zum Übertritt zugelassen zu werden und hoffe, daß auch seine Frau diesem Schritt folgen werde. Man würde leichter an eine von äußeren Umständen unbeeinflusste Bekehrung glauben, wenn Friedrich nicht hinzugefügt hätte, er erlaube sich bei dieser Gelegenheit der Eminenz die Umstände vorzutragen, wie er so plötzlich aus seinem friedlichen Dasein durch einen gewissen Balayne herausgerissen worden sei. Und so schilderte er dann dem Kardinal genau den bisherigen Prozeßverlauf und bat um seine Unterstützung.

Am 18. September 1781 wurden Friedrich, seine Frau und die 7 jüngeren Kinder in der Kapelle des bischöflichen Seminars von Straßburg in die katholische Kirche aufgenommen. Nur Friedrich-Wilhelm, der Älteste, blieb evangelisch. Inwiefern dieser Übertritt religiöse Motive hatte oder aber wie weit dabei rein materielle, aus dem Knopfmacherprozeß resultierende Gründe mitspielten, kann die Nachwelt kaum entscheiden. Daß Friedrich eine religiös tief angelegte Natur war, steht außer Zweifel. Ein kleines Beispiel dafür ist etwa seine Sammlung von Bibelsprüchen, die sich auf den Tod und das ewige Leben bezogen. Mit dieser Lektüre zog er sich jeden letzten Tag im Monat zurück, um darüber zu meditieren, als wäre es sein Todestag. In all seinen Schriften und Notizen zeigt sich immer wieder seine große Gottgläubigkeit und sein starkes Gottvertrauen. Vermutlich war er ein Mensch, dem die christliche Moral und Lebensart an sich das einzig wichtige erschien, ohne daß er den einzelnen Konfessionen übergroße Bedeutung zugemessen hätte. Dies entspricht durchaus dem aufgeklärten Sinn seiner Zeit, und dafür spricht auch, daß er später Mitglied der Freimaurerloge „Am Morgen zu Freiburg“ wurde.

Auf alle Fälle hat der Gedanke an den bevorstehenden Übertritt zur katholischen Kirche das Ehepaar nicht abgehalten, noch vorher die letzte Konsequenz aus ihrer

mißglückten Ehe zu ziehen: Am 20. Februar 1781 ließen sich die beiden scheiden. Hatte der große Prozeß den Anlaß gegeben, die alten Streitigkeiten wieder heftig aufleben zu lassen, so war seit 1778 noch ein neuer Grund in Form einer recht unerfreulichen Persönlichkeit dazu gekommen, die Caroline das Leben an der Seite ihres Mannes unmöglich erscheinen ließ: Anna Maria Herr, die Tochter des Ruster Jägers und Revierförsters Josef Herr und der Veronika Mogg. Caroline glaubte, berechtigten Anlaß zu Eifersucht zu haben, und die Szenen häuften sich. Da Caroline ihrer Meinung stets recht offen Ausdruck zu geben pflegte, auch in Gegenwart von Kindern und Dienstboten, antwortete sie einmal auf die Frage ihres Söhnchens Wilhelm, ob der gerade abwesende Vater wohl im Himmel sei: „Wenn er es nur schon wäre!“ So kamen natürlich aus dem Dorf allerlei Zwischenträger und Klatschbasen, die ihren Verdacht immer mehr verstärkten. 1780 kündigte sie ihrem Mann jegliche Gemeinschaft auf und erklärte, in ein Kloster gehen zu wollen, sobald ein zu erwartendes Kind zur Welt gekommen sei. Friedrich hingegen leugnete, jemals mit dem „Jägermädel“ ein Verhältnis gehabt zu haben und meinte, wenn er dies gewollt habe, so hätte er es vor 10 Jahren getan, als sie noch jung und leidlich hübsch gewesen sei. Die Atmosphäre muß schließlich unerträglich gewesen sein, und als das erwartete zwölfte Kind tot zur Welt kam, wurde die Scheidung von Tisch und Bett beschlossen.

Aber auch nachher kam es wiederholt zu neuen Streitigkeiten zwischen den früheren Ehegatten. Im Separationsvertrag hatte Friedrich seiner Frau Rust als Wohnsitz abgetreten, während er selbst nach Straßburg zog. Caroline blieb jedoch nur wenige Jahre auf dem Lande, 1784 siedelte sie nach Straßburg über, was sie mit den besseren Erziehungsmöglichkeiten für ihre Kinder begründete. Ihrem Mann aber untersagte sie, das Schloß zu betreten und übergab dem Ruster Pfarrer die Schlüssel zu treuen Händen. Da nun Friedrich im Auftrag des Fürsten von Anhalt im Dorf einen Werbeplatz für dessen Truppen errichtet hatte und seine Anwesenheit also dort erforderlich war, beschloß er, in das Jägerhaus zu ziehen. Erst als gemeinsame Freunde vermittelnd eingriffen, wurde ihm das Bewohnen des Schlosses wieder gestattet.

Caroline ihrerseits blieb nun ganz in Straßburg, wo sie ausgedehnte philosophische Studien betrieb. Sie war eine große Verehrerin des deutschen Mystikers Jacob Böhme, und sie führte ihren Geistesfreund, den französischen Philosophen Saint-Martin in die Welt der deutschen Mystik ein. Auch nach dem Ausbruch der Revolution entschloß sie sich, im Elsaß zu bleiben, und so mußte sie denn die ganze jacobinische Schreckensherrschaft in Straßburg ausharren. Inzwischen war es Friedrich 1793 erstaunlicherweise gelungen, seine Schulden abzahlen, so daß die Administration über das rechtsrheinische Vermögen aufgehoben und er wieder Herr über seine Einkünfte wurde. Im gleichen Jahr begann aber auch eine vollständige Postsperrung nach dem Ausland, und die bisherigen Verrechnungen zwischen dem Ehepaar hörten auf. Als 1797 die Grenze wieder geöffnet wurde, kam es zu erregten Briefen zwischen Straßburg und Rust, da Friedrich inzwischen erhebliche Summen ausgegeben hatte, die nach dem Scheidungsvertrag seiner Frau hätten zufließen müssen. Bei diesen Posten ist auch ein Betrag von 50 fl für die Fluchtung des Familienarchivs am 10. Juli 1795 aufgeführt. Caroline erklärte außerdem, sie habe einen Schaden von 1200 fl erlitten, indem ihr Mann sie gezwungen habe, in Straßburg zu bleiben, als

sie zu Beginn der Revolution habe zurückkehren wollen. So gab es schwere Auseinandersetzungen, in die sich das Ritterschaftsdirektorium vermittelnd einzugreifen bemühte.

In diesem kritischen Augenblick kam der älteste Sohn Friedrich Wilhelm zum ersten Mal nach 17 Jahren Militärdienst aus Braunschweig auf Urlaub, wobei er zunächst den Vater in Rust und dann die Mutter in Straßburg besuchte. Als er dann wieder nach Rust zurückkam, hatte er Auftrag von seiner Mutter, dem Vater folgende Mitteilung zu machen: Caroline wolle wieder nach Rust ziehen und fordere gleichzeitig Abrechnung. Darüber brach nun ein allgemeiner Streit aus. Friedrich räumte zwar sofort das Schloß, beschwerte sich aber beim Reichshofrat in Wien über „den ungeheuerartigen Sohn, den Bevollmächtigten einer so bösen Frau.“ Weil sich Friedrich aber direkt nach Wien an die obersten Instanzen gewandt hatte, fühlte sich das Direktorium der Ritterschaft übergangen und forderte ihn auf, seiner Frau die geschuldeten Summen zu zahlen. Aber Friedrich bekam in allem Recht. Es traf tatsächlich ein kaiserliches Rescript ein, das Friedrich Wilhelm zur schuldigen Ehrfurcht und Respekt vor seinem Vater ermahnte. Ein Notar aus Lahr bekam den Auftrag, sich nach Rust zu begeben und dem Gerügten daselbst das Schreiben zu verlesen. Er sei sehr höflich dabei behandelt worden, vermerkt der Notar befriedigt in seinem Bericht über diese seltsame Szene. Der Sohn, der offenbar in aller Unschuld zum Sündenbock geworden war, indem er sich in völliger Unkenntnis der Verhältnisse in die elterlichen Auseinandersetzungen hatte verwickeln lassen, zog sich schleunigst zurück. Die Freunde und Nachbarn begannen einen neuen Vermittlungsversuch, und binnen kurzem waren der Streit zwischen Vater und Sohn, zwischen dem Ehepaar und zwischen Friedrich und dem Direktorium aus der Welt geschafft. Da eine Verrechnung über die letzten Jahre sehr schwierig gewesen wäre und die Rechtslage überdies keineswegs eindeutig war, wurde einfach ein Strich gezogen und im Januar 1798 ein neuer Vertrag geschlossen. Danach schied Caroline aus der Verwaltung des Vermögens völlig aus, sie mußte Rust verlassen und bekam eine lebenslängliche Pension von 300 fl, ebenso jedes der 5 überlebenden Kinder. Alle Welt scheint zufrieden gewesen zu sein; Caroline zog nach Diersburg und schrieb im März ihrem Sohn, er möge dem Vater ihre Empfehlung bestellen und auch ihren Dank für die Aussöhnung.

Die Kinder dieses starrköpfigen Ehepaares müssen in jenen Jahren viel ausgestanden haben. Zwischen den beiden Teilen hin und her gerissen, haben sie wenig von elterlicher Liebe zu spüren bekommen. Auf die Idee, daß elf Kinder eine Erhaltung des Familienlebens erfordert hätten, scheinen weder Friedrich noch Caroline je gekommen zu sein.

Nicht weniger als elf Kinder waren nämlich aus dieser Ehe hervorgegangen, die alle in Rust geboren wurden, nämlich:

1. *Wilhelmine Auguste Louise*, geboren 1766 und bereits im folgenden Jahre verstorben. Ihre Patentante war die bekannte Memoirenschreiberin Baronin Oberkirch geb. Waldner v. Freundstein.

2. *Friedrich Wilhelm*, geboren am 1. Juni 1767 und gestorben am 4. März 1829. Er wurde nach seinem Vater Stammherr auf Rust und ist der Ahnherr aller Böcklins.

3. *Caroline Christine Augusta*, geboren am 28. Februar 1769. Mit 9 Jahren wurde sie von ihrer Mutter in ein Institut nach Mömpelgard gebracht, um französisch zu

lernen. Das arme Kind scheint keine glückliche Jugend gehabt zu haben, da es die beiden Eltern ständig einander zuschoben. 1792 war sie bei ihrem Vater in Rust, worüber Friedrich später vermerkte: „Was sie mir für Verdruß verursachte, vermag die Feder nicht zu beschreiben.“ Die Mutter hingegen ließ ihre Tochter wissen, ihre Gegenwart sei ein Nagel zu ihrem Totenbett. Schließlich brachte man sie nach Konstanz, wo sie ein alter Freund des Hauses, der Domherr Conrad Freiherr v. Beroldingen bei sich aufnahm. Das war Caroline auch wieder nicht recht; sie verdächtigte den betagten Prälaten ungueter Absichten und machte ihrer Tochter in Konstanz brieflich das Leben so schwer, daß diese endlich flehentlich an den Vater schrieb, um ihn zu bitten, er möge sie vor den üblen Nachreden ihrer Mutter schützen und sie wieder zu sich nehmen. Sie würde überall hingehen, wo es ihm recht sei, sogar in ein Kloster, so sehr sie auch eine solche Idee hasse, nur zur Mutter wolle sie unter keinen Umständen zurück. So kam sie denn wieder nach Rust.

Mit ihrem Vater war sie 1796 in Freiburg, als dort im Sommer wenig erwünschte Gäste eintrafen, die Franzosen nämlich, die den Rhein überschritten hatten und nun den Breisgau besetzten. An ihrer Spitze stand der General Joseph Elie Desiré Perruquet de Montrichard. Er war in der Franche-Comté am 24. Januar 1760 geboren, hatte die Artillerieschule in Besançon besucht und war vor kurzem wegen seiner Tapferkeit beim Rheinübergang von Kehl zum Brigadegeneral befördert worden. Diesen gefürchteten Krieger gedachten die Freiburger Stadtväter versöhnlich zu stimmen, und so luden sie ihn denn zu einem festlichen Mahl im Kaufhaus ein. Den gerade anwesenden Geheimen Rat Baron Böcklin mit seinen hübschen Töchtern baten sie dazu und setzten Caroline neben den General. Dieser machte ihr so eifrig den Hof, daß er sie noch während des Essens fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Sie sagte tatsächlich ja zu diesem erstaunlichen Angebot, und so schickte er sofort nach dem Pfarrer, und während die Ratsherren und ihre Gäste noch nichtsahnend an der Tafel saßen, wurden die beiden im Nebenzimmer getraut. Schließlich trat der General wieder in den Saal und stellte der überraschten Gesellschaft seine soeben angetraute junge Frau vor.

Ob die Geschichte sich wirklich genau so abgespielt hat, weiß man nicht. So ist sie durch den Freiherrn Louis Böcklin überliefert, der freilich dazu vermerkte: „Ich war nicht dabei!“ Zweifellos aber hat es eine große Sensation bedeutet, als sich die Tochter des Ruster Grundherrn plötzlich mit einem Revolutionshelden vermählte.

Montrichards Laufbahn war damals im steilen Anstieg begriffen. Er wurde unter Joubert Generalstabschef einer französischen Armee in Italien, die Piemont eroberte. Als General Scherer im März 1799 die Schlacht von Magnano verlor, gelang es ihm, Mittelitalien ruhig zu halten und einen Zusammenbruch der dortigen Front zu verhüten. Zum Divisionsgeneral befördert, kommandierte er den rechten Flügel in der blutigen Schlacht an der Trebbia. Er nahm dann noch teil an den Feldzügen in der Schweiz und am Rhein, doch verblaßte sein Stern nach der Machtergreifung Napoleons, der ihn nach der Aussage des Urgroßvaters Böcklin für einen Esel hielt. 1806 bekam er den Auftrag, die Festung Ancona so rasch wie möglich in Verteidigungszustand zu setzen. Dabei soll er die Bevölkerung durch seine schroffen Forderungen in solche Unruhe versetzt haben, daß man ihn schleunigst abberufen mußte. Er fiel in Ungnade und wurde später nur noch in Illyrien auf Etappenposten verwendet. Wegen

seiner Tapferkeit in den früheren Feldzügen aber ist sein Name auf dem Arc de Triomphe in Paris verewigt.

Caroline hat ihren Mann nicht auf seinen verschiedenen Posten begleitet. Sie lebte meist in Straßburg, wo das Ehepaar ein Haus am Fischerstaden gekauft hatte, wo übrigens 100 Jahre später auch die Gräfin Helene Zeppelin-Böcklin wohnte. Außer zwei früh verstorbenen Kindern hatte Caroline auch 2 Söhne, Prosper und Victor, die die Familie fortpflanzten. Der General Montrichard starb am 5. April 1828. Nach seinem Tod zog Caroline nach Diersburg, wo sie am 28. Mai 1835 verschied.

4. *Carl Friedrich Christian*. Er wurde am 16. Juni 1770 geboren, und es scheint, als wäre er geistesschwach gewesen. Jedenfalls schrieb seine Mutter 1791 an ihren Mann: „Wenn Sie väterlich handeln wollten, mein lieber Herr von Böcklin, so würden Sie den elenden Carl bei sich behalten.“ Sechs Jahre später notierte Friedrich unter Ausgaben: Fünfhundert Gulden für ungezählte Fälle durch die traurige Angelegenheit des zweiten und blödsinnigen Sohnes Carl. Ursprünglich wollte ihn sein Vater als Oberleutnant beim Fürstenbergischen Militär unterbringen, da er als Katholik nicht wie sein Bruder in braunschweigische Dienste treten sollte. Er scheint dann doch nach Braunschweig gegangen zu sein, verließ aber aus unbekanntem Gründen die herzoglichen Dienste bald wieder. 1793 befand er sich beim Regiment Rohan, einer Einheit des Condé'schen Freikorps, das bei der Armee des Feldmarschalls Graf Wurmser kämpfte. In diesem Verband machte er die Schlachten im Elsaß mit und kam als Premierleutnant verwundet und nach Verlust seiner ganzen Ausrüstung im Januar 1794 zu längerem Urlaub nach Rust. Als zwei Jahre später das Regiment Rohan wieder an der Seite Österreichs gegen die Franzosen unter General Jourdan ausrückte, kam es zu der Schlacht bei Friedberg in Hessen. In dieser, von den Österreichern verlorenen Schlacht ist Carl am 10. Juli 1796 gefallen.

5. *Ludwig Theobald Philipp*. Geboren am 23. August 1771 kam er schon ganz jung als Page zum Kardinal Rohan. In seinem Dienst ist er bereits 1784 in Molsheim gestorben.

6. *Franz Carl Johann Sigismund*. Er wurde am 23. September 1772 geboren und schon mit 6 Jahren von seiner Mutter nach Braunschweig gebracht, wo er in die herzogliche Pagerie kam, in der bereits sein ältester Bruder diente. 1792 wurde er zum Fähnrich und zwei Jahre später zum Leutnant befördert. Als Offizier beim Infanterieregiment v. Griesheim schied er am 11. April 1805 auf eigenes Ansuchen aus dem braunschweigischen Militär aus und trat in hannoversche Dienste. Hier wurde er zum Kapitän bei der 1. Kompanie des 2. Bataillons der 2. Hannoverschen Infanteriebrigade ernannt, die unter Napoleon in Portugal kämpfte. Seine Verwandten bekamen am 23. Januar 1809 das letzte Lebenszeichen von ihm, und im Juni 1810 schrieb seine Mutter an seinen Bruder: „Es läßt sich wenig für die Existenz des armen Franzen hoffen, und ich leide schon längst Kummer und Besorgnisse seinetwegen.“ Im Bergland von Bussaco im nördlichen Portugal kam es am 27. September 1810 zu einer Schlacht vor den 5 km langen Mauern des dortigen Naturschutzparks, bei der das vereinigte englisch-portugiesische Heer unter Wellington die Franzosen unter Masséna schlugen. Hierbei wurde Franz schwer verwundet und starb am folgenden Tag. Die Todeserklärung, die der Regimentsschreiber übersandte, gebührend mit den nötigen Beglaubigungen versehen, lassen kaum einen Zweifel, daß Franz tatsächlich hier

den Tod gefunden hat. Ein letzter Rest von Ungewißheit bleibt immerhin möglich. 1893 teilte der in Tacoma, USA, lebende Freiherr Leopold Böcklin seinem Vetter Adolf mit, er habe mit einem in Chikago lebenden August Böcklin Verbindung aufgenommen, dem Herausgeber der deutsch-amerikanischen Verkehrszeitung. Dieser behauptete von sich, er stamme von den adeligen Böcklin v. Böcklinsau aus dem Elsaß ab und zwar von einem Zweig, der nach der französischen Revolution ins Rheinland ausgewandert sei und den Adel abgelegt habe. Er habe noch den Krieg von 1870 auf preußischer Seite mitgemacht und sei dann 1879 nach Amerika gegangen. In einer Randbemerkung dazu meinte der Freiherr Wilhelm Böcklin, er halte es für denkbar, daß dieser Ast von einem der Söhne des Franz Friedrich Sigismund August abstamme, von denen es sonst geheißten habe, sie seien kinderlos gestorben. Als wenig später dann Nachrichten nach Rust kamen, wonach auch in Kalifornien ein Böcklinscher Stamm blühe, dachte Wilhelm Böcklin eher, daß es sich um Nachkommen des Knopfmachers handeln könne. Außerdem „sind viele Ruster nach Amerika ausgewandert, und vielleicht hat einer von ihnen Herrenblut in seinen Adern gefühlt!“

7. *Philipp Ferdinand*, geboren am 29. August 1773, starb er bereits am 7. September des gleichen Jahres.

8. *August Carl Ehrenfried*. Auch er war offenbar ein schwächliches Kind und lebte nur vom 25. November bis zum 14. Dezember 1774. Vermutlich starb er an den Pocken, an denen damals fast die ganze Familie darniederlag.

9. *Wilhelm August Joseph Alexander*. Diesem am 12. Juni 1776 geborenen Sohn hatte Friedrich schon eine Stelle als fürstlich-anhaltischer Sous-Lieutenant verschafft, als er 1784 in Straßburg starb.

10. *Sophie Friederike Henriette*. Sie wurde am 16. Oktober 1777 geboren und bei ihrer Mutter erzogen. Später lebte sie abwechselnd bei ihren Schwestern und in Ettenheim. Über sie sind nur recht spärliche Nachrichten erhalten, aber auch dies wenige klingt nicht erfreulich. 1805 vermählte sie sich mit Johann Franz Friedrich Zenobius Freiherrn von Weittersheim aus einem alten elsässischen Geschlecht. Hierzu schrieb Vater Friedrich seinem ältesten Sohn am 24. August: „Die Sophie, Deine Schwester, vermählt sich dato unter elterlicher Einwilligung mit dem einzigen Sohn des alten Freiherrn von Weittersheim zu Breuschwickersheim im Elsaß. Sie bekommt zwar dadurch keine reiche Partie, jedoch einen Mann, der zu leben hat und — trotz seinen etwas hohen Jahren — zu leben weiß. Jenes ziemlich ansehnliche Schloß daselbst wird ihr nebst einem Kapital von 12 000 Livres zum lebenslänglichen Genuß überschrieben. Ihr Mann liebt sie zwar weit mehr als sie ihn, aber vielleicht kömmt die Liebe nach. Ich habe zu dieser Verbindung keinen Grundstein gelegt, sondern meine älteste Tochter. Mag sie es verantworten, wenn sie dabei nicht auf die Seelenheirat Rücksicht nahm und die Sache übereilte. Freilich war die Sophie, wie Du ganz richtig sagst, bisher nicht glücklich. Ihre Laune, ihr Stolz, ihr Eigensinn, ihr Wankelmut bei erstaunlichem Leichtsinn, diese Schwachheiten waren die Quelle ihres Unglücks, wenn es nämlich in der Tat ein Unglück war, so lange unverheiratet zu bleiben. Indessen hatte sie vollen Lebensgenuß vermittels ihrer Pension, ihrer Schwestern und ihrer ambulanten Lebensart. Das Glück der Nichtverhehlung wird auch von Verhehlten geschätzt.“

Scheint es schon hiernach, als sei das Verhältnis zwischen Vater und Tochter nicht

sonderlich innig gewesen, so dürfte die Liebe der Mutter zu dieser Tochter noch viel geringer gewesen zu sein. 1815 nämlich schrieb Caroline Böcklin-Roeder ihrem Sohn aus Diersburg: „Stell Dir vor, daß seit 10 Tagen die Weitersheim mit 4 Kindern und der Amme des jüngsten sich hier befindet! Sie kam an mit einer Kutsche nebst einem Wagen, auf dem ihr Gepäck war. Ihr Mann war als Begleiter auch dabei, ging aber den nächsten Morgen in aller Frühe mit leerem Magen und den Fuhrleuten nach Breuschwickersheim zurück. Im ersten Moment dachte ich, ihre Wohnung sei in Rauch aufgegangen, bei näherer Untersuchung aber finde ich Ursache, mich über diese Wanderung oder Flucht hierher billig zu ärgern. Mein guter Bruder verschaffte ihr zwei Zimmer, weil in dieser Hütte kein Raum ist für diese Einquartierung. Die Amme mit dem jüngeren, 14 Monate alten Kinde habe ich bei mir, wo die ganze Bande bis vorgestern auch zu Tisch ging, von welchem Tag an das ungezogene, starrköpfige Weib nicht mehr da essen will, weil ich mich ihrem tollen Plan, sich für immer hier häuslich niederzulassen, in harten Ausdrücken widersetzt habe. Alle meine Vorschläge aber, auch den, die Rückreise zu bezahlen, wurden abgelehnt. Von dem Aufzug, in welchem ihre Kinder erscheinen, kann ich Dir keinen Begriff geben und ebensowenig von dem ganzen Wesen dieses elenden Weibes. Dabei ist mir noch das niederschlagendste, daß sie absichtlich ihre Kinder zerrissen und zerlumpt herumlaufen läßt und ihrer Amme auf Vorstellungen hin erwidert: es ist recht, wenn man denkt, ich hätte ihnen nichts zu geben.“

Ob dieser mütterliche Erguß gerechtfertigt war oder nicht, ist schwer zu sagen. Sophie verschwindet dann aus den Familienakten. Von ihren beiden Söhnen starb der jüngere, Joseph Alfred, 1839 als letzter seines Geschlechts.

11. Mehr und Erfreulicheres ist von dem jüngsten Kind bekannt. Auch die am 31. Mai 1779 geborene *Charlotte Catharina Friederike* wurde bei ihrer Mutter erzogen. Bei ihrem ältesten Bruder in Karlsruhe lernte sie 1800 einen höchst interessanten Mann kennen, nämlich den Citoyen Nicolas Massias, Chargé d’Affaire de la République Française dans le Cercle de Souabe. Dieser Gesandte am badischen Hof und bei den benachbarten kleineren Herrschaften hatte eine recht abwechslungsreiche Laufbahn hinter sich gebracht. Er war 1764 als Sohn eines Kaufmanns in Villeneuve bei Agen geboren und trat früh in den Oratorianerorden ein, ohne jedoch Priester zu werden. Seine Oberen verwandten ihn als Lehrer für Rhetorik und Literatur an den Militärschulen in Tournon und Soissons, und dies weckte offenbar bei ihm einen Geschmack am Soldatenleben. Denn bald nach Ausbruch der Revolution trat er aus dem Orden aus und meldete sich als Kriegsfreiwilliger. Er diente bei der Pyrenäenarmee und brachte es bis zum Oberst bei der Artillerie. Dann lehrte er wieder eine Weile Literatur an der berühmten Schule von Saumur, bis er schließlich unter dem Directoire nach Paris kam und in den diplomatischen Dienst trat. Sein erster Posten war Karlsruhe, und obwohl er die wenig beliebten Revolutionäre an Karl Friedrichs konservativem Hof zu vertreten hatte, machte er sich sehr schnell beliebt. So herrschte also allgemeine Freude, als sich Charlotte mit ihm verlobte, obwohl normalerweise niemand in der Familie sich über eine Verbindung mit einem Mann von dieser Position und Vergangenheit gefreut hätte. Befriedigt schrieb damals ihre Mutter, daß sie eine wahre Freude empfände, weil ihre Scharlott sicher eine glückliche Frau würde „bei all dem Guten, das man Herrn Massias zuerkennt“. „Un homme d’une probité

rare“ nennt ihn Crétineau-Joly, der Biograph des Hauses Condé und des Herzogs von Enghien. Gerade damals, als der Herzog widerrechtlich von französischen Truppen aus badischem Gebiet nach Paris entführt wurde, zeigte sich die ganze Lauterkeit seines Charakters. Er war selbst genau so peinlich überrascht von diesem Völkerrechtsbruch wie die badische Regierung, und so schrieb er denn sofort an seinen Minister, der Herzog sei an allen ihm zur Last gelegten Verschwörungen und Umtrieben unschuldig und er habe in Ettenheim ein völlig harmloses und zurückgezogenes Leben geführt. In Karlsruhe kannte man seine Einstellung, und so behielt er weiterhin das Wohlwollen des alten Kurfürsten; nur der im Schloß lebende König von Schweden ließ sich beinahe zu tätlichen Beleidigungen hinreißen. Dabei hatte Massias auch noch die größten Schwierigkeiten mit der eigenen Regierung wegen seiner angeheirateten Familie: Eine Cousine seiner Frau, Maria Eleonore Cäcilia Reich von Platz, Tochter des Franz August Böcklin, war nämlich gleichzeitig mit der Verhaftung des Herzogs von Enghien in Ettenheim von französischen Soldaten aus Offenburg entführt worden. Napoleon selbst hatte ihre Festnahme befohlen, denn sie stand im Verdacht, wie schon früher einmal, in die Verschwörung des Generals Pichegru verwickelt zu sein. Schließlich stellte sich ihre Unschuld heraus, und sie wurde freigelassen. Massias bewahrte weiterhin das Vertrauen Napoleons. Der kluge und geschickte Diplomat, dem gleichzeitig der Hof in Karlsruhe und die Pariser Regierung vertrauten, wurde später zum Baron de l'Empire erhoben und war von 1807—15 als Generalkonsul in Danzig tätig.

Nach der Restauration zog er sich aus dem politischen Leben zurück und lebte zunächst mit seiner Frau in Paris. Charlotte schrieb damals ihrem Bruder, sie sei sich nicht ganz einig mit ihrem Mann. Sie wollte nämlich wiederum nach Oggersheim in der Pfalz ziehen, wo das Ehepaar ein Gut gekauft hatte, während ihr Mann lieber einen Besitz im Inneren Frankreichs erworben hätte. Resigniert meinte sie endlich, so sei sie eben gezwungen zu erkennen, daß der Männer Eigensinn in nichts zu überwinden ist. Die langen Jahre seines Ruhestandes widmete Nicolas Massias wieder der ersten Liebe seines Lebens, der Literatur, und veröffentlichte zahlreiche Werke über Politik und Philosophie. Auch ist er der Verfasser eines Buches über Napoleon. Immer wieder kam er nach Deutschland zu seinen Verwandten, mit denen ihn ein sehr herzliches Einvernehmen verband. In Baden-Baden ist er hochbetagt am 23. Januar 1848 gestorben. Von seinen 3 Kindern hat Jules, der zweite Sohn, eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, die noch in Frankreich blüht.

Ausklang und Ende

55 Jahre alt war Franz Friedrich Sigismund August, als das 19. Jahrhundert anbrach, und er hatte wohl nur geringe Hoffnung, daß das neue Säkulum für ihn eine Besserung bedeuten würde. Seine finanziellen Umstände erschienen damals allerdings günstiger als in den meisten Zeiten seines Lebens. Zwar hatte er infolge des Prozesses gegen den Knopfmacher den größeren Teil seines Vermögens eingebüßt, aber er war wenigstens freier Herr über den ihm verbliebenen Rest. Die Kriegsereignisse und ihre Folgen aber sollten sich auch hier alsbald in der unangenehmsten Weise spürbar machen. Schon in den letzten zehn Jahren hatte er große Einbußen durch die ständi-

gen Truppendurchmärsche gehabt, und über „beschwerliche Einquartierung“ beklagte er sich mehrfach. „Auch mußte ich täglich Offiziere umsonst bewirten; warum, das läßt sich leicht erraten“, heißt es in einem Memorandum. Schlimmer waren die verschiedenen Belagerungen und Erstürmungen von Kehl, bei denen seine dortigen Güter schwer in Mitleidenschaft gezogen wurden. „Deine nunmehrigen Landsleute“, schrieb er seiner Tochter Caroline Montrichard, hätten ihm daselbst im letzten Jahr einen Verlust von fast 1500 fl verursacht. Der mühsam gerettete Familienfrieden geriet beinahe ins Wanken, als er sich daraufhin nicht mehr in der Lage sah, die Renten an seine Kinder in voller Höhe auszuzahlen, und Caroline drohte gar mit einem Prozeß. „Ist denn der französische Verfolgungsteufel in aller Menschen Herz gefahren?“, schrieb dazu der Verwalter des Nachbargutes Nonnenweier. Das neue Jahrhundert kündigte sich auch dadurch höchst fatal an, daß am 24. Juni 1800 ein Hofratsurteil erging, das Friedrich zur Herausgabe des Ruster Zehnten und anderer Gefälle an das Kloster Ettenheimmünster zwang. Einige Jahre später fiel das Kloster an Baden, und Friedrich trat nun seine Kehler Herrschaften gegen die alten Ruster Gefälle an den neuen Landesherrn ab, so daß er in seinem Dorf die alten Güter wieder in Besitz nehmen konnte.

Mit Ettenheimmünster und den anderen benachbarten Klöstern verband Friedrich eine sonderbare Haßliebe. An sich fuhr er gern und häufig zu den Prälaten der Umgebung, vor allem, um sich an ihrer ausgezeichneten Kirchenmusik zu erfreuen. Andererseits war ihm ihr Jagdrecht ein ständiger Dorn im Auge, und in seinem Nachlaß fanden sich die Vorarbeiten zu einem Werk über die Geschichte des Mönchtums, das für die geistlichen Herren nicht sehr schmeichelhaft geworden wäre. Um so größer war seine Freude, als der Abt von Ettenheimmünster eines Tages einem Schwindler aufsaß. Dieser kam von dort auch zum Ruster Schloßherrn und behauptete, der Sohn seines alten Freundes, des Grafen Putbus, zu sein. Der Prälat hatte ihn mit erheblichen Geldmitteln ausgestattet, um ihm aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen. Friedrich war mißtrauisch und steuerte nur eine kleine Summe bei, die er sogar zurückbekam. Der Abt dagegen erhielt von dem falschen Grafen nur einen unverschämten Brief, dessen Kopie Friedrich mit viel Vergnügen zu seinen Akten legte.

Schien also der finanzielle Aspekt in dieser Zeit nicht allzu ungünstig, so war sich Friedrich doch darüber klar, daß die Jahrhundertwende auch den Anbruch einer völlig neuen Zeit bedeutete. Schon war das Fürstentum Anhalt-Zerbst, dem er so viel verdankte, von der Landkarte verschwunden. Bayreuth war an Preußen gefallen; zwar hatte ihm der neue Landesherr in einem kühlen Schreiben gestattet, Titel und Orden weiterzuführen, aber sie entbehrten nunmehr jeder Grundlage. Nicht lange dauerte es, und auch das Fürstentum Hohenlohe wurde ausgelöscht, und damit war auch der zweite, von seinem Träger so geschätzte Geheimratstitel hinfällig geworden. Noch war er als Mitglied der freien Reichsritterschaft Kantons Ortenau Territorialherr auf seinen Gütern, aber innerhalb weniger Jahre ging auch diese Herrlichkeit zu Ende, und Friedrich kam mit all seinen Besitzungen zu Baden, war also nun ein Untertan seines früheren Nachbarn. Die stolze Truppe Böcklinscher Soldaten, die 24 Mann mit ihrem Hauptmann, mußte verschwinden. Aber bis ans Ende seines Lebens erinnerte noch ein leeres Schilderhaus vor dem Schloß melancholisch an die vergangene Reichsherrlichkeit. Ein Trost war, daß wenigstens der Kammerherrntitel eine Auf-

wertung erfuhr. Das neugebackene Königreich Württemberg übersandte einen der hohen Würde entsprechenden, silbervergoldeten Kammerherrnschlüssel mit den königlichen Insignien. Dagegen war jede Erinnerung an die alte Heimat des Geschlechts ausgelöscht. Straßburg war jetzt Ausland, und nichts in der französischen Provinzstadt erinnerte mehr daran, daß noch vor wenigen Jahren Friedrich hier eine Stellung beim Rat hatte einnehmen können, wie es ihm auf Grund seiner Abstammung zugestanden war. Zahlreiche Briefe wurden mit Bekannten gewechselt, die sich in gleicher Lage befanden. Über die Behandlung der Mitglieder der früheren Reichsritterschaft korrespondierte er gern mit dem „alten Busenfreund“ Berstett, dem letzten Städtmeister von Straßburg und letzten Präsidenten der Ortenauer Ritterschaft. Mit dem badischen Konstitutionsedikt, das die neue Rechtsstellung der ehemaligen Reichskavaliere als großherzogliche Untertanen regelte, waren beide wenig zufrieden, besonders da die ehemals landsässigen Breisgauer Familien ihnen gleichgestellt wurden. „Glücklich die Toten, die nicht mehr in diesen dramatischsten Stunden der Geschichte leben müssen“, schrieb er dem Vetter Rathsamhausen in Nonnenweier, einem höchst konservativen Gesinnungsgenossen.

Fand sich Friedrich also nunmehr in eine neue Situation gestellt, die wenig dazu angetan war, seinen Wünschen zu entsprechen, so hat er seinerseits das neue Jahrhundert damit begonnen, seine Familie und seine Zeitgenossen gründlich zu schockieren. Das Gerede um das sog. Jägermädel war nie ganz verstummt. Bald nach ihrer Scheidung protestierte Friedrichs Frau beim Direktorium der Ritterschaft dagegen, daß er sich in einem Inventarium als Schuldner seines Jägers bekannt habe. Derartige Aufstellungen seien ihr und ihren Kindern abträglich, meinte sie, wohl nicht ohne Grund. Friedrich aber wehrte sich gegen solche Unterstellungen und bezeichnete sie als „ungereimt und ohnnützlich.“ Überhaupt sei dieser Schritt der Madame, — so nannte er seine Frau, — nur aus „althergebrachter Zwietracht gedachter höchstübel beratener Dame“ zu erklären.

Als Friedrich dann wieder ständig Rust bewohnte, nahm er zum Ärger der Umwelt Anna Maria Herr als Haushälterin zu sich. Er sei eben leider nicht reich genug, sich einen Maitre d'Hotel zu halten, sagte er entschuldigend. Zum Skandal für die ganze Gegend aber wurde diese Affaire erst, als im Herbst 1800 auch noch ein junges Mädchen erschien. Katharina Friederike Dankwohl genannt, angeblich ein armes Waisenkind. Friedrichs ältester Sohn war aufs höchste beunruhigt, als er davon erfuhr, und er beorderte den Schaffner von Nonnenweier, Samuel Haubert, nach Rust, um Erkundigungen einzuziehen. Dieser berichtete nun seinem Auftraggeber folgendes:

Die Jungfer Dankwohl sei, nach Aussagen des Ruster Schloßherrn, die 1785 geborene Tochter eines ehrbaren kölnischen Beamten. Sie sei auf der Flucht geboren worden und zwar in Mainz, da ihre Eltern damals wegen der Revolution aus ihrer Vaterstadt hatten flüchten müssen. Mit einigem Recht machte Haubert auf die Tatsache aufmerksam, daß von einer Kölner Revolution anno 1785 sonst nichts bekannt sei. Die Eltern hätten dann das Kind in Mainz bei einem Kaufmann in Verwahrung gegeben und seien herumgeirrt, bis sie sich in Bischheim im Elsaß seßhaft machten, also einem Böcklinschen Dorf. Schließlich seien sie dann nach Rust gezogen, und dahin hätten sie auch ihre Tochter nachkommen lassen. Nun aber seien die Eltern plötzlich

wieder abgereist, angeblich nach Zürich, und in der Güte seines Herzens habe Friedrich das arme verlassene Kind zu sich genommen. Tatsächlich ließ er damals in einer Karlsruher Zeitung die geflüchteten Eltern auffordern, sich zu melden. Haubert verdankt man bei dieser Gelegenheit auch eine Schilderung dieses Mädchens: sie sei sehr ungezogen, schreibt er, nicht häßlich, aber auch nicht hübsch.

Es kann tatsächlich kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß Katharina Dankwohl die Tochter Friedrichs und der Anna Maria Herr gewesen ist. Die rührende Geschichte vom verlassenen Flüchtlingskind dürfte damals kaum jemand geglaubt haben, und sie klingt auch heutigen Ohren gar zu unwahrscheinlich. Möglich wäre allenfalls, daß es sich um die uneheliche Tochter der Haushälterin von einem unbekanntem Vater handelt, aber das ist anscheinend nie angenommen worden. Zudem wurde sie gleich von Anfang an als „das Fräulein“ angesprochen und behandelt; Friedrich sorgte in einer Weise für ihre Erziehung und Ausbildung, die weit über das normale Maß einer wohltätigen Geste gegenüber einem Waisenkind hinausgeht. Er nahm sie auch überall mit, wenn er in die Nachbarschaft fuhr. In Schuttern allerdings gab es gleich zu Anfang einen peinlichen Eklat, als der Prälat sich weigerte, bei Friedrichs Begleiterinnen Platz zu nehmen. Doch die Neugier der Nachbarn war so groß, daß sich der Freiherr von Oberkirch die Haare gerauft haben soll, als er durch ein Versehen um das Vergnügen kam, ihre Bekanntschaft zu machen.

Möglicherweise ist Samuel Haubert ein Intrigant gewesen, der versucht hat, zwischen Vater und Sohn ständig zu hetzen. Aber seine Schilderungen klingen zu echt, als daß man zweifeln könnte, daß sich Friedrich hier ein illegitimes Familienleben neu geschaffen hätte. Mademoiselle Nanette, wie man das ehemalige Jägermädchel nunmehr nannte, muß eine relativ gebildete und recht kluge Person gewesen sein. Vor allem war sie musikalisch, was sicher für Friedrich ein besonders wichtiger Anziehungspunkt war; sie spielte auch Klavier und beherrschte Geige und Gitarre. Für die musikalische Ausbildung der Tochter wurde umgehend gesorgt, und Lehrer für Gesang und Klavier erschienen regelmäßig im Schloß. Erstaunliche Miniaturen spätem häuslichen Glücks werden von Haubert gezeichnet; so etwa wenn er zu geschäftlichen Besprechungen nach Rust kam und nachher zusammen mit Friedrich, Mlle. Nanette und der Jungfer Dankwohl Arien aus der Mozartschen Entführung singen oder den Fortschritten des Mädchens auf dem Klavier lauschen mußte, während die stolzen Eltern dazu mit Geige und Gitarre begleiteten.

Anfänglich mag wohl die Umgebung diese neueste Marotte des sicher als schrullig bekannten „Musikbarons“ belächelt haben. Bald aber kam es zu offenem Skandal, als sich der Pfarrer von Kappel in die Sache einmischte. Der unschuldige Anlaß dazu war ein Mittagessen, zu dem Friedrich den geistlichen Herrn gebeten hatte. Dieses Mahl scheint aber dem Pfarrer nicht geschmeckt zu haben, denn er beklagte sich nachher über die Qualität der Speisen wie auch über die Gesellschaft, die man ihm zugemutet habe. Das Essen schilderte er als ungenießbar und empfahl Friedrich, sich allein schon deswegen eine andere Haushälterin zuzulegen. Den Wein bezeichnete er schlicht mit einem ganz eindeutigen, wenn auch wenig klerikalen Wort. Friedrich war über diese Vorwürfe außerordentlich verärgert, und er wies sie in mancherlei Briefen zurück. Auch ging er selbst zum Angriff über und ließ zur verblüfften Erheiterung der Gegend französische, deutsche und lateinische Gedichte zirkulieren, in

denen er sich verteidigte. Monatlang wurde dieser Streit mit Hilfe von Reimen und öffentlichen Briefen ausgetragen.

Die Folge war natürlich, daß Friedrich immer mehr vereinsamte. Die Nachbarn zogen sich zurück, und er blieb immer mehr der Gesellschaft von Nanette und Katharina überlassen. Da die Tochter des ehemaligen Ruster Jägers eine Menge Verwandter im Dorf hatte, versuchten nun zahlreiche dunkle Gestalten über sie zu Geld und Einfluß zu gelangen. Falsche Schuldscheine wurden ausgestellt, und namentlich beunruhigte sich Friedrichs Sohn, als er erfuhr, daß sich sein Vater in Ettenheim ein Absteigequartier eingerichtet hatte, das in Wirklichkeit der Anna Maria Herr gehörte. Im September 1808 errichtete Friedrich ein notarielles Protokoll über diese Angelegenheit. Darin stellte er fest, daß er bisweilen in Ettenheim zu tun habe, und da wohne er dann zur Ersparnis in dem der Jungfer Herr gehörenden Hause. Es befänden sich jedoch darin keinerlei aus Rust stammende Gegenstände, sondern die Einrichtung gehöre ausschließlich der Eigentümerin, die sie teils von ihren Eltern, teils von ihrem verstorbenen Bräutigam geerbt habe. Friedrichs Sohn war aber hierdurch keineswegs beruhigt, zumal man von erheblichem Grundbesitz der Haushälterin hörte, der sicher nicht von ihren unbegüterten Eltern herrühren konnte. So beauftragte er Samuel Haubert, im Falle eines plötzlichen Todes seines Vaters, das Ettenheimer Haus amtlich versiegeln zu lassen, „da die bei meinem Herrn Vater in der Qualität einer Haushälterin befindliche Marie Herr sich längstens schon durch eine der Succession höchst schädliche Haushaltung verdächtig gemacht hat und in Ettenheim ein eigenes Haus besitzt, welches mein Herr Vater sein Absteigequartier nennt, wohin der größte Teil der im Schloß Rust befindlichen Meubles Effekten transportiert worden ist.“ Letztere Befürchtung scheint aber nicht begründet gewesen zu sein. In dem später abgerissenen Haus fand sich nur eine recht kleinbürgerliche Einrichtung. Eine kleine Handbibliothek und ein Portrait Friedrichs waren wohl das einzige, das wirklich nach Rust gehörte.

In jener Zeit soll Friedrich auch einmal vorgehabt haben, seine Haushälterin zu heiraten. Aber die Nachrichten über die angeblich in Wien erfolgte Verlobung sind vage, so daß die Sache möglicherweise auch gar nicht stimmt und nur der späte Wiederhall des Geredes der Nachbarn ist.

1808 bekam Friedrich eine schwere Unterleibsentzündung, und man befürchtete schon, er könne einer Wassersucht erliegen. Die Verzweiflung Katharinas über den bevorstehenden Tod ihres Papas, wie sie sich ausdrückte, war groß, doch Friedrich erholte sich wieder. Ganz unversehens aber starb am 5. November 1810 Anna Maria Herr, oder, wie sich Haubert vernehmen ließ, „ist das nichtswürdige Mensch zu Rust in die andere Welt gegangen, um dort den Lohn für alle Ungerechtigkeiten zu empfangen.“ Mit ihren letzten Worten verlangte sie noch nach einer guten Tasse Kaffee, denn sie wüßte, daß sie doch keinen mehr trinken werde. Friedrichs Erschütterung war groß, und man glaubte allgemein, daß er sich von diesem Verlust nicht erholen werde. Zur Überraschung des ganzen Dorfes aber war er keineswegs gebrochen, und wenige Tage nach Nanettes Tode begab er sich nach Freiburg. Hier hatte er schon in den vergangenen Jahren immer wieder gern einen längeren Aufenthalt gemacht, um wie in früheren Zeiten Theater und Konzerte zu genießen und den Umgang mit alten Freunden und vor allem seinen musikalischen Bekannten zu pflegen. Drei Wa-

gen mit Möbeln waren vorausgefahren, und mit einer viersitzigen Kutsche und einem „Chaise“ folgten Friedrich und die Jungfer Dankwohl nach. Man dachte schon, daß Friedrich endgültig Rust verlassen habe, besonders als die Nachricht kam, Katharina habe sich mit dem Architekten Pierre Gretin aus Heiligenstein im Elsaß verheiratet. Zum allgemeinen Staunen aber kam der Befehl, das ganze Schloß zu renovieren, neue Betten und Sitzmöbel wurden angeschafft, Hof und Ställe wurden gestrichen, im Garten wurden zahlreiche ausländische Bäume gepflanzt, und ein Gärtner aus Lahr legte neue Anlagen im Park an.

Mit der Rückkehr des Schloßherrn nach Rust im Herbst 1812 war ein Plan endgültig zunichte geworden, den Wilhelmine Böcklin geb. Rathsamhausen, seine Schwiegertochter, gehabt hatte. Nach dem Tode der Haushälterin hatte sie es für ihre Pflicht gehalten, den alten Herrn zu sich nach Karlsruhe zu nehmen, da man ja nicht geglaubt hatte, daß er sich noch einmal erholen werde. Aber Friedrichs Lebensmut erwies sich als ungebrochen, und zudem hatte man ihr abgeraten, weil sie sonst vielleicht gar Katharina Dankwohl bei sich hätte aufnehmen müssen. So war also auch die letzte Möglichkeit nicht ausgenützt worden, Friedrich mit seiner Familie auszusöhnen. Obwohl die drei Töchter in Straßburg und die Familie des Sohnes in Karlsruhe wohnten, kam kaum je eines seiner Kinder nach Rust. Friedrichs väterliche Gefühle, die nie sehr warm gewesen sein mögen, waren wohl endgültig erloschen. Er muß sehr einsam in seinen letzten Jahren gewesen sein, doch hatte er das Glück, daß seine zahlreichen Interessen ihm immer noch und stets von neuem einen Lebensinhalt gaben.

Sogar seine von ihm so geliebten Gelehrten Gesellschaften blühten noch und vergalteten ihm seine Mitarbeit durch Ehrenurkunden. 1806 ernannte ihn die Herzoglich sachsen-coburgische Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen zu ihrem ordentlichen ausländischen Mitglied. 1808 wurde er Ehrenmitglied der Literarischen Gesellschaft des Nürnbergischen Pegnesischen Blumenordens. Schließlich verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Erlangen am 18. September 1809 die Ehrendoktorwürde wegen der großen Fülle seiner Schriften und seiner umfassenden Bildung, wie es in dem Diplom heißt.

Auch noch in seinen letzten Jahren arbeitete er unaufhörlich am Schreibtisch. Seine Bibliothek spiegelt den ganzen weiten Raum wider, in dem er geistig zu Hause war. Eine gute Auswahl theologischer Schriften, und zwar protestantische wie katholische Autoren, viel Naturwissenschaft und eine erhebliche Spezialliteratur über Forst- und Landwirtschaft war vorhanden, ebenso aber auch eine große Sammlung staatsrechtlicher Werke und daneben lateinische Historiker, die zeitgenössischen deutschen und französischen Philosophen und natürlich alles, was sich auf die Musik bezog. Eigene historische Forschungen betrieb er in späteren Jahren nicht mehr. Er versuchte lediglich mit großer Mühe zu ergründen, wie seine Familie mit den Freiherrn Bock von Gerstheim zusammenhing. Trotz einer ausgedehnten Korrespondenz darüber ist es ihm aber nie gelungen, sich Klarheit zu verschaffen, hauptsächlich deshalb, weil er offenbar sein eigenes Archiv nie studiert hat, in dem alle erforderlichen Urkunden lagen.

Viel Zeit widmete er der Abfassung nationalökonomischer Werke. Sein „Unterricht für Teutsche zu einer Kenntnis und Ausübung landwirtschaftlicher Ökonomie“ er-

schien 1810. Fünf Jahre früher hatte er „Dendrologische und andere Miszellen zu einer begründeten Landökonomie“ veröffentlicht. Ebenfalls gedruckt in jener Zeit wurden „Vom Ursprung und Fortgang des Getreidebaus“ und „Prüfung der vorzüglichen Vorteile inländischer Weizen für den Feldbau“. Nach seinem Tode fanden sich in seinem Schreibtisch auch die Manuskripte zahlreicher Vorträge; darunter die „Politische Geschichte der Waldungen in Germanien“ sowie eine Abhandlung über das Thema „Mögen nicht auch Bäume in der Vorzeit existiert haben, die jetzt nicht mehr vorhanden sind?“ Im Zusammenhang mit seinen forstwissenschaftlichen Studien erfand er das „Böcklinsche Baumhöhenmessungsinstrument“ und gab auch eine Anleitung zu seinem Gebrauch heraus. Und schließlich verfaßte er ein Werk über „Die Wasserbaukunst nach mathematischen Grundsätzen“.

Von seinen Arbeiten über staatsrechtliche Themen sind die „Grundsätze über das rechtliche Wesen der Gesellschaft“ wohl nicht gedruckt worden. Dagegen veröffentlichte er eine Schrift mit dem kuriosen Titel „Wichtigste Grundsätze zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse in Städten“. Den Niederschlag seiner philosophischen Studien bildeten 1808 die „Briefe zum Nachdenken über den Allvater und seine Geschöpfe vom Staub bis zum Seraphim“, und 1809 eine Zusammenstellung „Paragrafen teils philosophischen, teils historischen Inhalts“. Daneben fand der vielseitige Mann noch Zeit zur Publikation der „Inschriften für schöne Gartenplätze und Gartenanlagen wie auch Monumente für Gräber“.

All diese Werke sind ebenso wie sein letztes Buch „Die teutsche Haus- und Feldwirtschaft für die Jugend“ vom Jahre 1811 fast ganz verschollen und nicht einmal mehr in den großen Bibliotheken zu finden. Auch die vielen Gelegenheitsgedichte auf den Tod von Nachbarn und Freunden, auf die französischen Emigranten und ihr Treiben, seine lateinischen und französischen Poeme, seine Kirchenlieder und Madrigale oder die „satyrischen Gedichte“ sind nur zum kleinsten Teil überliefert. Von manchem kennt man lediglich den Titel, und sehr vieles ist wohl völlig spurlos verschwunden.

Auch seinem musikalischen Schaffen blieb ein ähnliches Schicksal nicht erspart. Seine Singspiele und Lieder sind zum Teil noch erhalten und werden bisweilen erwähnt oder sogar auszugsweise gespielt. Ebenso steht es mit seinen kirchenmusikalischen Arbeiten, die eine Weile großes Ansehen genossen. Nichts dagegen ist erhalten von seinen vielen Symphonien, denen man einst den „Charakter melancholischer Zärtlichkeit“ nachrühmte. Ebenso erging es seinen Serenaden und Chorälen sowie den Trios, Quartetten und Walzern, über die er bis 1806 mit seinem Verleger in Leipzig korrespondierte. Daß er als Komponist damals einen guten Ruf hatte, zeigte sich 1809, als die Stadt Freiburg bei ihm eine Festkantate zu Ehren der Ankunft des Großherzogs bestellte.

So waren ihm also wenigstens seine Liebhabereien bis in die allerletzten Zeiten seines Lebens treu geblieben. Wenn sich auch kaum mehr jemand bei dem früher so geselligen alten Herrn sehen ließ, so hat er doch offenbar nie an Langeweile gelitten. Zwar ist sein literarisches und musikalisches Schaffen nach 150 Jahren nur noch für den Historiker interessant, aber seiner Umwelt galt er bis zuletzt als ein bedeutender, wenn auch fraglos schwieriger Mann. In einer Mischung von wahrer Religiosität und Philosophie der Aufklärungszeit hat er offenbar in einem inneren Frieden gelebt, dessen Geheimnis schon seinen Zeitgenossen undurchdringlich blieb.

Ohne eigentlich krank gewesen zu sein, starb er mit 68 Jahren am 3. Januar 1813 um 2 Uhr morgens in Ettenheim. Das Ende kam sehr schnell und sanft, und seine letzten Worte waren: „Ich vergebe allen meinen Feinden“, wie von den beiden Anwesenden, dem Pfarrer und dem Arzt, bezeugt wurde. Eine Obduktion ergab, daß er an sich vollkommen gesund war, aber ein Gallenstein in der Luftröhre hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Niemand von seinen Verwandten kam, um die Vorbereitungen für die Beerdigung zu treffen, sondern alles wurde von Samuel Haubert und den Ruster Beamten arrangiert. In seiner blauen Obristenuniform wurde er im Schmuck aller Orden in den Sarg gelegt, so wie er es in seiner letztwilligen Verfügung angeordnet hatte. Am 5. Januar kam morgens der Ettenheimer Pfarrer und nahm die Einsegnung vor, dann wurde der Sarg auf einen Wagen gehoben, oben auf lagen Hut, Stock und Säbel des Toten, und unter Vorantritt der Geistlichen ging der Zug zur Stadt hinaus. Dort stiegen die Trauergäste in die Kutschen und fuhren bis zur Grenze des Ruster Banns. Hier erwartete der Ortspfarrer den Zug; zur Überraschung der meist evangelischen Gäste wurde erneut gesungen und gebetet, wobei die Ruster Musikkapelle spielte. Dann ging es unter dem Geläute sämtlicher Glocken am Schloß vorbei zur Kirche. Hier wurde der Sarg nach den üblichen Gebeten in die Erde gesenkt, und anschließend folgte noch ein Hochamt mit großer Musikbegleitung. Das Essen fand dann beim Pfarrer von Rust statt, der gegen Vergütung die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte. Dieser Leichenschmaus mag den 18 Trauergästen, nämlich den Patronatsgeistlichen und den Böcklinschen Beamten durchaus wohlverdient erschienen sein, denn die Feierlichkeiten hatten von 7 Uhr morgens bis 1 Uhr gedauert, während, wie der Pfarrer in seiner Abrechnung vermerkte, eine „Bauernleich“ bloß eine Stunde zu dauern pflegt.

Das bisher in Kehl verwahrte Testament, das vom Jahre 1786 datierte, wurde im April eröffnet und brachte keine Überraschungen. Weniger friedlich scheint hingegen die Auseinandersetzung mit dem Ehepaar Gretin verlaufen zu sein, das sehr erhebliche Forderungen an die Verwaltung stellte, die meist in Schuldverschreibungen des Verstorbenen zugunsten der Anna Maria Herr begründet waren. Gretin, ein düster aussehender Mann mit Backenbart, von dem man allgemein annahm, daß er das Vermögen seiner Frau zum größten Teil bereits durchgebracht habe, forderte fünftausend Gulden. Dieser Anspruch aber wurde vom Gericht bis auf einen Bruchteil zusammengestrichen. Damit verschwindet Katharina Dankwohl aus den Akten, die keinen Hinweis darauf geben, was aus ihr geworden ist.

Bei näherer Prüfung stellte sich alsbald heraus, daß das Erbe total überschuldet war, so daß den neuen Stammherrn sehr dringliche Verpflichtungen erwarteten. Die Situation also war wiederum die gleiche, in der schon Friedrich selbst und auch vor ihm sein Vater ihr Erbe angetreten hatten. Wenig erfreulich war auch, daß sofort nach dem Tode Caroline Böcklin-Roeder mit großen Forderungen kam. In einem Bericht an ihre Schwiegertochter Wilhelmine Böcklin-Rathsamhausen meinte der Schaffner Haubert, daß von ihr so wenig Gutes zu erwarten sei wie von dem Verstorbenen.

Mit ihrer Schwiegertochter scheint Caroline in der Tat wenig herzlich gestanden zu haben, aber auch ihr Sohn zog es vor, die Distanz zu wahren. Er hatte zwar Befehl gegeben, seine Mutter höflich und standesgemäß zu empfangen, falls sie einmal nach Rust käme, aber er scheint erheblichen Wert darauf gelegt zu haben, sie in sicherer

Entfernung in Diersburg zu wissen. Ein loser Verkehr bahnte sich an, als Friedrich Wilhelm nach seiner Pensionierung nach Rust zog, aber meist beschränkte man sich auf kurze Briefe.

In Diersburg ist Caroline dann sieben Jahre nach ihrem Mann am 3. Juni 1820 an Altersschwäche gestorben.

Pulverdämpfe bei der Auferstehung

Freiburger Passionsspiele im 20. Jahrhundert

Von
BERND BOLL

Prolog: Jerusalem an der Dreisam

An einem verregneten Samstagnachmittag Mitte Juni 1921 pilgerten nahezu eintausend Freiburger zur Breiten Wiese am Sandfangweg, wo innerhalb weniger Wochen das antike Jerusalem auf einer Fläche von 100 auf 200 Metern als Theaterstadt wiedererstanden war. Vor dem Haus des Kaiphas ließ sich jeder zweite Besucher als Statist für die neugegründete Freilichtbühne engagieren. Danach besichtigten die angehenden Schauspieler die Häuser und verwinkelten Gassen der Altstadt, den Palast des Herodes, die Synagoge und den künstlichen Kalvarienberg, auf dem drei Kreuze in den Himmel ragten.¹

Am folgenden Montag begrüßte an der selben Stelle Harry Schäfer, Schauspieler und Regisseur am Stadttheater, im Namen der Freilichtbühne Vertreter von Jugendorganisationen, Vereinen, Wirtschaftsverbänden und der Presse. Der Berliner Bühnenbildner Erich Aey, der die naturalistische Kulisse entworfen hatte, führte die Besucher durch das Innere der Bauten, anschließend erläuterte Architekt Otto-Heinz Ploch die von ihm konstruierte Zuschauertribüne.² Mauern, Gebäude und Landschaftselemente bestanden aus Holzgerüsten mit einer Verkleidung aus Rabitz. In die Synagoge hatte die Orgelfabrik Überlingen eine Kirchenorgel mit 16 Registern eingebaut, deren Klang mehrere Schalltrichter ins Freie leiteten. Die 150 Meter breite und 30 Meter tiefe Zuschauertribüne faßte mit 7 440 Sitzplätzen und 1 550 Stehplätzen rund 9 000 Zuschauer. Diese in der Tat imponierende Anlage war unter dem Werbeslogan „Größte Freilichtbühne der Welt“ inzwischen zum Stadtgespräch geworden.³

Freiburg sollte künftig als Passionsspielort selbst der weltberühmten Konkurrenz in den bayerischen Alpen den Rang ablaufen, wenn alle zwei Jahre „Das alte Oberammergauer Passionsspiel“, in den Jahren dazwischen andere monumentale und „für Massenscenen geeignete“ Dramen zur Aufführung kommen würden.⁴ Das hatte sich jedenfalls ein Tourneetheater vorgenommen, das für sein Projekt eine Freiburger Handelsfirma als Partner gewonnen hatte. Die Unternehmer erwarteten, wie sie der Stadtverwaltung Anfang Februar 1921 mitgeteilt hatten, daß diese sie großzügig fördern werde. Im Rathaus war man jedoch, nachdem der Stadtrat seine Zustimmung von einer genauen Projektbeschreibung abhängig gemacht hatte, dem Unternehmen zunächst nicht sonderlich wohlgesonnen.⁵ Andererseits wollte man aber angesichts der ökonomischen Krise nach dem Krieg nicht leichtfertig die Chance zu einer wirtschaftlichen Neuorientierung verspielen. Als Ort weltweit bekannter Passionsspiele

hätten sich großen Teilen der Bevölkerung neue Erwerbsquellen und dem städtischen Haushalt dringend benötigte Einnahmen erschlossen. Auf die ökonomische Karte hatten die Passionsspiel-Unternehmer deshalb geschickt gesetzt.

Die Brüder Adolf und Georg Faßnacht, denen der Ruf vorauselte, einer alteingesessenen Oberammergauer Passionsspielerfamilie zu entstammen, besaßen ein Tourneetheater, das während des Krieges mit zwei sonderbar gegensätzlichen Stücken, einem Passionsspiel und einer chauvinistischen Durchhalterevue mit dem Titel „Ran an den Feind“, durch das Deutsche Reich getingelt war.⁶ Eines Tages hatte sich ihnen der Berliner Kulissenmaler Erich Aey angeschlossen, dessen Karriere an Stuttgarter Bühnen Sparmaßnahmen im Kulturetat beendet hatten. Er besorgte einige Jahre lang die Bühnenausstattung der Faßnachtschen Passion und trat gelegentlich als Darsteller auf. Nach dem Krieg ging das Unternehmen erneut auf Tournee, diesmal lediglich mit der Passion im Repertoire. Sie sollte in rund 20 Städten aufgeführt werden.

Die Inszenierung in der Breslauer Jahrhunderthalle im August 1920 verriet gegenüber den bisherigen Aufführungen einen unübersehbaren Hang zur Gigantomanie: 1 000 Quadratmeter maß allein die Bühne, und als Volk wirkten 800 Statisten mit. Ein großes Orchester und „die größte Orgel der Welt“ begleiteten 200 Sänger und Sängerinnen. Von Breslau ging die Tournee unter anderem nach Frankfurt am Main, Regensburg, Augsburg und Karlsruhe.⁷ In Freiburg sollte noch einmal zugelegt werden. Hier wollten die Gebrüder Faßnacht ihr Passionsspiel erstmals nicht in einem

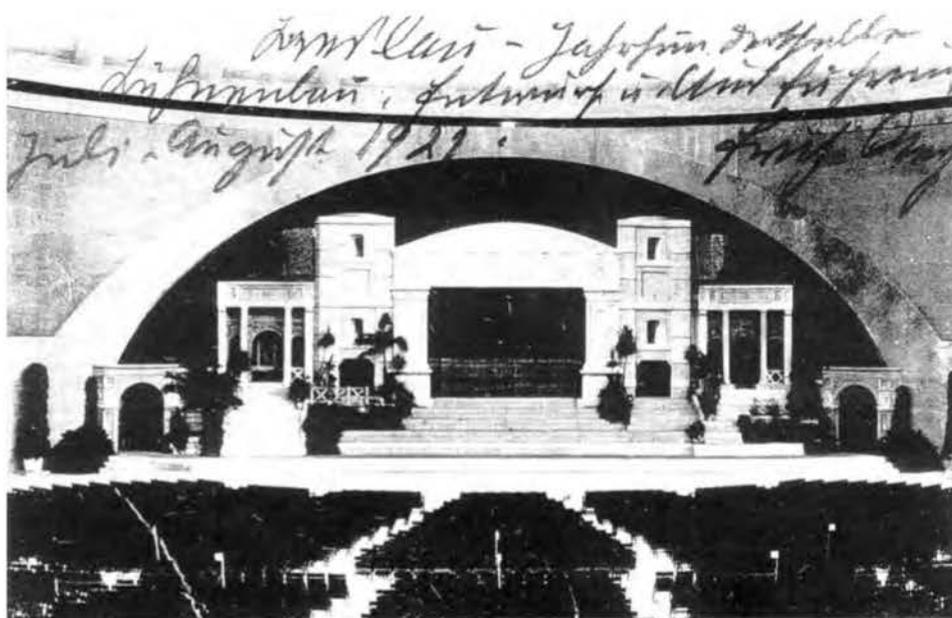


Abb. 1 Die Bühne für die Passionsspiele in der Jahrhunderthalle Breslau, Sommer 1921.
(Foto: Bernd Boll)

Saal, sondern unter freiem Himmel in einer Freilichtbühne spielen, deren Dimensionen bereits Aufsehen erregen mußten.

Ihr Freiburger Geschäftspartner, der Kaufmann Bernhard Gotthart, betrieb am Martinstor in der Kaiserstraße 132 ein Import- und Exportgeschäft. Er führte nicht nur die Verhandlungen mit der Stadtverwaltung über die Errichtung der Freilichtbühne, sondern traf gleichzeitig Vorbereitungen, das Freiburger Passionsspiel zu verfilmen.⁸ Gotthart, bis zum Ersten Weltkrieg Geschäftsführer der Express Films Co GmbH in der Schusterstraße 5,⁹ hatte bislang kurze Dokumentarfilme, unter anderem über das Leichenbegängnis August Bebels in Zürich, produziert.¹⁰ Er hatte seine Produkte von einer Firma in Paris vertreiben lassen, deren Geschäftsführer Robert Schwobthaler, inzwischen Nachfolger Gottharts bei Express Films, sich an der Produktion des Freiburger Passionsfilms beteiligte.¹¹ Wie die Produzenten verlauten ließen, war ihnen daran gelegen, den „guten Film“ zu fördern und den damals überaus beliebten Abenteuer- und Sexfilmen den Kampf anzusagen.¹²

Als Standort für ihre Freilichtbühne hatten Gotthart und die Faßnachts die Wiesen im Breiten Platz in der Nähe der Karthaus gewählt, weil dort die Hinterwaldkopf-Gruppe sich malerisch als Naturkulisse erhebt. Außerdem versprachen sie sich durch die Ost-West-Lage des Dreisamtales eine unübertreffliche Wirkung des Sonnenlichts auf das orientalische Ambiente. Dieses Gelände, das sich im Besitz der Stadt befand, wollten sie kaufen oder zumindest für mehrere Jahre pachten. Für den Fall, daß die Stadtverwaltung Einwände erheben sollte, drohte Gotthart, das ganze Unternehmen nach Karlsruhe zu verlegen, wo ihm die Stadt Gelände im Fasanengarten kostenlos zur Verfügung stellen werde. Um sie für die Freilichtbühne zu gewinnen, stellte er den Stadträten vor allem wirtschaftliche Vorteile in Aussicht: Die Passionsspiele würden Freiburg steigende Einnahmen aus dem Tourismus, der besseren Nutzung der Straßenbahn und durch Aufträge für das Handwerk bringen. Außerdem wäre die Stadt durch die „grosszügige Reklame“ des Reisebüros Cook in London bald in aller Welt bekannt und könnte deshalb auf den Besuch von zahlungskräftigen Touristen aus Übersee zählen.¹³

Im Verkehrsverein, der sich von dem Spektakel durch die Sogwirkung auf den Fremdenverkehr Vorteile für den selbständigen Mittelstand und eine Stärkung der städtischen Wirtschaft überhaupt versprach, fanden die ehrgeizigen Unternehmer einen willigen Bundesgefährten. Noch hatte die Stadtverwaltung das Gelände am Sandfangweg nicht zur Verpachtung freigegeben, als der Verkehrsverein in der Presse bereits Berichte lancierte, die die Passionsspiele als Allheilmittel für die wirtschaftlichen Nöte der Breisgau-Hauptstadt priesen. In der Folge tauchte die darin vertretene Meinung, das Projekt werde den Fremdenverkehr beleben und der Stadtkasse Mehreinnahmen bringen, in der öffentlichen Debatte immer wieder als gewichtiges Argument auf. Aber doch eher in der Absicht, das Wohlwollen des Erzbischöflichen Ordinariats zu gewinnen, äußerte der Verkehrsverein ferner die Hoffnung, daß „das große Versöhnungswerk von Golgatha (. . .) auf die ausländischen Besucher ausgleichend und versöhnend wirken“ möge. Von der Verfilmung des Spiels erwartete er schließlich nichts geringeres, als daß Freiburg damit die Chance habe, zur „Filmstadt zu werden, zu der es dank seiner reizenden und abwechslungsreichen Umgebung mindestens ebenso geeignet ist wie Spree- oder Isar-Athen.“¹⁴ An der Dreisam nicht nur

ein zweites Oberamergau, sondern womöglich ein deutsches Hollywood entstehen zu lassen, erschien vielen Zeitgenossen als verlockende Perspektive.

Im Gegensatz zur Mehrheit im Stadtrat standen Stadtbauamt, Gartendirektion und Beubarungsverwaltung dem Unternehmen wohlwollend gegenüber, weil ihre Leiter ebenfalls erwarteten, daß die Spiele „Verdienst und Verkehr in unsere Stadt bringen und zudem noch den notleidenden Finanzen unserer Eisenbahnen aufhelfen“ würden.¹⁵ Sie konnten sich am Ende mit ihrer Auffassung durchsetzen, so daß knapp zwei Monate nach den ersten Kontakten die Verhandlungen über den Pachtvertrag begannen.¹⁶ Mit der Freilichtbühne schien eine jahrhundertalte Tradition wiederaufzuleben.

Tradition und Geschäft

Passionsspiele hatten in Freiburg bereits im 16. und 17. Jahrhundert stattgefunden. Sie waren aus den Fronleichnamsprozessionen hervorgegangen, die seit Ende des 15. Jahrhunderts lebende Bilder mitführten, szenische Darstellungen des Heilsgeschehens im Alten und Neuen Testament. Fronleichnamsspiele sind in Freiburg 1479 erstmals urkundlich belegt, aus dem Jahr 1516 datiert die erste Beschreibung.¹⁷

Die Bilder verselbständigten sich allmählich zu szenischen Darstellungen, nachdem man dazu übergegangen war, am Nachmittag dramatische Aufführungen auf dem Münsterplatz zu zeigen, die bis in die Nacht hinein dauerten. So wurde 1606 auf dem östlichen Teil des Münsterplatzes, mit Kaufhaus und Münster als Kulissen, Johann Weles Passionsspiel *Das Nachtmahl Christi* gespielt. Allerdings kamen die Spiele nicht jedes Jahr in vollständiger Länge auf die Bühne: 1542 beschloss die Veranstalter des Fronleichnamsumzugs, die Kreuzigungsszene nur noch alle drei Jahre aufzuführen.¹⁸ Diese Form der Passionsspiele hielt sich indessen nur bis zum Dreißigjährigen Krieg. Da, wie ein Senatsprotokoll von 1637 vermerkt, „Freund und Feind seit langen Kriegsjahren Passion mit sich selbst spielen“, wurden sie schließlich eingestellt. Aber auch, als nach dem Westfälischen Frieden die Fronleichnamsprozessionen wieder regelmäßig durch die Stadt zogen, verzichtete man fortan auf die szenischen Darstellungen.¹⁹

Als sich fast drei Jahrhunderte später Theaterunternehmer wieder auf die Passionsspiele besannen, hatten sie jedoch weniger die Pflege alter Traditionen im Sinn als die Absicht, Geld zu verdienen. Das stellte sich schon bei den Verhandlungen um den Pachtvertrag heraus: Für die Errichtung von Bühne und Tribüne stellte die Stadt ein Gelände von etwa 40 000 Quadratmetern zur Verfügung, für das sie einen jährlichen Pachtzins von 22 300 Mark und zusätzlich eine Sicherheit von 200 000 Mark forderte.²⁰ Das war Gotthart zu teuer. Als Sicherheit erschienen ihm 44 000 Mark genug, und außerdem wollte er den Pachtvertrag gleich auf zehn und nicht, wie die Stadt beabsichtigte, nur auf drei bis fünf Jahre abschließen. Sollte sie in diesem Punkt kein Entgegenkommen zeigen, würden seine Partner von dem Vertrag ganz zurücktreten und das Unternehmen in eine Nachbargemeinde verlegen. Außerdem bemerkte er, daß die Weigerung, auf seine Bedingungen einzugehen, „in weiten Kreisen ein starkes Befremden“ hervorrufen würde. Gotthart spielte damit auf die bisherige Pressearbeit an, die die öffentliche Meinung in wenigen Wochen überwiegend zugunsten

der Freilichtbühne beeinflusst hatte.²¹ Da die Stadtverwaltung sich allerdings nicht erpressen lassen wollte, verhandelte man noch Monate, bis beide Seiten den Vertrag nach Beendigung der ersten Spielzeit endlich unterzeichneten. Die Gebrüder Faßnacht akzeptierten schließlich doch eine Pachtzeit von fünf Jahren, als Kautionsleistung einigte man sich auf 100 000 Mark.²²

Im Frühjahr 1921 waren die Bauarbeiten an der Dreisam in vollem Gang. Tag für Tag las nun die staunende Öffentlichkeit Neuigkeiten über die Freilichtbühne. Am 1. Juni informierte das *Freiburger Tageblatt*, das wie die übrige bürgerliche Presse dem Unternehmen sehr wohlgesonnen war, seine Leser über die Oberammergauer Festspiele. Indirekt und ohne Absicht enttarnte jedoch die wohl von Gotthart in Umlauf gebrachte Meldung die Berufung der Gebrüder Faßnacht auf ihre Oberammergauer Tradition als bloße Werbestrategie. Echte Oberammergauer, so erfuhren die Leser nämlich, gingen nicht auf Tournee, sondern spielten ausschließlich daheim.²³ Tatsächlich verzichteten die Faßnachts bald auf das Etikett „Oberammergau“ und vermarkteten ihr Stück noch jahrelang unter der Bezeichnung „Freiburger Passionsspiele“.

Die professionelle Werbekampagne der Veranstalter konnte nicht verhindern, daß die Freilichtbühne in der Presse umstritten blieb. Vor allem die sozialdemokratische *Volkswacht* hielt die religiöse Motivation der Veranstalter für vorgeschoben und sah als eigentliche Triebfeder für das Unternehmen kapitalistische Profitinteressen am Werk.²⁴ Wiederholt meldete sie Zweifel an, ob die Spiele den wirtschaftlichen Aufschwung Freiburgs tatsächlich fördern könnten. Das ohnehin defizitäre Stadttheater, griff die Zeitung ein verbreitetes Argument auf, drohe durch die Konkurrenz am Sandfangweg noch tiefer in die roten Zahlen zu rutschen, und schlimmer noch, der zu erwartende Zustrom von Touristen könne möglicherweise die Wohnungsnot weiter verschärfen.²⁵ Zudem befürchtete sie eine generelle Steigerung der Lebenshaltungskosten.²⁶

Die Zeitung setzte eine lebhafte Diskussion über die Sozialverträglichkeit der Passionsspiele in Gang, bei der sich auch der Mittelstand zu Wort meldete, dessen Angehörige sich den größten Nutzen von dem Unternehmen versprachen. In einem gemeinsamen Leserbrief in der *Breisgauer Zeitung* vom 13. Juli begründeten der Verein selbständiger Kaufleute, die Mittelstandsvereinigung und der Verkehrsverein die Notwendigkeit einer Neuorientierung der Freiburger Wirtschaftspolitik: „1. die Ansiedlung der Industrie ist durch die Nähe der französischen Grenze, örtliche Entfernung der Rohstoffgebiete, enorme Frachtenverteuerung unmöglich gemacht. 2. Die bisherige Befruchtung des Freiburger Wirtschaftslebens durch den Rentnerstand und die früher hier blühende Bauindustrie ist zum Teil ausgeschaltet. 3. Der Verlust einer



Abb. 2 Zeichnung der Bühnenanlage für die Freiburger Passionsspiele.
(Presseinformation der Freilichtbühne Freiburg)

starken Garnison mit vielen zahlungskräftigen Offizieren und Einjährigen dürfte für uns unabänderlich sein, ebenso die Verarmung eines großen Teils der Studentenschaft.“ Folglich sei der Fremdenverkehr die einzige wirtschaftliche Zukunftslösung für Freiburg, das „nur durch eine *weitgehendste Hebung des Fremdenverkehrs* dem *finanziellen* Ruin entgehen“ könne. Zudem bestritten die Verfasser, daß der wachsende Tourismus höhere Preise bedeute. Was ungerechtfertigte Mieterhöhungen betreffe, so sei es Aufgabe des Mietervereins, dagegen einzuschreiten.²⁷

Unterdessen hatte längst der Vorverkauf begonnen. Für die erste Spielzeit, die von Mitte Juli bis Anfang Oktober 1921 dauerte, hatten die Veranstalter insgesamt 37 Vorstellungen angesetzt, jeweils am Mittwoch, Samstag und Sonntag, sowie zwei Sondervorstellungen an Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt. Beginn der Aufführungen war um 13.30 Uhr, enden sollten sie kurz nach 19 Uhr. Unnummerierte Stehplätze kosteten an der Tageskasse 6 Mark, nummerierte Sitzplätze zwischen 12 und 120 Mark. Im Vorverkauf wurde eine weitere Gebühr — je nach Rang zwischen zwei und 10 Mark — auf jede Karte geschlagen. Die Geschäftszentrale der Freilichtspiele legte Wert auf die Feststellung, daß die Vorverkaufsgebühr an ihren eigenen Vorverkaufsstellen nur halb so hoch sei wie anderswo. Von jeder eingenommenen Mark gingen 20 Pfennig als Vergnügungssteuer an die Stadtverwaltung, die mit einigen hunderttausend Mark zusätzlichen Einnahmen rechnen konnte.²⁸ Der Eintritt war keineswegs billig, da die durchschnittlichen monatlichen Lebenshaltungskosten einer fünfköpfigen Familie sich im Sommer 1921 auf etwa 1 000 Mark beliefen.²⁹

Auswärtigen Besuchern bot die Geschäftszentrale Gesamtpakete in mehreren Preisklassen an, in denen Anreise, Eintrittskarte und Übernachtungen enthalten waren. Nicht — wie zunächst angekündigt — die angesehenere Reiseagentur Cooks in London,



Abb. 3 Die Stadtmauern von „Jerusalem i. Br.“ (Foto: Stadtarchiv Freiburg)



Abb. 4 Die Synagoge. Der Davidstern kaschierte den großen Schalltrichter für die eingebaute Kirchenorgel. Darüber sind drei zusätzliche Schalltrichter zu erkennen. (Foto: Stadtarchiv Freiburg)

sondern das Berliner Reisebüro W. Stangens erhielt den Auftrag, Eintrittskarten und Übernachtungsgutscheine im Ausland zu vertreiben. Den Vorverkauf in Deutschland übernahmen die Filialen der Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank). Das Freiburger Verkehrsbüro vermittelte ausschließlich Unterkunfts- und Verpflegungsnachweise,³⁰ während Vorbestellungen nur bei der Firma von Gotthart, beim Reisebüro Stangens und den Filialen der Darmstädter Bank möglich waren. Besucher hatten die Wahl zwischen drei Hotel-Serien mit Vollpension zwischen 74 und 111 Mark pro Übernachtung, Frühstück und warmes Mittag- und Abendessen eingeschlossen. Der Zähringer Hof, der zur teuersten Kategorie zählte, erhob zusätzlich einen Aufschlag von 20 Mark.³¹

Was die Vermarktung betraf, war das große Vorbild nicht zu übersehen: Pauschalreisen zu den Passionsspielen verkaufte Oberammergau damals bereits seit Jahrzehnten mit großem Erfolg. Dort hatten sich seit 1830 die ersten Zuschauer aus Großstädten, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann zunehmend ein internationales Publikum eingefunden. Englischsprachige Besucher, vor allem aus den Vereinigten Staaten, fanden immer zahlreicher Gefallen an den malerisch folkloristischen Darbietungen in den Alpen. Nachdem seit 1900 eine direkte Eisenbahnstrecke München mit dem Passionsspielort verband, nahm die Zahl der verkauften Eintrittskarten von Aufführung zu Aufführung zu. Schon 1880 hatten die Reiseagenturen H. Gaze und Thomas Cook in London die ersten Pakete mit Anreise, Eintrittskarte und Übernachtung verkauft und damit das bis heute erfolgreiche Modell für die Einbindung der Passionsspiele in die Tourismusindustrie entwickelt.³²

Hotel-Serie I	Durch Gotthart bezogen :	Durch and. Vertreter im Inland bezogen :	Durch Stangens Vertreter i. Ausland bezogen :
1 Bett einschließlich Licht, städt. Fremdensteuer und Unterkunftsgebühr. Frühstück komplett bestehend aus: Kaffee oder Tee mit Milch, Brot, Marmelade, Zucker, Butter und 2 Eiern. Mittagessen : Suppe, Fisch oder Vorspeise, Fleischplatte mit Gemüse und Kartoffel, Süßspeise. Abendessen : Gleich wie Mittagessen. Diejenigen Gäste, welche im Zähringer Hof untergebracht werden, haben 20 Mk. nachzuzahlen. Trinkgelder sind nicht inbegriffen.	Mk. 111.–	Mk. 117.–	Mk. 123.–
Hotel-Serie II			
(umschließt fein-bürgerliche Hotels, Pensionen, Fremdenheime, Hospize etc.) Bett, Frühstück, Mittag- und Abendessen wie bei Serie I.	Mk. 90.–	Mk. 95.–	Mk. 100.–
Hotel-Serie III			
(umschließt gut-bürgerliche Gasthöfe, Pensionen, Fremdenheime, Hospize etc.) Bett, Frühstück, Mittag- und Abendessen wie bei Serie I.	Mk. 74.–	Mk. 78.–	Mk. 82.–

Abb. 5 Drei Klassen-Tourismus zu den Passionsspielen: Hotel-Serien der Freiburger Gastronomie. (Presseinformation der Freilichtbühne Freiburg)

Mit denselben Methoden, sagten sich Gottwald und die Gebrüder Faßnacht, müßten auch in Freiburg Geschäfte zu machen sein. Folgerichtig bemühten sie sich, mehr als nur ein gewaltiges Bühnenspektakel zu inszenieren: jeder Aspekt des Ereignisses sollte Gewinn abwerfen. In den Geschäftsräumen der Firma Gotthart, wo ein zwei Quadratmeter großes Gipsmodell der Bühnenanlage ausgestellt war, konnten Interessenten allerhand Devotionalien erwerben, Postkarten beispielsweise, die Georg Faßnacht als Judas und Adolf als Jesus zeigten: durch Abwedeln hatte der Fotograf in der Dunkelkammer seinem Haupt sogar einen Heiligenschein hinterlegt.³³ Nachdem die ersten Aufführungen über die Bühne gegangen waren, verkaufte Gotthart eine 26 Motive umfassende Postkartenserie mit Szenenfotos des Passionsspiels.³⁴

Außerdem informierte die Geschäftsstelle über die Gagen für Statisten und hatte Listen ausgelegt, in die sich Interessenten eintragen konnten. An der Fassade prangte ein gut acht Meter breites Transparent mit der Aufschrift „Passionsspiele“ in Deutsch, Englisch und Französisch.³⁵ Weitergehende Eingriffe in das Stadtbild, wie sie die Veranstalter beabsichtigt hatten — etwa das Schmücken der Straßenbahnwagen mit bunten Fähnchen an den Spieltagen — hatte die Stadtverwaltung eben noch abwenden können; stattdessen hing an den Wagen, die zwischen Hauptbahnhof und Waldsee verkehrten, lediglich ein Schild mit der Aufschrift „Passionsspiele“.³⁶ Eine Reihe von Dienstleistungen hatte Gotthart an Pächter vergeben. Hinter der Zuschauertribüne befanden sich eine Kantine für Darsteller und Personal und 10 Verkaufsbuden, die Essen und Getränke feilboten.³⁷ Weitere Stände verkauften Ansichtskarten, Fotos, Programme und Textbücher. Garderoben und Toiletten befanden sich in einem gesonderten Gebäude.³⁸

Schon im Vorfeld war deutlich geworden, daß hier ein religiöses Thema der Absicht dienen sollte, möglichst viel Gewinn zu erzielen. Das gab der sozialistischen Presse Gelegenheit, ein kritisches Licht auf die Initiatoren der Passionsspiele zu werfen, indem sie ihnen Leben und Lehre von deren Hauptperson entgegenhielt: „Und in Freiburg wird vor einem Publikum, das 120 M für den Platz und 111 M für Pension bezahlt, der Nazarener ans Kreuz geschlagen“, schrieb der sozialdemokratische *Volksfreund* in einem Bericht über die zunehmende Verelendung der Arbeiter in Baden. „Selbstverständlich. Warum hat er auch die Wucherer und Wechsler mit Stricken aus dem Tempel hinausgeschlagen, warum hat er sich auch der Armen angenommen und den Reichen ins Gewissen geredet, warum ist er in einem Stall geboren und warum hat er einen Proletarier zum Pflegevater gehabt.“³⁹

Auch daß das Arbeitsamt Freiburg Arbeitslose als Statisten an die Passionsspiele vermittelte, erregte wochenlang die Gemüter. Die *Volksmacht* ergriff Partei für alle, die es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten, unter Androhung des Entzugs der Arbeitslosenunterstützung an den Passionsspielen teilnehmen zu müssen: weil sie entweder Atheisten waren oder als gläubige Christen Jesus hätten verspotten müssen.⁴⁰ Auf Einspruch von zwei Betroffenen entschied schließlich das Bezirksamt als Aufsichtsbehörde, daß in diesem Fall die Annahme der Arbeit in den freien Willen zu stellen und der Entzug der Unterstützung für die Weigerung, als Statist mitzuwirken, nicht gerechtfertigt sei.⁴¹

Premiere

Für die künstlerische Leitung der Passionsspiele hatte Gotthart Harry Schäfer vom Stadttheater Freiburg gewonnen. Schäfer bearbeitete auch die Spielvorlage, die angeblich auf dem Urtext des Oberammergauer Passions-Festspiels beruhte.⁴² Eine eigene Spielvorlage hatte dort der ersten Aufführung der Passion im Jahre 1633 jedoch nicht zugrunde gelegen. Man griff vielmehr zunächst auf zwei von auswärts übernommene Texte zurück und überarbeitete sie immer wieder von neuem.⁴³ Aber mit den Oberammergauer Federn hatten sich Adolf und Georg Faßnacht seit Jahren geschmückt, sie dienten ihnen als künstlerische Legitimation ebenso wie als Ausweis für die moralische Lauterkeit ihrer Absichten.

Adolf Faßnacht spielte wie immer den Jesus Christus, sein Bruder Georg den Judas. Als Maria und Magdalena standen die Töchter von Adolf Faßnacht, Amalie und Elisabeth, auf der Bühne. In den weiteren Hauptrollen waren bekannte Schauspieler des Stadttheaters Freiburg zu sehen. Das Volk stellten 1500 Statisten aus Freiburg dar.⁴⁴ Die musikalische Leitung übernahm Franz Philipp, Anfang der Zwanzigerjahre der bekannteste Freiburger Komponist.⁴⁵ Er schrieb für das Stück begleitende und überleitende Sätze für Orchester und Orgel und überwachte die Einstudierung der mitwirkenden Kirchenchöre.⁴⁶ Das vierfarbige Plakat hatte die Freiburger Buch- und Kunstdruckerei Adolf Kuenzer angefertigt.⁴⁷

Am Samstag, dem 16. Juli 1921, ging die mit Spannung erwartete Premiere über die Bühne. In 17 Szenen entfalteten sich vor den Augen des Publikums die letzten Tage im Leben von Jesus Christus, vom Einzug in Jerusalem bis zum Tod am Kreuz und zur Auferstehung:⁴⁸

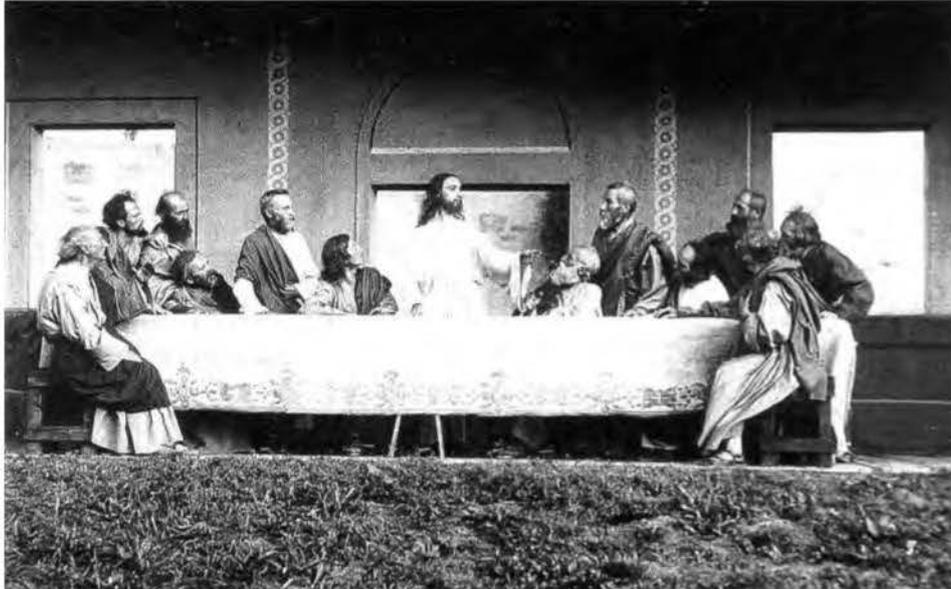


Abb. 6 „Jesus hält mit seinen Jüngern das letzte Passah Mahl und stiftet das Mahl des neuen Bundes zu seinem Andenken.“ Die Freiburger Inszenierung kopierte die Abendmahlszene der Oberammergauer Passionsspiele, die ihrerseits Leonardo da Vincis Gemälde bis in Details des Raumes, der Requisiten und der Gesten nachstellten. (Foto: Stadtarchiv Freiburg)

1. Jesus zieht unter dem Jubel des Volkes in Jerusalem ein und treibt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel aus.
2. Die Hohepriester und Schriftgelehrten halten bei Kaiphas Rat, wie sie Jesum in ihre Gewalt bringen können.
3. Christus nimmt Abschied von seiner Mutter und von den Freunden zu Bethania.
4. Jesus geht mit seinen Jüngern wieder nach Jerusalem — weint beim Anblick der sündigen Stadt — schickt zwei von seinen Jüngern aus, das Osterlamm zu bereiten — Judas faßt den Gedanken, seinen Meister zu verraten.
5. Jesus hält mit seinen Jüngern das letzte Passah Mahl und stiftet das Mahl des neuen Bundes zu seinem Andenken.
6. Judas kommt in das Synedrum und verspricht, um 30 Silberlinge seinen Meister in die Hände der Pharisäer zu liefern — diese beschließen den Tod Jesu.
7. Jesus leidet bittere Todesangst, wird dann von Judas durch einen Kuß an die Rotte verraten, die ihn gefangen wegführt.
8. Jesus wird zu Kaiphas geführt, von demselben verhört und des Todes schuldig erklärt, von Petrus verleugnet, von den Dienern verspottet und mißhandelt.
9. Jesus wird zu Pilatus abgeführt und von den Priestern vor demselben verklagt. Dieser erklärt ihn für unschuldig und läßt ihn zu Herodes führen.
10. Herodes mit seinen Höflingen und Dienern verhöhnet und verachtet Jesum und sendet ihn zu Pilatus zurück.
11. Jesus wird dem Statthalter Pilatus vorgeführt, dieser schlägt die Auswahl zwischen Jesus und Barabbas vor und läßt Jesum geißeln.
12. Jesus wird gegeißelt und verspottet.



Abb. 7 „Jesus wird geißelt und verspottet.“ (Foto: Stadtarchiv Freiburg)



Abb. 8 „Pilatus stellt den geißelten und gekrönten Jesus dem Volke vor; dieses verlangt die Freilassung des Barabbas und den Tod Christi ...“ (Foto: Stadtarchiv Freiburg)



Abb. 9 „Jesus wird ans Kreuz geschlagen, das Kreuz wird emporgerichtet, am Kreuze wird er noch verspottet, Jesus letzte Worte und sein Tod und die Ereignisse während seines Sterbens.“
(Foto: Stadtarchiv Freiburg)

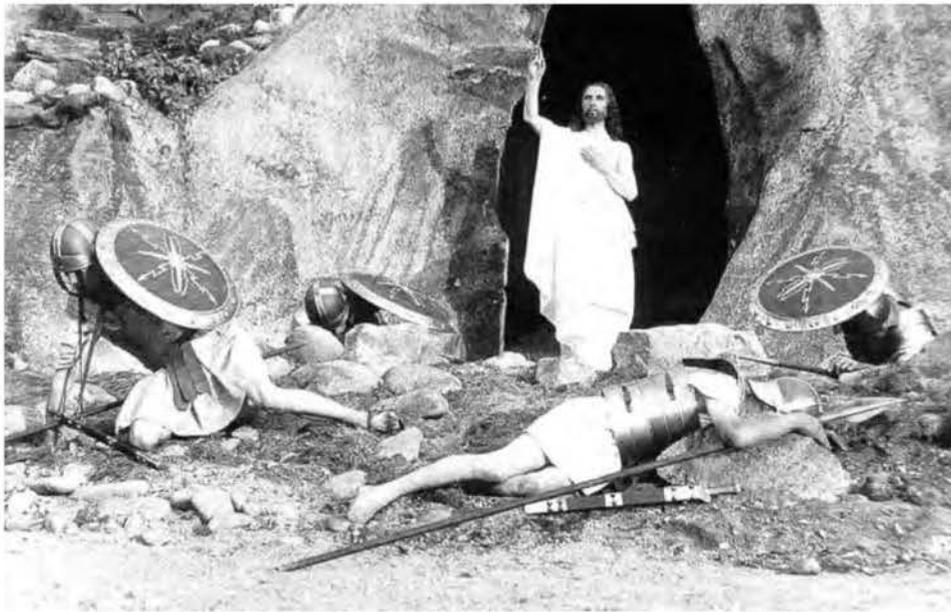


Abb. 10 „Jesus erhebt. Die Wächter des Grabes außer Fassung. Die Frauen besuchen das Grab. Ein Engel verkündet die Auferstehung.“ (Foto: Stadtarchiv Freiburg)

13. Pilatus stellt den gegeißelten und gekrönten Jesus dem Volke vor; dieses verlangt die Freilassung des Barabbas und den Tod Christi. — Die Standhaftigkeit des Pilatus wird durch Drohungen erschüttert — er spricht Barabbas frei und über Jesus das Todesurteil.

14. Jesus mit dem Kreuze beladen wird nach Golgatha geführt und begegnet seiner betäubten Mutter. — Simon von Cyrene wird gezwungen, das Kreuz zu übernehmen, — einige Frauen von Jerusalem beweinen Jesum.

15. Jesus wird ans Kreuz geschlagen, das Kreuz wird emporgerichtet, — am Kreuze wird er noch verspottet, — Jesus letzte Worte und sein Tod und die Ereignisse während seines Sterbens.

16. Die Kreuzesabnahme.

17. Jesus erhebt. Die Wächter des Grabes außer Fassung. Die Frauen besuchen das Grab. Ein Engel verkündet die Auferstehung.

Die *Freiburger Tagespost*, das führende Zentrumsblatt, fand vor allem die Kulisse beeindruckend: „Die Bühnenanlage ist eine sehr beachtenswerte Leistung moderner Bühnenkunst.“ Zum kommerziellen Treiben rund um die Bühne machte sie allerdings kritische Anmerkungen: „Etwas überrascht ist man über den etwas kirmesartigen Betrieb hinter der Zuschauer-Tribüne. Die Tatsache, daß man im Innern des Spielplatzes zuerst Bier- und Weinwirtschaften begegnet, dürfte meines Erachtens auf die ernsthaften Besucher keinen günstigen Eindruck machen.“ Außerdem bemängelte die Zeitung die fehlende Überdachung der Tribüne, „da die fürchterliche Hitze auf die geistige Spannkraft der Zuschauer lähmend wirkt.“ Bei fast sechs Stunden Aufführungsdauer und nur einer Pause scheint dem Publikum tatsächlich bald die Konzentration abhanden gekommen zu sein.

Die gesamte Konzeption des Schauspiels, seine monumentale Inszenierung, die detailgetreue Architektur und die sorgfältig angefertigten Kostüme waren einer Theaterästhetik verpflichtet, die Ende des 19. Jahrhunderts zeitgemäß, inzwischen jedoch durch modernere Bühnentechniken verdrängt worden war. Der inszenatorische Naturalismus der Freiburger Passion stand in einem befremdlichen Widerspruch zu ihrem mystischen Inhalt, der keinen geringeren Anspruch erhob, als das neutestamentarische Erlösungswerk zur Erbauung eines breiten Publikums auf der Bühne Gestalt annehmen zu lassen. Was die Inszenierung betraf, störte sich der Rezensent der *Tagespost* an pausierenden Schauspielern und Personen in moderner Kleidung, die sich zwischen den Kulissen blicken ließen. Kritisch äußerte er sich ferner über einige Unzulänglichkeiten der Regie, die manchmal völlige Entleerung Jerusalems von seiner Bevölkerung beispielsweise, oder eine gewisse Schwerfälligkeit beim Dirigieren der Massen in einigen Szenen. Die Auferstehungsszene erschien ihm „primitiv und deshalb von geringer Wirkung.“ Dagegen fanden der Einzug in Jerusalem, der kräftige, frische und wohlklingende Volksgesang und die Abendmahlszene, die sich wie in Oberammergau stark an Leonardo da Vincis Darstellung anlehnte, seinen ungeteilten Beifall. Gleichzeitig gab er der Hoffnung Ausdruck, daß die genannten Fehler in Zukunft vermieden werden könnten, „wenn das gewaltige Werk sich günstig weiterentwickelt.“⁴⁹

Bei aller bisher geäußerten Kritik an der schieren Größe und an der amerikanischen Vermarktungsstrategie hielt sich auch die *Völkswacht* mit positiven Urteilen über die Aufführung nicht zurück: „Die Formen der Gebäude und ihre Farben sind sehr passend konstruiert und angewandt. (. . .) Die Verwendung der Musik geschah

in sehr unaufdringlicher, ja geradezu geforderter Weise. (...) Sämtliche Darsteller haben Beachtliches geleistet. (...) Nur wenig sei nachteilig beurteilt. Adolf Faßnacht zeigt als Christus von Nazareth vielfach eine zu weiche, kraftlose Stimme. Dies sei hervorgehoben, trotzdem damit eine organische Veranlagung getroffen wird.“ Daß jedoch naturalistische Bühneneffekte kein geeignetes Mittel für die Darstellung christlicher Dogmen sind, faßte der sozialdemokratische Kritiker in die Worte: „Auch könnte man hinfort auf die sehr wenig gerechtfertigten Pulverdämpfe verzichten beim Erscheinen des Engels am Ölberg und bei der Auferstehung.“⁵⁰ Obwohl die Regie in entscheidenden Szenen zu erprobten Effekten der Theatermaschinerie Zuflucht nahm, stimmte die Lokalpresse weitgehend darin überein, daß Harry Schäfer seine schwierige Aufgabe im Ganzen nicht ohne Geschick gelöst habe.

„Die Wirkung des Werkes“, schrieb die *Freiburger Tagespost* nach den ersten Vorstellungen, „wird davon abhängen, ob es volkstümlich wird. Wird das der Fall, so ist seine Schaffung eine Tat von gewaltiger Bedeutung, wird sie es nicht, so haben wir Gelegenheit einen Mißerfolg von nicht alltäglicher Größe zu erleben.“ Erfolgversprechend hatten die Freiburger Passionsspiele aber keineswegs begonnen. Zu den beiden ersten Vorstellungen kamen statt der erwarteten 18 000 ganze 5 500 Zuschauer, ausgerechnet die teuersten Plätze waren unverkauft geblieben.⁵¹ Trotz der überwiegend wohlwollenden Presseberichte blieben auch bei den folgenden Vorstellungen die großen Besucherzahlen aus und die Kassen der Veranstalter leer. Ausländische Touristen hatten sich nicht in nennenswertem Umfang überzeugen lassen, daß in Europa von nun an Freiburg die erste Adresse für Passionsspiele sei, und die Zahl der deutschen Zuschauer war geringer als erwartet, weil angesichts der gleichzeitig sich verschärfenden Wirtschaftskrise und unaufhaltsamen Inflation weite Kreise nicht mehr in der Lage waren, die teuren Karten zu bezahlen.⁵² Zwar rettete sich die Freiburger Freilichtbühne in die nächste Saison, aber für 1922 eröffneten sich in finanzieller Hinsicht düstere Aussichten.

„Die größte Freilichtbühne der Welt“ in der Krise

Deshalb nutzte das Ensemble die Winterpause zu Gastspielreisen, um seine Kasse aufzufüllen.⁵³ Daß „die größte Freilichtbühne der Welt“ zum größten Debakel in der Geschichte des Passionsspiels zu werden drohte, war den Veranstaltern jedoch klar, bevor im Juni 1922 die zweite Spielzeit begann. Bereits im Frühjahr hatten sie deshalb nach Möglichkeiten gesucht, die drohende Pleite abzuwenden. Das Zauberwort hieß Wohltätigkeit.

In der Freiburger Ortsgruppe des Christlichen Bühnenvolksbundes fanden die Gebrüder Faßnacht einen Partner mit dem Status der Gemeinnützigkeit, der möglicherweise durch Kosteneinsparungen die Verluste in erträglichen Grenzen zu halten vermochte. Im Mai 1922 vereinbarten beide Seiten, den Reinertrag der zweiten Spielzeit wohltätigen Zwecken zuzuführen. 30 Prozent der Einnahmen aus den Gastspielreisen der Gebrüder Faßnacht flossen ebenfalls zur Verwendung in der Wohlfahrt an den Christlichen Bühnenvolksbund. Ferner standen ihm weitgehende Rechte zu, was die Auswahl der Darsteller und die künstlerische Darbietung betraf. Und schließlich übernahm er die finanzielle Aufsicht über das Unternehmen. Im Gegenzug verpflich-

tete er sich, der Freilichtbühne Chor und Statisten zu stellen und in eigener Verantwortung zu entlohnen. An die Hauptdarsteller zahlte er Honorare und Gehälter, der Direktion eine „angemessene Vergütung“ für ihre Tätigkeit.⁵⁴

Zur Saison 1922 gab die Festspielleitung eine Serie Notgeldscheine heraus, sechs Bilder im Nennwert zu je einer Mark, die die Festspielkasse und das badische Reisebüro in Freiburg bis zum 1. Oktober 1922 in Zahlung nahmen.⁵⁵ Nachdem die Passionsspiele nun unter der Flagge der „christlichen Liebestätigkeit“ segelten und in Anspruch nahmen, am „sittlichen Wiederaufbau unseres Volkes mitzuarbeiten“, fielen sogleich die Eintrittspreise. Am Pfingstsonntag, dem 4. Juni 1922, fand eine Aufführung speziell für Vereine, Gewerkschaften und andere Organisationen statt, für die der Eintritt auf allen Plätzen einheitlich 20 Mark kostete.⁵⁶ Im Vorjahr hatte man für Karten bis zu 120 Mark auf den Tisch gelegt, inzwischen waren jedoch die Lebenshaltungskosten fast auf das vierfache gestiegen.⁵⁷ Nicht mehr an wohlhabende Touristen, sondern an die einheimische Bevölkerung richtete sich nun also das Angebot der Freilichtbühne.

Aber auch die Demokratisierung vom Bühnenereignis für bürgerliche Weltbummler zum Volkstheater brachte für die Passionsspiele nicht die Rettung. Mitte Juni meldete die *Freiburger Tagespost*, daß die Besucherzahlen noch immer zu wünschen übrig ließen.⁵⁸ Daran konnte auch der Stadtrat nichts mehr ändern, der Anfang Juli die Vergünstigungssteuer auf den Eintrittskarten „aus Billigkeitsgründen“ zur Hälfte erließ.⁵⁹ Im September mußte der Bühnenvolksbund einräumen, daß während der gesamten zweiten Spielzeit nur etwa 8 000 bis 10 000 Zuschauer die Aufführungen besucht hatten. Auch wenn acht Spieltage wegen schlechten Wetters ausgefallen waren, ließ sich das nachlassende Publikumsinteresse nicht länger leugnen. Der Erlös aus den Eintrittskarten reichte längst nicht aus, die Kosten zu decken, im Gegenteil, es waren Defizite entstanden, für die die Gebrüder Faßnacht aufzukommen hatten.⁶⁰

Der Versuch, in Freiburg die Tradition des Passionsspiels aus dem Geist des Kapitalismus neu zu beleben, war endgültig gescheitert. Selbst die Anbindung an die Wohlfahrtspflege hatte sich nicht als Rettungsanker erwiesen. Die Saison 1922 endete mit einem Debakel. Es dürfte jedoch zu kurz greifen, allein die immer stärker beschleunigende Inflation mit ihrem Gefolge von Not, Arbeitslosigkeit und Verarmung breiter Schichten dafür verantwortlich zu machen. Denn im selben Jahr meldete Oberammergau, wo zum ersten Mal seit Kriegsende wieder Festspiele stattfanden, einen neuen Besucherrekord: von 225 000 Zuschauern im Jahre 1910 hatte sich ihre Zahl auf 311 127 erhöht.⁶¹ Die Vermarktung der Freiburger Freilichtbühne im In- und Ausland scheint der bayerischen Konkurrenz hoffnungslos unterlegen gewesen zu sein: Wer die teure Reise plante, zog die bekannten und traditionsreichen Passionsspiele in Oberammergau vor.

In aller Stille trug die Festspielleitung ihre Freilichtbühne zu Grabe. „Auf dem Umwege über Karlsruhe,“ schrieb die *Volkswacht* Ende Oktober, „erfährt man, daß sämtliche Einrichtungsgegenstände der Freiburger Freilichtbühne, auf der die Passionsspiele aufgeführt wurden, zum Abbruch und Verkauf stehen.“⁶² Die Leser der *Badischen Presse* in Karlsruhe hatten schon eine Woche zuvor einer Annonce entnehmen können, daß ein Bauunternehmen in der Nähe von Durlach Käufer für die Reste

Deutsche Filmkunst im Ausland-Wettbewerb!

Der Galiläer

(das große Monumental-Passions-Filmwerk)

wurde von der **Ausstellungs-Kommission in Mailand** für würdig befunden, dem **Urteil des Publikums** unterbreitet zu werden. Er erhielt eine so große Stimmenzahl, daß er

als Erster

in der Klasse der historischen Filme bezeichnet und mit dem Preis des „**silbernen Pokals**“ ausgezeichnet wurde.

„Der Galiläer“ wird auch in Frankreich und Belgien als einer der ersten deutschen Filme in der selten großen Auflage von 35 Exemplaren z. Zt. vorgeführt.

„Der Galiläer“ wurde von der gesamten großen deutschen Tages- und Fachpresse als Meisterfilm der Regiekunst bezeichnet.

Regie: Dimitri Buchowetzki.

In den Hauptrollen die weltbekanntesten Christus- u. Judas-Darsteller **Adolf** u. **Georg Faßnacht.**

Glänzende künstlerische Leistungen der Einzel Darsteller.
Gewaltige Massenszenen. — Mehrere tausend Mitwirkende.

Stillechte Kostüme und Monumentalbauten.

Herrliche Landschaftsmotive.

Die Lizenzrechte für Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland Oesterreich, Ungarn, Polen, Jugoslawien, Tschechoslowakei, Bulgarien, Rumänien, Griechenland und Türkei **sind verkauft.**

Die Lizenzrechte für Europa: Großbritannien (England, Wales, Irland, Schottland, Südafrika, Britisch-Indien, Australien, Neuseeland), Holland, Spanien, Portugal, Schweiz Rußland und russ. Randstaaten **Amerika:** Kanada, Vereinigte Staaten, Mexiko, Zentral- und Südamerika — **Asien:** Japan, China, Persien **Afrika:** Marokko, Aegypten, Abessinien **sind noch frei.**

Verleger: Express-Films-Co. G. m. b. H., Berlin SW 68, Friedrichstr. 46 und Freiburg i. B. und Bernhard Gotthart, Filmwerk, Freiburg i. B., Kaiserstr. 132.

Abb. II Presseinformation der Produktionsgesellschaft Express Films.

der Bühne „en bloc oder im Einzelnen“ suchte.⁶³ Das gesamte Baumaterial mochte aber niemand haben. Es wurde deshalb Stück für Stück veräußert, so daß die Abrißarbeiten sich bis zum Februar des folgenden Jahres hinzogen.⁶⁴ Die *Völkswacht* sah durch das vorzeitige Ende der Passionsspiele ihre anfänglichen Bedenken bestätigt und erwartete von der Stadtverwaltung, daraus Lehren zu ziehen und über Schritte zur Konsolidierung der Freiburger Wirtschaft nachzudenken: „Hoffentlich geht nun die Stadt ernstlich dazu über, es mit der Ansiedlung von Industrie zu versuchen, um das Wirtschaftsleben am hiesigen Platze zu heben.“⁶⁵

„Das älteste Passionsspiel der Welt“ — Der Film

Auch der Verfilmung der Freiburger Passionsspiele blieb, zumindest in Deutschland, der große kommerzielle Erfolg versagt, obwohl biblische Stoffe, überhaupt Filme mit christlicher Tendenz, nach dem 1. Weltkrieg Konjunktur hatten. Die zeitgenössische Fachpresse erwähnt im Zusammenhang mit dem Freiburger Passionsfilm einen Heiland-Film von Dr. Paul Lerch und einen weiteren aus dem Cines-Verlag, die möglicherweise mit einem holländischen Bibel-Film und einem italienischen Epos mit dem Titel JUDAS identisch waren.⁶⁶

Neben Bergfilmen und Alltagsmärchen waren Stoffe mit christlicher Tendenz, die individuelles Leid in den Rang eines Opfers für die gesamte Menschheit erhöhten, eines der wichtigsten Genres, mit denen die deutsche Filmindustrie ein Identifikationsangebot für ihr durch Wirtschaftskrise, Inflation und politische Instabilität verunsichertes Publikum zu formulieren versuchte.⁶⁷ Carl Froelich verfilmte 1920 ein Fragment aus Dostojewskis Roman *Die Brüder Karamasow*, während Robert Wiene, der Regisseur des DR. CALIGARI, zunächst den RASKOLNIKOW adaptierte und schließlich 1923 mit I.N.R.I. einen Passionsfilm mit Asta Nielsen, Henny Porten und Werner Krauss in den Hauptrollen drehte.⁶⁸

Im Sommer 1921 hatten auf der Freiburger Freilichtbühne die Dreharbeiten stattgefunden. Mit der Regie hatten die Produzenten Gotthart und Schwobthaler den Exilrussen Dimitri Buchowetzki beauftragt, der Anfang der zwanziger Jahre neben Fritz Lang, Friedrich Murnau und Ernst Lubitsch zu den bekanntesten Filmregisseuren in Deutschland zählte. Der 1885 in Rußland geborene Buchowetzki, der eine Ausbildung zum Schauspieler und Regisseur am Moskauer Künstlertheater absolviert hatte, war nach der Oktoberrevolution zunächst nach Polen emigriert. Dort fand er beim Film Arbeit, ging aber 1918 nach Berlin. Sein Debüt als Regisseur mit ANITA JOE im folgenden Jahr war künstlerisch und finanziell ein Mißerfolg. 1920 arbeitete er an Carl Froelichs Dostojewski-Verfilmung mit, und 1921 schrieb er als Co-Autor am Drehbuch für den Film DER STIER VON OLIVERA. Buchowetzki versuchte, die Prinzipien des Theaters von Max Reinhard auf die Leinwand zu übertragen und dem Monumentalstil von Ernst Lubitsch eine eigene Bildauffassung gegenüberzustellen. Der Durchbruch kam noch im selben Jahr mit der Verfilmung von Georg Büchners Drama DANTONS TOD. Buchowetzkis ästhetische Bildauffassung zeichnete sich durch Stilisierung der Handlung, geometrische und ökonomische Raumaufteilung, Ästhetizismus, psychologische Eindeutigkeit der Personen sowie Licht- und Schattenwirkungen aus.⁶⁹



Abb. 12 Regisseur Dimitri Buchowetzki. (Foto: Filmprogramm)

Der Freiburger Passionsfilm erhielt den Titel DER GALILÄER — EIN MYSTERIUM IN 5 AKTEN. Das Drehbuch hatte Buchowetzki zusammen mit Stats Hagen geschrieben, hinter der Kamera stand Arpad Viragh. Als Kulissen dienten die Bauten der Freilichtbühne von Erich Aey und Otto-Heinz Ploch. Die Besetzung war mit der Bühnenaufführung identisch, mit Ausnahme der Rollen der Maria und der Magdalena, für die Express Films Eva Gühne und Elsa Dietler engagiert hatte. Der Stummfilm hatte eine Laufzeit von etwa 60 Minuten.⁷⁰

„Soll Jesus auf der Bühne oder im Film dargestellt werden?“ fragten die Produzenten im Programmheft. „Die Mysterienspiele, die Darstellung seines Leidens und Sterbens, sind bei uns der Anfang aller Theaterkunst gewesen. Und damit ist eine bejahende Antwort ganz allgemein ausreichend begründet. Auch für den Film, der besonders berufen erscheint, des Galiläers volkstümliche Gestalt darzustellen.“ Im Unterschied zu bisherigen Versuchen, das Leben von Jesus Christus zu verfilmen, wollte Buchowetzki jedoch nicht einfach „Bilder zur biblischen Geschichte, sondern ein starkes packendes Drama“ inszenieren, „das den Zuschauer von Anfang bis Ende erschüttert und packt.“⁷¹ Da der Tonfilm noch nicht erfunden war, konnte er die Bühnenhandlung nicht einfach abfilmen. Sein Drehbuch destillierte deshalb die Höhepunkte der Passion heraus und setzte die ausufernden Dialoge der 72 Druckseiten umfassenden Spielvorlage mittels Mimik, Gestik und einer bildwirksamen Choreographie auf die Leinwand um. Kurze, plakative Zwischentitel leiteten die Szenen mit den zum Verständnis erforderlichen Informationen ein.⁷²

Am 12. November 1921 durchlief der Streifen in Berlin die Zensur der Film-Prüfstelle, die zwei Szenen beanstandete. Die eine dauerte nur wenige Sekunden und zeigte die Leiche von Judas, der nach seinem Selbstmord vor dem Gefängnistor an einem Baum hing. Die zweite Szene kurz vor dem Schluß hatte eine Länge von etwa zweieinhalb Minuten: „Auf verschiedenen Ruhelagern liegen Männer, unter ihnen



Abb. 13 Vermutlich ein Szenenfoto der von der Filmzensur beanstandeten „Orgie“ im Palast des Pilatus.
(Foto: Filmprogramm)

links im Hintergrunde Pilatus, und kosen mit jungen Mädchen (teils Großaufnahmen). Es erscheint eine Tänzerin, die in der Mitte der Szene einen Tanz aufführt.“ Damit DER GALILÄER in Deutschland zur Vorführung vor Jugendlichen zugelassen werden konnte, fielen 53 von 1226 Metern Film der Schere zum Opfer.⁷³

Am 13. November fand im Marmorhaus die Pressevorführung statt.⁷⁴ Die Fachjournalisten erlebten eine Geschichte, deren Schlußszene gegenüber der Freiburger Bühnenfassung eine bemerkenswerte Variante aufwies. DER GALILÄER endete nicht mit der Verkündigung der Auferstehung, sondern in einer Apokalypse: Nachdem Jesus seine letzten Worte am Kreuz gesprochen hat, bricht Finsternis über Jerusalem herein, ein Erdbeben zerstört die Stadt und vertreibt ihre Bewohner.⁷⁵ Indem die Strafe für den Tod des Messias die Bewohner von Jerusalem stellvertretend für das jüdische Volk ereilt, erhält der Film eine antisemitische Stoßrichtung, die auf das Matthäus-Evangelium (Mt. 27.25) zurückgeht: „Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Auf diese Stelle berufen sich christliche Antisemiten seit fast zweitausend Jahren, um die heute noch gelegentlich vertretene „Selbstverfluchungsthese“ dogmatisch abzusichern, aus der sie eine Kollektivschuld der Juden am Tod des Messias bis auf die Kindeskinde ableiten.⁷⁶

Diesen Aspekt ließ die Fachpresse jedoch unbeachtet. Sie zeigte sich durchweg beeindruckt, vor allem von der Leistung des Regisseurs: „Buchowetzki's Regie gab dem Ganzen die knappe, straffe Form, bändigte die Massen mit sicherer Hand,“⁷⁷ schrieb der *Berliner Börsen-Kurier*. Dieser Aspekt der Regiearbeit hatte auch den Kritiker des *Düsseldorfer Kinematographen* beeindruckt: „Die Inszenierung der Volksmenge, das sie aufpeitschende Eingreifen der Priester, die Szene vor dem Statt-

halterpalast mit dem Auftreten des Pilatus gehören wohl zu den stärksten Stellen des Werkes. Mehrere Bilder lehnten sich geschickt an berühmte Werke der älteren Malerei an.“⁷⁸

Wie der Film über die holzschnittartige Charakterzeichnung der Bühnenfassung hinaus zu einer psychologischen Deutung der Hauptpersonen vorzudringen versuchte, erschien besonders dem Kritiker der Berliner *Germania* sehr überzeugend: Buchowetzki und Hagen, notierte er, „greifen entgegen ihren Vorgängern aus der großen Fülle der Ereignisse nur einzelne Höhepunkte heraus und verbinden sie untereinander mit künstlerischem Geschick. So bleibt ihnen Zeit zu einer wertvollen psychologischen Vertiefung der Darstellung und sie halten den Beschauer vom ersten bis zum letzten Augenblicke völlig im Banne des Miterlebens.“⁷⁹

Auch die Schauspieler fanden durchweg Beifall: „Die Darsteller werden ihrer hohen Aufgabe alle vollkommen gerecht. Auch nicht eine einzige Szene fällt aus dem starken Rahmen biblisch überlieferter höchster Tragik“,⁸⁰ schrieb wiederum die *Germania*. Den Rezensenten der Fachzeitschrift *Welt-Film* hatte vor allem die Identifikation der Schauspieler mit ihren Rollen beeindruckt: „Die Darsteller bilden sich nicht nur ein, was sie zu verkörpern haben, sie versuchen wirklich die Persönlichkeiten zu sein, in deren Geist und Schicksal sie hineinzuschlüpfen haben.“⁸¹



Abb. 14 Jesus vor Kaiphas. Die Zwischentitel zu dieser Szene lauten: „Messias hast Du Dich genannt, sprich, ich beschwöre Dich! Bist Du Messias, Gottes Sohn?“ „Du sagst es, ich bin es!“
(Foto: Bernd Boll)



Abb. 15 Judas verrät seinen Meister: „Dein Glück ist da, vor Dir, in Deiner Hand! Reich wirst Du sein und ein geehrter Mann, im Volk und vor dem Hohen Rate!“ „Noch in dieser Nacht werdet Ihr ihn haben!“ (Zwischentitel)⁶⁴ (Foto: Filmprogramm)

Die *Deutsche Allgemeine Zeitung* hob die darstellerische Leistung von Adolf Faßnacht als Jesus und Ernst Hellbach Kühn als Pilatus hervor,⁸² während der *Film* neben der Leistung von Adolf Faßnacht vor allem die seines Bruders Georg und Elsa Dietlers würdigte: „Der allgemeine Erfolg ist ein nicht geringes Verdienst des Hauptdarstellers Adolf Faßnacht, der der Gestalt das — in diesem Fall störende — Lebendige nahm und seinen Christus visionär mit halb geöffneten Lippen und klagenden Augen recht entsprechend schuf. Ueber den Bibeltext hinaus war in einer Episode die Liebe Maria Magdalenas von Elsa Dietler gewaltig gefaßt worden und Georg Faßnacht bekannte sich als Judas Ischarioth nach dem Verrat mit Wirkung zu einem ekstatischen Sünder.“⁸³

Auch Architektur und Technik fanden Anerkennung bei der Kritik. „Die Architekten Aey und Ploch schufen wirksame, bildhafte Dekorationen,“ schrieb der *Berliner Börsen-Kurier*.⁸⁴ Ähnlich lautete das Urteil der *Welt-Film*: „Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Architekten Erich Aey und Otto Heinz Ploch, der Techniker Willy Moree, der Photograph Arpad Viragh aner kennenswerte Leistungen unter gewiß nicht leichten Umständen vollbracht haben.“⁸⁵ Diesen Lobeshymnen gegenüber sind Vorbehalte jedoch durchaus gerechtfertigt, da in der chauvinistisch aufgeputzten Atmosphäre der frühen Weimarer Republik deutsche Kulturprodukte einen eindeutigen Heimvorteil genossen.⁸⁶

Trotzdem muß DER GALILÄER einer der besseren Bibelfilme gewesen sein, denn

die Aufnahme war auch im Ausland überwiegend freundlich. Auf der Mailänder Ausstellung 1922 gewann er den silbernen Pokal als bester historischer Film. In Frankreich und Belgien waren 35 Kopien gleichzeitig im Verleih, mehr als bislang von jedem anderen deutschen Film.⁸⁷ Schließlich lief der Streifen auch in Nordamerika an, wo ihn der Verleih als „The World’s Oldest Passion Play“ anpries, das auf das Jahr 1264 zurückgehe.⁸⁸ Ebenso wenig entsprach wahrscheinlich eine Zeitungsmeldung den Tatsachen, daß eine Vertriebsgesellschaft den Freiburger Passionsfilm zur Vorführung in 7 000 nord- und südamerikanischen Städten erworben habe.⁸⁹

Vermutlich gelang es Express Films nicht, für den deutschen Markt einen Verleih zu finden, so daß DER GALILÄER bis Anfang 1923 in Deutschland nicht öffentlich aufgeführt wurde. Vom 15. bis 18. April 1923 mietete Gotthart die Freiburger Festhalle für die ersten öffentlichen Aufführungen. Die Einnahmen des ersten Tages wollte er je zur Hälfte der Ruhrhilfe und der Notgemeinschaft überweisen. Die Stadtverwaltung sollte kostenlose Werbung treiben: Ein Erfolg, teilte Gotthart mit, werde um so eher eintreten, wenn Bürgermeister und Stadtrat die Schirmherrschaft über die Aufführung übernehmen. Außerdem beabsichtigte er, auf der Veranstaltung „eine patriotische Ansprache“ halten und die Vorführung von Chören, Sologesang und Orgelmusik begleiten zu lassen.⁹⁰

Gegen die Verwendung der Einnahmen zu wohltätigen Zwecken hatte die Stadtverwaltung nichts einzuwenden, die Schirmherrschaft über die Veranstaltung lehnte sie allerdings ab.⁹¹ An ihrer Stelle sprang die Caritas ein, die als Gegenleistung über die Verwendung der Eintrittsgelder mitbestimmte: je ein Drittel gingen an die „Opfer im badischen Einbruchgebiet“, die Notgemeinschaft „Winterhilfe Freiburg“ und den Caritasverband.⁹² Die Einnahmen hielten sich allerdings in bescheidenen Grenzen: ganze 186 855 Mark kamen für die Freiburger Winterhilfe zusammen. Um eine fünfköpfige Familie durch den Monat zu bringen, hätte es im Mai 1923 der doppelten Summe bedurft.⁹³

Schafe, Esel und Kamele — Die „Freiburger Passionsspiele“ in der Neuen Welt

Mitte Januar 1924 meldete die *Volkswacht*, daß sich Adolf Faßnacht mit seinem Ensemble nach New York eingeschifft habe, um von dort aus eine Tournee durch die USA, Kanada und Südamerika anzutreten. Die Vorstellungen würden auf einer Freilichtbühne gegeben, die nach dem Freiburger Vorbild gestaltet sei. Auch solle Faßnacht wegen seines Rufs als bester Christusdarsteller im Film in den USA für einen neuen Jesus-Film verpflichtet worden sein. Gleichzeitig mit dieser Gastspielreise werde dort „eine in amerikanischem Stile gehaltene“ PR-Kampagne für Freiburg gestartet. Diese Mitteilung hatte der Freiburger Verkehrsverein der Presse geliefert, der sich noch immer an seinem Traum vom schnellen Geld amerikanischer Touristen klammerte. Man werde „es nicht unterlassen, die Amerikareise unserer Passionsbühne mit einer durchdachten Propagandafahrt für unsere Schwarzwaldindustrie zu verbinden“, ließ er verbreiten, ohne sich jedoch darüber auszulassen, wie diese aussehen sollte.⁹⁴

Die Tournee dauerte ungefähr ein Jahr. Für den theaterbegeisterten Pfarrer Josef

Saier im nordbadischen Ötigheim inszenierten die Gebrüder Faßnacht in den Jahren 1925 und 1926 auf der dortigen Freilichtbühne eine eigene Passion, die sich von der Freiburger hinsichtlich Text und Aufführung beträchtlich unterschied.⁹⁵ Im Februar 1928 fuhren sie zum zweiten Mal in die Neue Welt.⁹⁶ Von den Neuenglandstaaten führte die Tournee in den Mittleren Westen und im folgenden Jahr bis nach San Antonio in Texas, wo sie „8 Tage lang den Beifall einer täglichen Zuschauermenge von 8 000 Personen“ fanden, wenn man einer Meldung aus den Staaten glauben darf. Von Ende April bis Ende Juli 1929 wurden die „Freiburger Passionsspiele“, wie sie sich in den USA nannten, nach New York in das berühmte Hippodrome verpflichtet.⁹⁷

Es sei demnächst ein „größerer Betrag zu Wohltätigkeitszwecken“ zu erwarten, falls die Stadt dem dortigen Bürgermeister James Walker „zur Eröffnung der Passionsspiele ihre Grüße, Anerkennung und Dank“ entbiete, war aus New York zu vernehmen. „Im Hinblick auf die bekannten Vorteile, die Heidelberg aus seinen Amerikanischen Beziehungen laufend zu verzeichnen hat“, ging die Stadtverwaltung darauf ein und übermittelte ihre Grüße und Hoffnungen auf „wechselseitige gute Beziehungen zwischen alter und neuer Welt“.⁹⁸

Natürlich kam die wohltätige Spende aus Amerika niemals an. Die Freiburger Grußadresse sollte lediglich der Stadtverwaltung von New York beweisen, daß die Faßnachts die Bezeichnung „Freiburger Passionsspiele“ zu Recht führten. Denn schließlich verkauften sie sich in den Vereinigten Staaten ebenso als bodenständige Freiburger, wie sie sich hier einst als waschechte Oberammergauer ausgegeben hatten. Das Geheimnis ihres Erfolges in Nordamerika bestand nicht zuletzt in dem genau auf eine dort weitverbreitete Mentalität berechneten marktgerechten Cocktail aus sorglos kolportierten Geschichtstraditionen, Frömmerei und beinhartem Management.

Kennzeichnend für die Öffentlichkeitsarbeit in den USA war ein Artikel in der deutschsprachigen *New Yorker Staatszeitung*, die in der Ausgabe vom 28. April 1929 ihren Lesern „Die Entstehung der Freiburger Passionsspiele“ folgendermaßen vorstellte: Im Jahre 1150 hätten die Ratsherren zusammen mit Klosterbrüdern die Passionsspiele eingeführt. Es habe bald auch eine Puppenspiel-Passion gegeben, aber da der Freiburger Spieltext allmählich „entartet“ sei, habe ein päpstliches Breve die Revision der Spielvorlage erzwungen. Das war frei erfunden, aber es kam noch dreister. Im Jahre 1760, so ließen die Faßnachts weiter verbreiten, habe einer ihrer Vorfahren vom Stadtrat das Spielprivileg erhalten. Eine familiäre Verbindung der Faßnachts zu Freiburg bestand in Wirklichkeit aber allein insofern, als ihre Mutter die Schwester einer Freiburgerin, und selbst auch hier verstorben, war. Von den Schauspielern der Freiburger Aufführungen war in den USA außer den Brüdern nur noch ein einziger Darsteller dabei. Vollkommen aus der Luft gegriffen war natürlich die Behauptung, daß der gesamte Reingewinn der Passionsspiele in Amerika der Stadt „Jerusalem“ in Freiburg im Breisgau zugutekomme.⁹⁹

Am 29. April 1929 war Premiere im Hippodrome von New York. Das Orchester bestand aus 75 Musikern, im Chor sangen 100 Stimmen, und 1000 Statisten stellten das Volk dar. Es muß sehr farbenprächtig zugegangen sein: echte Schafe, Esel und Kamele vervollständigten die perfekte Illusion einer orientalischen Stadt. Einar Wilson, angeblich der Vertreter von Max Reinhardt, hatte die musikalische Leitung, Da-

vid Belasco war mit der Regie beauftragt worden. Die Kritik ließ sich von diesem Aufwand jedoch nicht täuschen. Noch nie habe er erlebt, daß etwas so viel versprochen und dann so enttäuscht habe wie die Freiburger Passionsspiele, schrieb Brooks Atkinson in der *New York Times*. Das Mysterienspiel sei zum farbensprühenden Aufzug verkommen. Christusdarsteller Adolf Faßnacht spiele seine Rolle zwar voll tiefer Überzeugung, doch sei seine Stimme zu süßlich für den Menschensohn, den er darstelle.¹⁰⁰

Wie häufig im Zusammenhang mit Passionsspielen tauchte auch in New York der Vorwurf des Antisemitismus und des Aufrufs zum Rassenhaß auf. Ein Vertreter der jüdischen Gemeinde zog seinen Einspruch gegen die Aufführung allerdings zurück, nachdem er eine Vorstellung besucht hatte. Zur Klärung zivilrechtlicher Streitigkeiten beschäftigte sich gleichzeitig das Oberste Gericht des Staates New York mit den Passionsspielen.¹⁰¹ Bald drangen noch schrillere Mißklänge von der Tournee nach Freiburg.

Die Euphorie nach den anfänglichen Erfolgen verflog rasch, das Unternehmen geriet in die Krise. War das Stück im Herbst 1929 in San Francisco noch begeistert aufgenommen worden, so fiel es in kleineren Städten immer häufiger durch. In künstlerischer wie finanzieller Hinsicht folgte ein Mißerfolg auf den anderen.¹⁰² Schließlich kamen noch die Brüder hintereinander. Georg Faßnacht und sein Sohn, der den Christus in deutsch und Englisch spielen konnte, trennten sich mit einigen Kollegen von dem Unternehmen und versuchten eine eigene Karriere. Kurz vor Weih-

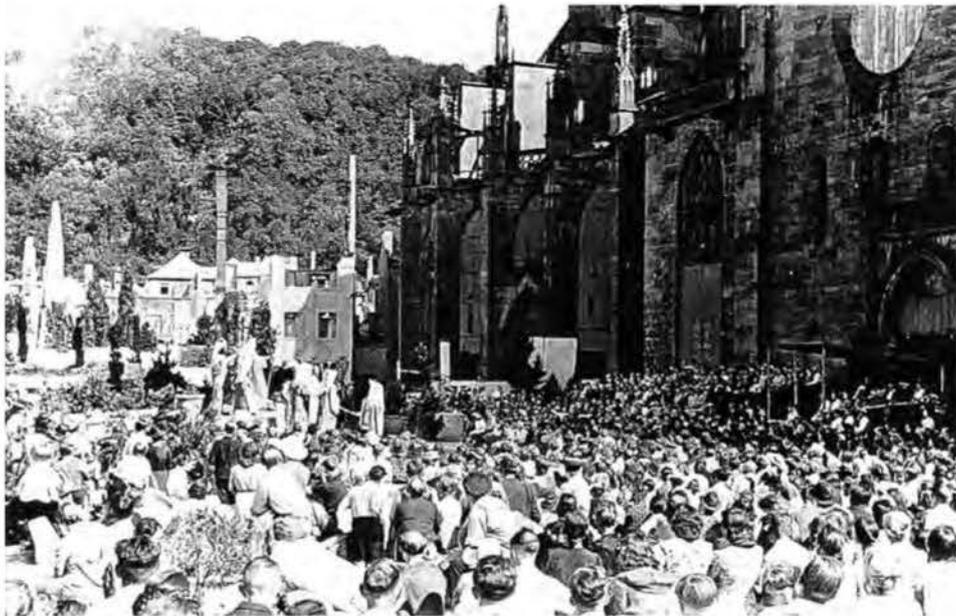


Abb. 16 Die Passionsspiele von Georg Faßnacht fanden 1946 zwischen den zerstörten Häusern am Münsterplatz statt. (Foto: Stadtarchiv Freiburg)

nachten 1930 schlug Georg jr. der Freiburger Stadtverwaltung vor, zusammen mit seinem Vater eine Neuauflage der Passionsspiele von 1921 zu inszenieren.¹⁰³

Als Adolf Faßnacht vom Alleingang seines Neffen erfuhr, beeilte er sich, seinerseits eine Neuinszenierung der Freiburger Passion aus dem 16. Jahrhundert „in großer Aufmachung“ anzubieten.¹⁰⁴ Hier stieß das Unternehmen aber nicht mehr auf viel Entgegenkommen, nachdem man inzwischen über das Auswärtige Amt Erkundigungen über die Vorgänge während der Nordamerika-Tournee eingezogen hatte. Der Intendant des Stadttheaters, Dr. Krüger, stellte in einem Schreiben gar bündig fest: „Faßnachts wollen doch nur wieder nach Freiburg kommen, weil sie in Amerika ausgewirtschaftet haben.“¹⁰⁵ Um die Jahreswende 1931/32 kehrte Adolf Faßnacht schließlich nach Deutschland zurück.¹⁰⁶ Sein Ensemble war auseinandergebrochen, nachdem zuletzt rechtliche Auseinandersetzungen zwischen der Direktion und Schauspielern, die sich um ihre Gage geprellt sahen, die unerfreuliche Begleitmusik zur zweiten Tournee der „Freiburger Passionsspiele“ in Nordamerika gespielt hatten. Am 1. April 1934 wurde das Tourneetheater von Adolf Faßnacht in Johnstown, Pa., aufgelöst.¹⁰⁷ Von nun an verlieren sich seine Spuren.

Epilog: Die Trümmerpassion

Georg Faßnacht ließ sich in Karlsruhe nieder und führte das Familienunternehmen in Deutschland weiter. Bei Tourneen im In- und Ausland stand er nun selbst als Jesus auf der Bühne. Unter dem Titel „Freiburger Passiespiel“ fanden beispielsweise zwischen dem 26. Juni und 3. Juli 1938 im Sportpalast von Antwerpen vier Vorstellungen in einer flämischen Übersetzung statt. Faßnacht verließ sich, wohl nicht nur in diesem Fall, weitgehend auf nichtkommerzielle Sponsoren: Veranstalter war eine katholische Kulturvereinigung, das „Rerum-Novarumcomité“ von Antwerpen, dessen Vorsitz der belgische Verkehrs-, Post- und Rundfunkminister H. Marck hatte. Der Erzbischof von Mechelen, Kardinal van Roey, übernahm die Schirmherrschaft. Als Darsteller wirkten zahlreiche Bühnenvereinigungen mit, ein Symphonieorchester und Dutzende von Chören und Solisten führten die Musik auf, die aus Werken von Bach, Händel, Beethoven, Wagner und anderen Komponisten zusammengestellt worden war.¹⁰⁸

Es dürfte eine der letzten Auslandstourneen von Georg Faßnacht gewesen sein. Nach eigener Auskunft untersagten ihm die nationalsozialistischen Behörden schon vor dem Krieg Reisen ins Ausland, während des Krieges hatte er auch in Deutschland Berufsverbot. Schließlich wurden Kostüme, Kulissen und Requisiten ein Raub der Flammen.¹⁰⁹

Nach dem 2. Weltkrieg führte er in Freiburg noch einmal, zum letzten Mal, sein Passionsspiel auf. Unter dem Patronat von Erzbischof Groeber kam der Erlös bombengeschädigten Freiburgern zugute. Vom 4. bis 15. August 1946 fanden sich täglich um 15 Uhr tausende von Zuschauern an der Nordseite des Münsterplatzes zu den Vorstellungen ein, für die die Ruinen der ausgebrannten Häuser die bizarre Kulisse abgaben.

Mit keinem Wort erwähnte Georg Faßnacht im Textbuch, daß jahrzehntelang sein Bruder die treibende Kraft des Unternehmens gewesen war und den Jesus gespielt

hatte. Der Bühnertext war, abgesehen von einigen zusätzlichen Regieanweisungen, identisch mit dem einst von Harry Schäfer bearbeiteten, dessen Name ebenfalls keine Erwähnung mehr fand.¹¹⁰ Reinhold Schneider hatte für die Festspiele einen Prolog geschrieben, der nach den Eingangsfanfarens gesprochen wurde. Bekannte Chöre und Sologesänge, unter anderem von Beethoven, Bach, Händel und Mendelsohn, begleiteten das Geschehen auf der Bühne, das sich im Gegensatz zu den bombastischen Aufführungen von einst mit einfachen Kostümen und wenigen Requisiten bescheiden mußte.¹¹¹

Ein Mitarbeiter der *Badischen Zeitung*, der sich über die Berechtigung von Passionsspielen in der Nachkriegssituation Gedanken machte, bezweifelte jedoch, ob Faßnachts realistische Darstellung geeignet sei, die Passion angemessen zu vermitteln: „Es wäre unrichtig zu verschweigen,“ schrieb er, „daß die nur realistische Form der Darbietung zu äußerlich und theatralisch bleibt, um wirklich innerlich zu erschüttern oder eine echte religiöse Wirkung zu haben. Es ist bezeichnend, daß die Szenen des Hohen Rates die wirksamsten und überzeugendsten sind (mit so vortrefflichen Sprechern wie den Kaiphäs), weil diese Szenen realistisch gespielt werden können. Dort aber, wo der Bereich des Heiligen und des Mysteriums berührt wird (Abendmahl, Ölberg, Golgatha, Ostermorgen), muß der theatralische Realismus versagen. An diesem Mangel leidet das Faßnachtsche Spiel an den entscheidenden Stellen. Die Engelserscheinungen (Ölberg, Auferstehungsszene) wirken dünn und unwahr, wie auf einer gewissen Art frommer Bilder, das Abendmahl entbehrt der tieferen Weihe, wobei die Tatsache, daß es im Freien, statt in einem Raum sich voll-



Abb. 17 Passionsspiele 1946: Jesus (Georg Faßnacht) vor Kaiphäs. (Foto: Stadtarchiv Freiburg)



Abb. 18 Die Abendmahlszene. (Foto: Stadtarchiv Freiburg)

zieht, eine wesentliche Rolle spielt. Die Kreuzigungsszene kann nicht wahrhaft ergreifen, weil die innere Kraft fehlt und Theatermittel (Donner!) eingesetzt sind; ähnliches gilt für das Auferstehungsbild.“¹¹²

Auch die Musik sei „unorganisch und schwach“ gewesen, und insgesamt habe die Spielweise „jenen blassen nachnazarenischen Heiligenbildern“ geglichen, „die in einer kraftvolleren und in tieferem Sinn wahreren, dem modernen religiösen Empfinden entsprechenden Kunst überwunden wird. Diese Feststellungen sollen in keiner Weise den ehrlichen Willen der Darsteller anzweifeln. Wir glauben aber, daß unserer Zeit ein anderes, von wirklicher Größe des Leidens und Überwindens und von übermenschlicher Erhabenheit sprechendes Christusbild vorgestellt werden muß, als die blasse und matte, etwas pathetisch sprechende Figur, die allzusehr einem Wanderprediger ähnelt.“¹¹³

Einzig die Kulisse vermochte ihn tief zu beeindruckern: „Das ergreifendste Moment des Spieles ist die Szenerie der Ruinen des Münsterplatzes, auf denen die Spielorte in recht geglückter Weise aufgebaut sind.“¹¹⁴ Nach den Erfahrungen des Faschismus könne nur „äußerste Wahrhaftigkeit“ helfen, und die sei hier nicht gegeben: „Dafür bedarf es des großen Gestalters, von dem wir nicht wissen, ob er unserer Zeit geschenkt ist.“¹¹⁵ Georg Faßnacht soll nach Beendigung des Gastspiels nach Karlsruhe zurückgekehrt und dort weiter als Jesus aufgetreten sein.¹¹⁶ In Freiburg fanden Passionsspiele seitdem nicht mehr statt.

Anmerkungen

- ¹ *Freiburger Zeitung*, 23. 6. 1921; Prospekt der Geschäftsstelle für die Freilichtbühne Freiburg: StadtAF C4/X/20/6.
- ² *Freiburger Zeitung*, 23. 6. 1921.
- ³ Die Zuschauertribüne bestand aus Kantholz und ruhte auf 300 Betonfeilern: Presseinformation der Geschäftszentrale der Freilichtbühne Freiburg: StadtAF C 4/X/20/6; *Badische Presse*, 18. 10. 1922.
- ⁴ Bernhard Gotthart an Stadtrat, 4. 2. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁵ Beschluß des Stadtrats, 4. 3. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁶ Das Unternehmen Faßnacht führte seine „Passionsspiele nach Art Oberammergau“ (Werbeprospekt) unter anderem im September 1915 in Dresden, im Februar 1916 in Mainz, im März 1916 in Karlsruhe, im April 1917 in Stuttgart, im April 1918 in Düsseldorf und im Mai 1918 in Duisburg auf. Pressespiegel im Werbeprospekt der Direktion Faßnacht (Kopie im Privatarchiv d. Verf.).
- ⁷ Magistrat der Stadt Breslau an B. Gotthart, Freiburg, 25. 4. 1921; Bezirksausschuß Breslau an B. Gotthart, Freiburg, 26. 4. 1921: StadtAF C 4/X/20/6; Bernd Boll, Kulissen für die Bühne und das Wohnzimmer. Leben und Zeiten des Kunstmalers Erich Aey (1881–1964). In: Willa, Jahrbuch für Weil am Rhein 1992, Weil a. Rh. 1993, S. 52–75, hier S. 55 ff.
- ⁸ B. Gotthart an Stadtrat, 4. 2. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁹ Adreßbuch der Hauptstadt Freiburg i. Br., 1911, VI, S. 119.
- ¹⁰ AUGUST BEBELS LEICHENBEGÄNGNIS (DIE BESETZUNG AUGUST BEBELS AM 17. AUGUST 1913 IN ZÜRICH), Dokumentarfilm, 60 Meter; PAUL SINGERS LEICHENBEGÄNGNIS AM 5. DEZEMBER 1911, Dokumentarfilm, 60 Meter: Gertraude Kühn/Karl Tümmeler/Walter Wimmer, Film und revolutionäre Arbeiterbewegung in Deutschland 1918–1932. Dokumente und Materialien zur Entwicklung der Filmpolitik der revolutionären Arbeiterbewegung und zu den Anfängen einer sozialistischen Filmkunst in Deutschland. 2 Bände, Berlin/DDR 1975, hier Bd. 2, S. 502 und 508.
- ¹¹ B. Gotthart an Stadtrat, 4. 2. 1921: StadtAF C 4/X/20/6; Einwohnerbuch der Hauptstadt Freiburg i.Br. für das Jahr 1924/25, Freiburg 1924, V, S. 9.
- ¹² B. Gotthart an Stadtrat, 4. 2. 1921: C 4/X/20/6. „Als erfahrene Fachleute“, ließ Gotthart die Stadtverwaltung wissen, „haben wir das Verfilmungsrecht dieses Monumentalfilms, sowie der späteren Filmwerke erworben und haben wir die Absicht, den sogenannten ‚guten Film‘ in grosszügiger Weise herzustellen. Wir hoffen auch in dieser Sache auf die Unterstützung der Stadtverwaltung.“ Für den Fall, daß diese ausbleibe, dürfe man sich nicht über einen allgemeinen Sittenverfall beklagen: „Schon vor etwa 15 Jahren machte ich Rundschreiben an etwa 100 grössere Städte in Deutschland mit der Bitte, städtische Lichtbildbühnen einzurichten. Eine Antwort steht allerdings bis heute noch aus. Wenn einerseits kein Interesse für den sogenannten guten Film gezeigt wird, so darf es andererseits nicht wundern, wenn der Sensations- und erotische Film, unterstützt durch Großkapital, ohne besondere Hemmungen die Moralität des Volkes herabsetzen konnte.“ Zur Analyse des deutschen Films in der Nachkriegszeit vgl. Siegfried Kracauer, *From Caligari to Hitler. A Psychological History of the German Film*. Princeton: Fifth Princeton Paperback Printing, 1974, S. 43–60.
- ¹³ B. Gotthart an Stadtrat, 4. 2. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ¹⁴ *Freiburger Zeitung*, 22. 2. 1921.
- ¹⁵ Beurbarungsverwaltung an Stadtrat, 16. 3. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ¹⁶ B. Gotthart an Beurbarungsverwaltung, 30. 3. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ¹⁷ Nach der Prozessionsordnung von 1516 stellten die Handwerkerzünfte folgende Szenen aus der Passionsgeschichte dar: „5. Zimmerleute: Der Ölberg. 6. Küfer: Pilatus führt Christus, gekrönt und geißelt. Annas und Kaiphas mit ihren Dienern. 7. Metzger: Ein Henker führt die zwei Schächer, der andere Henker führt Christus, der das Kreuz trägt. Simon, der das Kreuz tragen hilft. 8. Gerber: Der Schulmeister; Maria, Johannes und die anderen Marien gehen klagend dem Kreuze nach. 9. Tucher: Christus, nachdem er erstanden ist: mit ihm die Zwölfboten.“ Noch waren diese Bilder aber nicht selbständig, sondern dramaturgisch in die Prozession eingebunden: „Solche Prozessionsspiele faßten also die Hauptinhalte aller bei liturgischen Feierlichkeiten üblichen Szenendarstellungen zusammen und führten den Zuschauern während des Umgangs einen Überblick der Heilsgeschichte vor Augen. (...) Um die einzelnen Szenen darstellen zu können, unterbrach man die Prozession an mehreren Stellen des Weges, wo jeweils ein Abschnitt aufgeführt wurde. Die Stationen dienten als Bühne und Szenerie. Vor Beginn der einzelnen Darstellungseinheiten machte ein *Proclamator* die Zuschauer mit den auf-

- tenden Personen bekannt und erklärte den Inhalt, was Verständnis und Kürze gewährleistete.“ Eva Kimminich: Prozessionsteufel, Herrgottsmaschinen und Hakenkreuzflaggen. Zur Geschichte des Fronleichnamfestes in Freiburg und Baden (= Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br., Heft 14), Freiburg 1990, S. 8 f.; vgl. Antje Knorr, Die Passionsspiele im alemannischen Raum, in: Michael Henker/Eberhard Dünninger/Evamarie Brockhoff, Hört, sehet, weint und liebt. Passionsspiele im alpenländischen Raum. Katalogbuch zur Ausstellung im Ammergauer Haus, Oberammergau, 28. Mai bis 30. September 1990. München 1990, S. 49–60, bes. S. 52 f.
- ¹⁸ Kimminich (wie Anm. 17) S. 9.
- ¹⁹ Kimminich (wie Anm. 17) S. 10.
- ²⁰ Entwurf eines Pachtvertrags zwischen der Beurbarungsverwaltung und den Herren Faßnacht (undatiert): StadtAF C 4/X/20/6.
- ²¹ B. Gotthart an Bürgermeister Dr. Hofner, 4. 5. 1921: C 4/X/20/6.
- ²² Beurbarungsverwaltung an Stadtrat, 10. 9. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ²³ „Die Oberammergauer Tradition verbietet den Mitwirkenden Beteiligung an ähnlichen Unternehmungen außerhalb Oberammergaus. Alle diese reisenden Schauspielertruppen, die unter Mißbrauch des Namens Oberammergau segeln, bedienen sich des Namens unberechtigt und haben mit dem Oberammergauer Passionsspiel nichts gemein. Keiner ihrer Leiter wie ihrer Mitwirkenden stammt aus Oberammergau oder hat dort seinen Wohnsitz.“ *Freiburger Tagespost*, 1. 6. 1921.
- ²⁴ *Volkswacht*, 11. 5. 1921.
- ²⁵ *Volkswacht*, 23. 6. 1921.
- ²⁶ *Volkswacht*, 23. 6. 1921.
- ²⁷ *Breisgauer Zeitung*, 13. 7. 1921.
- ²⁸ Informationsblatt der Geschäftszentrale der Passionsspiele Freiburg: StadtAF C 4/X/20/6.
- ²⁹ Teuerungszahlen für die Jahre 1920 bis 1923. In: Einwohnerbuch für Freiburg i. Br. 1924/25, Teil 1, S. 27.
- ³⁰ Der Hotelier- und Wirtverein unterstützte den Unterkunftsnachweis des Verkehrsvereins durch die Bereitstellung eines Betriebsfonds in Höhe von 20 000 Mark zur Bestreitung des Personal und Sachaufwandes. — Stadtverwaltung an Stadtrat, 2. 7. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ³¹ Informationsblatt der Geschäftszentrale: StadtAF C 4/X/20/6.
- ³² Gottfried O. Lang: Die Wechselwirkung wirtschaftlicher und nichtwirtschaftlicher Faktoren im Fortbestand der Oberammergauer Passionsspiele. In: Henker/Dünninger/ Brockhoff (wie Anm. 17) S. 203–210; Henker/Dünninger/Brockhoff (wie Anm. 17), Katalogteil, Katalog-Nummern 80–89, S. 253–258.
- ³³ *Breisgauer Zeitung*, 23. 6. 1921; Presseinformation der Geschäftszentrale für die Freilichtbühne: StadtAF C 4/X/20/6; Fotografien aus dem Nachlaß des Bühnenbildners E. Aey im Privatarchiv d. Verf.
- ³⁴ StadtAF, M 736,15.
- ³⁵ B. Gotthart an Badisches Bezirksamt, 21. 6. 1921; Beschluß, 11. 7. 1921: StadtAF C 4/X/20/6. Darüber beschwerte sich ein national gesinnter Zeitgenosse, der durch die Reklame „in der Sprache unserer Feinde, insbesondere der Franzosen,“ allen Ernstes „die Würde des deutschen Volkes“ verletzt sah: *Freiburger Zeitung*, 24. 7. 1921.
- ³⁶ B. Gotthart an Stadtrat, 11. 6. 1921; Stellungnahme der Direktion des Städtischen Elektrizitätswerks und der Straßenbahnen, 30. 6. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ³⁷ *Freiburger Tagespost*, 19. 7. 1921; *Badische Presse*, 19. 7. 1921.
- ³⁸ B. Gotthart an Bürgermeister Dr. Hofer, 4. 5. 1921: StadtAF C 4/X/20/6.
- ³⁹ *Volkfreund*, 13. 7. 1921.
- ⁴⁰ *Volkswacht*, 19. 9. 1921.
- ⁴¹ *Volkswacht*, 20. 9. 1921.
- ⁴² Das alte Oberammergauer Passions-Festspiel unter Zugrundelegung des Urtextes in der Art eines Mysterien-Spiels bearbeitet von Harry Schäfer für Freilichtbühne Freiburg/B. Die Rechte am Text hatten die Gebrüder Faßnacht, den Vertrieb besorgte die Geschäftszentrale B. Gotthart. Ein Holzschnitt von Albrecht Dürer, „Die Kleine Passion“ aus dem Jahre 1511, zierte den Umschlag. Walter Vetter, „Freiburger Passionsspiel“, in: *Badische Zeitung*, 8./9. 4. 1982.
- ⁴³ Die Älteste Textfassung der Oberammergauer Passion war aus einem schwäbisch-bayerischen Spiel des späten Mittelalters und einer Passionstragödie des protestantischen Augsburger Meistersingers Se-

- bastian Wild aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kompiliert worden. Später hatte der Text, teils aus ästhetischen und religiösen, teils aus politischen Gründen immer wieder eine Neugestaltung erfahren, bis 1858 die letzte umfassende Revision durch den Oberammergauer Ortspfarrer Alois Daisenberger die Grundlage für die heutige Textgestalt schuf. Ed. Heck, Oberammergau. In: *Daheim* Nr. 37 (1900), S. 19–23; M. (ichael) H. (enker): Oberammergauer Passionsspiel. In: Henker/Dünninger/Brockhoff (wie Anm. 17) S. 221 f, hier S. 221; Bernd Neumann: Die Texte der Passionsspiele im Alpenraum. In: Henker/Dünninger/Brockhoff (wie Anm. 17) S. 23–27.
- ⁴⁴ Anzeige im *Freiburger Tagblatt*, 12. 7. 1921.
- ⁴⁵ Franz Philipp, 1890 in Freiburg geboren, hatte bereits als Gynnasiasst eine Messe für gemischten Chor und Orgel komponiert und Lieder von Nikolaus Lenau vertont. Nach einem Studium der Philosophie und Literatur wurde er am Konservatorium in Basel Schüler von Adolf Hamm. Nach der Rückkehr aus dem 1. Weltkrieg 1919 war Philipp Chorleiter und Organist an der Freiburger St. Martinskirche. Anlässlich des 800jährigen Stadtjubiläums von Freiburg kam 1920 in der Festhalle sein erstes größeres Werk, die Friedensmesse op. 12 für Chor und Orchester, mit 800 Mitwirkenden zur Aufführung. Franz Ruh: Der Freiburger Komponist Franz Philipp 80 Jahre. In: *Das Markgräflerland* 2/3 (1970), S. 141–145.
- ⁴⁶ Presseinformation der Geschäftszentrale der Freilichtbühne: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁴⁷ Original: Plakatsammlung des Stadtarchivs Freiburg, Fotokopie in: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁴⁸ Szenentitel wörtlich nach Schäfer 1921, passim; die Numerierung wurde vom Verf. hinzugefügt.
- ⁴⁹ *Freiburger Tagespost*, 19. 7. 1921. Die *Tagespost* druckte fortan wiederholt enthusiastische Berichte ab, ohne weiter auf die Schwächen der Inszenierung einzugehen: „Geistig erfrischt und neu gestärkt verläßt man den Schauplatz mit dem Gefühle, die Wahrheiten der Welterlösung durch eine erhabene Darstellung ‚miterlebt‘ zu haben.“ *Freiburger Tagespost*, 5. 8. 1921.
- ⁵⁰ *Volkswacht*, 20. 7. 1921. Außerdem kritisierte die *Volkswacht* die Absperrung des Dreisamwegs durch berittene Schutzpolizei, die „die Hausknechtsdienste des Privatkapitalismus [besorgt], damit ja kein neugieriges Auge über die Wiese hinweg das Passionsspiel zu schauen vermochte.“ *Volkswacht*, 19. 7. 1921.
- ⁵¹ *Freiburger Tagespost*, 19. 7. 1921.
- ⁵² Stadt Freiburg an Theo Figge, Minneapolis, 12. 3. 1926: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁵³ Bürgermeisteramt Worms an Bürgermeisteramt Freiburg, 31. 1. 1922: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁵⁴ Vertrag zwischen dem Christlichen Bühnenvolksbund, Ortsgruppe Freiburg, und den Gebrüdern Faßnacht (Abschrift), Mai 1922: StadtAF C 4/X/20/6. Mit dem Protektorat über die Freiburger Freilichtbühne verfolgte der Bühnenvolksbund eine schon länger gehegte Absicht. Als in Freiburg noch niemand an die Aufführung der Faßnacht-Passion dachte, beauftragte der Volksbund Sebastian Wieser, einen Autor christlicher Dramen, mit der Neubearbeitung der Freiburger Zunftspiele. Die Freiburger Freilichtbühne vereitelte jedoch die Aufführung seines Dramas „Die Freiburger Passion“. Die Enttäuschung darüber gab Wieser Anlaß zu bitteren Bemerkungen über die unerwartete Konkurrenz: „(. . .) wo das Passionsspiel nur einzig und allein *Geschäft* ist, müssen künstlerische und Kultur-Interessen ganz in den Hintergrund treten. Die ‚weltberühmte‘ Freilichtbühne ist zwar erst wenige Wochen alt; der Text zur Passion ist nicht neu, ist auch nicht der Oberammergauer Text, wie seit langem behauptet wird aber Freiburg i. Br. hat die weltberühmte Freilichtbühne plötzlich bekommen. Die Katholiken mit Einschluß des Klerus — werden es bestätigen und eine Faßnacht-Passion als Oberammergauer Passion schlucken. Ich hätte geglaubt, daß wenigstens Freiburg an seinen alten Zunftspielen ein Interesse hätte.“ Sebastian Wieser, *Biblische Spiele*. Hrsg. vom Bühnenvolksbund, o. O. 1921, S. 13.
- ⁵⁵ Auf der Vorderseite waren unter der Überschrift „Deutsche Passionsspiele 1922“ Jesus und Judas abgebildet, für die Einlösung standen Adolf und Georg Faßnacht mit ihrer Unterschrift gerade. Die Rückseite der Scheine trug Sinnsprüche wie „In Christi Kreuz liegt der Menschheit Heil“ oder „Des Judas Schachergeist regiert die Welt“, und Illustrationen zu Schlüsselszenen des Dramas: Einzug Jesu in Jerusalem; Judas erhält 30 Silberlinge; Abendmahl; Geißelung Jesu; Jesus trägt Kreuz; Kreuzigung. Der Sammlerwert dieser Scheine beträgt heute je nach Erhaltungszustand zwischen 25 und 60 Mark pro Stück: Günter Rupertus, *Das Papiergeld von Baden*. Spezialkatalog der Ausgaben des Landes, der Gebietskörperschaften und der Firmen 1849–1948. Ludwigshafen 1988, S. 45.
- ⁵⁶ Bühnenvolksbund an Stadtrat, undat.: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁵⁷ Freiburger Einwohnerbuch 1924/25, Teil I, S. 27.

- ⁵⁸ *Freiburger Tagespost*, 17. 6. 1921.
- ⁵⁹ Beschluß, 10. 7. 1922: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁶⁰ Bühnenvolksbund an badisches Innenministerium, 4. 9. 1922: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁶¹ Lang (wie Anm. 32) S. 206.
- ⁶² *Volkswacht*, 26. 10. 1922.
- ⁶³ Anzeige des Baumaterialiengeschäfts Jakob Teufel aus Singen bei Durlach: *Badische Presse*, 18. 10. 1922.
- ⁶⁴ Beurbarungsverwaltung an Stadtrat, 8. 2. 1923: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁶⁵ *Volkswacht*, 26. 10. 1922.
- ⁶⁶ *Germania*, 16. 11. 1921; *Welt-Film*, 5. 12. 1921; *Der Kinematograph* Nr. 771, 20. 11. 1921.
- ⁶⁷ Kracauer (wie Anm. 12) S. 107–114.
- ⁶⁸ Kracauer (wie Anm. 12) S. 109.
- ⁶⁹ Buchowetzki arbeitete häufig mit den Schauspielern Emil Jannings, Werner Krauss und Pola Negri. Da Pola Negri ihre Filmerfolge in Deutschland als Sprungbrett für eine Karriere in Hollywood nutzen wollte, drängte sie Buchowetzki 1924, ihr — wie zuvor seine Kollegen Lang und Lubitsch — in die USA zu folgen. Sein Hollywood-Debut *MEN*, in dem sie die Hauptrolle spielte, machte seinen Stil, der sich durch raffinierte Bilddetails und ausdrucksvolle Massenregie auszeichnete, auch in Amerika bekannt. Eine von Buchowetzkis bekanntesten Arbeiten in Amerika war 1927 die Verfilmung von Leo Tolstoj's Roman *Anna Karenina* unter dem Titel *LOVE* mit Greta Garbo. Aber trotz prominenter Hauptdarsteller kam Buchowetzkis Karriere bald in Stocken. Nachdem einige Filme nicht die erwarteten Gewinne eingespielt hatten, ließen ihn seine Produzenten fallen und schoben ihn aufs Abstellgleis. Ende der Zwanzigerjahre verdiente er seinen Lebensunterhalt vorübergehend als Regie-Berater für fremdsprachige Versionen von Hollywood-Filmen. Buchowetzki kehrte nach Europa zurück und begann mit dem neuen Medium Tonfilm zu arbeiten: *WEIB IM DSCHUNGEL* und *LA REQUISITOIRE* (beide 1930), und *DIE NACHT DER ENTSCHEIDUNG* sowie *STAMBOUL* (beide 1931) waren seine letzten Filme. 1932 starb Dimitri Buchowetzki. — Herbert Holba/Günter Knorr/Peter Spiegel: *Reclams deutsches Filmlexikon. Filmkünstler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Stuttgart 1984, S. 51/52. Die Filme von Dimitri Buchowetzki in chronologischer Reihenfolge: *ANITA JOE* (1919); *DIE LETZTE STUNDE* (1920); *DIE BRÜDER KARAMASOW* (1920); *DAS EXPERIMENT DER DR. MITHANY* (1920); *DANTON* (1921); *SAPPHO* (1921); *DER GALILÄER* (1921); *DER STIER VON OLIVERA* (1922); *OTHELLO* (1922); *DIE GRÄFIN VON PARIS* (1922); *DAS KARUSSELL DES LEBENS* (1923); *LILY OF THE DUST* (1924); *MEN* (1924); *THE SWAN* (1925); *GRAUSTARK* (1925); *THE CROWN OF LIES* (1926); *THE MIDNIGHT SUN* (1926); *VALENCIA* (1926); *LOVE* (1927); *WEIB IM DSCHUNGEL* (1930); *LA REQUISITOIRE* (1930); *DIE NACHT DER ENTSCHEIDUNG* (1931), *STAMBOUL* (1931). — Josef Höller: *Lexikon der Filmregisseure*. München 1991, S. 48/49.
- ⁷⁰ Gerhard Lamprecht, *Deutsche Stummfilme*, Bd. 8: 1921. Berlin 1968, S. 89; Programmheft zu *DER GALILÄER*: StadtAF C 4/X/20/6; Zensurkarte der Film-Prüfstelle Berlin, Prüf-Nr. 4715, 12. 11. 1921: Bundesarchiv Außenstelle Berlin (Kopie im Privatarchiv d. Verf.).
- ⁷¹ Programmheft zu *DER GALILÄER*: StadtAF C 4/X/20/6.
- ⁷² Den Vorspann nicht gerechnet, führen 114 Zwischentitel den Zuschauer durch die fünf Akte der Handlung. Den vierten Akt beispielsweise, in dem der zum Tod verurteilte Jesus dem Volk vorgeführt wird, kommentieren 19 Texte, nach denen sich rekonstruieren läßt, wie Regisseur Buchowetzki das Umschwenken der Menge inszenierte. Ein paralleler Handlungsstrang, der den reumütigen Versuch des Judas zeigt, seinen Verrat ungeschehen zu machen, unterbricht retardierend die Szene, als der Ausgang noch unentschieden scheint: „1. Jesus von Nazareth, er ist zum Tod verurteilt! 2. Er hat den Nazarener verraten! 3. Bestätigen und vollstrecken muß der Statthalter das Urteil! Der Kaiser raubte uns das Recht des Blutbanns! 4. Den Meister habt zum Tode Ihr verurteilt! 5. Den Meister, gebt den Meister frei! 6. Pack Dich fort! 7. Du bist bezahlt! Und hast nichts mehr zu fordern! 8. Weh mir, weh mir, weh Euch! 9. Ich finde keine Schuld an ihm! 10. Nehmt ihn und geißelt ihn! 11. Das Volk soll entscheiden! 12. König der Juden, Deine Krone! 13. — Und hier Dein Szepter, mächtger König! 14. Vor dem Gefängnistor. 15. Mosis Gesetz hat er verachtet! Sterben muß er! 16. Gelästert hat er Gottes Priester! 17. Er sterbe, sterbe! 18. Auf zu Pilatus! 19. Ende des 4. Aktes.“ Zensurkarte, vgl. Anm. 70.
- ⁷³ Zensurkarte, vgl. Anm. 70. Nachdem der Rat der Volksbeauftragten die Filmzensur unmittelbar nach dem Krieg abgeschafft hatte, boomten im Kino nicht etwa politische Agitationsfilme, sondern pseudo-aufklärerische, in ihrer Mehrzahl eher dubiose *skin flicks*. Gegen diesen „Schund“ übten rechtsgerich

tete Gruppen, die sich vielfach im Einvernehmen mit Justizbehörden wußten, mit teilweise gewaltsamen Mitteln so lange Druck auf die Reichsregierung aus, bis diese schließlich am 12. Mai 1920 das *Lichtspielgesetz* verabschiedete“, das die Zensur wieder einführt: „Die Zulassung eines Bildstreifens erfolgt auf Antrag. Sie ist zu versagen, wenn die Prüfung ergibt, daß die Vorführung des Bildstreifens geeignet ist, die öffentliche Ordnung oder Sicherheit zu gefährden, das religiöse Empfinden zu verletzen, verrohend oder entsittlichend zu wirken, das deutsche Ansehen oder die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden. (...) Bildstreifen, bei denen die Gründe der Versagung der Zulassung nur hinsichtlich eines Teiles der dargestellten Vorgänge zutreffen, sind zuzulassen, wenn die beanstandeten Teile aus den zur Vorführung gelangenden Positiven ausgeschnitten und der Prüfungsstelle übergeben werden, auch der Prüfungsstelle Sicherheit dafür gegeben ist, daß die beanstandeten Teile nicht verbreitet werden.“ Kracauer 1974, S. 44–47; *Lichtspielgesetz*, 12. Mai 1920: Reichsgesetzblatt (RGBl) Nr. 107 (1920), S. 953–958, hier S. 953 f.; *Ausführungsverordnung* zum Lichtspielgesetz, 16. 6. 1920: RGBl Nr. 136 (1920), S. 1213–1217.

⁷⁴ Lamprecht 1968, S. 89; *Berliner Börsen Kurier*, 14. 11. 1921; *Welt Film* 5. 12. 1921.

⁷⁵ *Germania*, 16. 11. 1921.

⁷⁶ Weddig Fricke, Standrechtlich gekreuzigt. Person und Prozeß des Jesus aus Galiläa. Buchschlag bei Frankfurt 1986, S. 239 ff. — Ob die antisemitische Tendenz tatsächlich in der Absicht der Regie lag oder ob die Schnittauflagen der Filmprüfstelle möglicherweise mit der Struktur der Schlussszene auch deren inhaltliche Aussage veränderten, könnte nur ein Vergleich der unzensierten mit der freigegebenen Fassung ergeben. Leider ist der Film derzeit nicht öffentlich zugänglich: „Bei den hier überlieferten Teilen handelt es sich um ein Nitro-Unikat, welches auf Grund seines Erhaltungszustandes nicht kopier- bzw. verleihfähig ist.“ Mitteilung des Bundesarchivs, Außenstelle Berlin, an den Verf., 25. 6. 1992.

⁷⁷ *Berliner Börsen Kurier*, 14. 11. 1921.

⁷⁸ *Der Kinematograph* Nr. 771, 20. 11. 1921.

⁷⁹ *Germania*, 16. 11. 1921.

⁸⁰ *Germania*, 16. 11. 1921.

⁸¹ *Welt Film*, 5. 12. 1921.

⁸² *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 17. 11. 1921.

⁸³ *Der Film* Nr. 47, 20. 11. 1921.

⁸⁴ *Berliner Börsen Kurier*, 14. 1. 1921.

⁸⁵ *Welt-Film*, 5. 12. 1921.

⁸⁶ Bezeichnend für den Stil, in dem deutsche Filme gegenüber der ausländischen Konkurrenz aufgewertet wurden, ist folgende Passage aus einer Besprechung in der *Welt-Film* vom 5. 12. 1921: „Wenn ein Christusfilm überhaupt Geltung und Berechtigung hat, so ist es ‚Der Galiläer‘. Und daß er bei uns und aus uns geboren wurde, darauf können wir, kann die deutsche Filmindustrie mit Recht stolz sein.“

⁸⁷ *Der Kinematograph*, 28. 5. 1922.

⁸⁸ Ankündigungszettel für die Filmaufführung (StadtAF C 4/X/20/6), zitiert nach: Henker/Dünninger/Brockhoff (wie Anm. 17) S. 323.

⁸⁹ *Völkswacht*, 15. 1. 1924. Im *Badischen Beobachter* vom 14. 5. 1929 ist nachzulesen, daß DER GALILÄER 1924 in New York in den Kinos zu sehen war.

⁹⁰ B. Gotthart an Bürgermeister O. Riedel, 3. 4. 1923: StadtAF C 4/X/20/6.

⁹¹ Beschluß, 4. 4. 1923: StadtAF C 4/X/20/6.

⁹² Beschluß, 7. 4. 1923; B. Gotthart an Stadtrat, 10. 4. 1923: StadtAF C 4/X/20/6.

⁹³ Beschluß, 9. 5. 1923: StadtAF C 4/X/20/6; Einwohnerbuch für Freiburg i. Br. 1924/25, Teil 1, S. 27.

⁹⁴ *Völkswacht*, 15. 1. 1924.

⁹⁵ *Die Passion* von Ötigheim wurde 1925 vom 14. Juni bis 27. September, im folgenden Jahr vom 6. Juni bis 3. Oktober alle Sonn- und Feiertage aufgeführt. Auf der Naturbühne, die über einen gedeckten Zuschauerraum mit 4.000 Plätzen verfügte, wirkten 600 Schauspieler und Statisten, 300 Sänger und ein 42 Mann starkes Orchester mit; die musikalische Leitung hatte Karl Schaubert. Den Unterschied zur Freiburger Spielvorlage beschrieb vermutlich Pfarrer Saier selbst im Textbuch von 1926: „Das Mysterium hat man möglichst in den Vordergrund gestellt, das historische, realistische Geschehen zurückgedrängt. Das ermüdende Wüten der Feinde des Herrn hat man auf dem langen Leidensweg immer wieder unterbrochen durch das Lieben und Ehren der Freunde, und die Zahl der Freunde hat

man vermehrt und ihre Bedeutung erhöht durch Einführung des Chores und der Engelwelt. Man war bestrebt, den Chor mehr mit der Handlung verwachsen zu lassen. (...) Vom Kreuzweg an tut das Gotteslamm seinen Mund überhaupt nicht mehr auf. Nur sein letztes Gebet: ‚Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist‘, ruft er noch mit gewaltiger Stimme zum Abendhimmel hinauf. Vom Kreuzweg an wird überhaupt nicht mehr gesprochen. Das Spiel wird von da an zum Oratorium mit großer Pantomime auf der Bühne.“ An Freiburger erinnerte nur „der reiche Fundus an kostbaren Kostümen“, die die Faßnachts von dort mitgebracht hatten. Textbuch, Ötigheim 1925; Textbuch, Ötigheim 1926; Antje Knorr (wie Anm. 17) S. 57; 75 Jahre Volksschauspiele Ötigheim. Hrsg. im Auftrag der Volksschauspiele von Peter Selbach. Stuttgart o. J., S. 19.

⁹⁶ *Freiburger Tagespost*, 6. 2. 1928.

⁹⁷ Abschrift einer Pressemeldung (B. F. Nachrichten Nr. 18, 30. 4. 1929): StadtAF C 4/X/20/6.

⁹⁸ Verkehrsamt an Stadtrat, 3. 5. 1929: StadtAF C 4/X/20/6.

⁹⁹ *New Yorker Staatszeitung*, 28. 4. 1929. In einer Stellungnahme riet der Stadtchronist allerdings von einer Gegendarstellung ab: „Die ganze amerikanische Berichterstattung ist, wenngleich auf Unwahrheiten aufgebaut, eine gute und billige Reklame für die Stadt Freiburg, von der man äussersten Falls lachend Kenntnis nehmen sollte.“ — Stadtchronist an OB, 22. 5. 1929: StadtAF C 4/X/20/6.

¹⁰⁰ Zitiert nach: *Badischer Beobachter*, 14. 5. 1929.

¹⁰¹ Ebd.

¹⁰² Deutsche Botschaft, Washington D.C., an Auswärtiges Amt, Berlin, 9. 1. 1930 (Abschrift): StadtAF C4/X/20/6.

¹⁰³ Telegramm von G. Faßnacht jr. an Stadtverwaltung, 15. 12. 1930; G. Faßnacht jr. an Stadtverwaltung, 22. 12. 1930: StadtAF C 4/X/20/6.

¹⁰⁴ A. Faßnacht an OB, 8. 2. 1931: StadtAF C 4/X/20/6.

¹⁰⁵ Stellungnahme Dr. Krügers, 13. 1. 1931: StadtAF C 4/X/20/6.

¹⁰⁶ *Freiburger Tagespost*, 23. 1. 1932.

¹⁰⁷ Ein Schauspieler behauptete, Faßnacht sei nach Deutschland geflohen, nachdem einige seiner Angestellten amerikanische Gerichte bemüht hätten, um die ihnen zustehenden Gehälter einzutreiben. Adolf Faßnacht ließ diese Vorwürfe durch seinen Freiburger Bevollmächtigten Dr. Hauser dementieren. Die Direktion, teilte dieser dem Rathaus mit, habe sich nach amerikanischem Recht korrekt verhalten. Er ließ allerdings durchblicken, daß die Schauspieler schlecht abgesicherte Verträge hatten, die ihnen wenig mehr als das Recht einräumten, jederzeit fristlos zu kündigen. Bemerkenswert ist auch, daß im Juli 1933 die veränderte politische Lage in Deutschland den Passionsdarstellern, die seit 1928 durch Nordamerika gereist waren, bereits zeitgemäße Töne entlockte: Adolf Faßnacht bezichtigte einige seiner Angestellten der „parteilpolitischen Verhetzung“; sie hätten sich stets damit gebrüstet, Kommunisten zu sein, während er selbst „immer eine rein nationale Gesinnung“ bewiesen habe. — Heinz Rudolf, West Bend, Wisc., an OB, 2. 5. 1933; Schreiben von Dr. Hauser an den OB, 1. 7. 1933: StadtAF C 4/X/20/6.

¹⁰⁸ Freiburger Passiespiel. Programmheft, Antwerpen 1938 (Kopie im Privatarchiv d. Verf.).

¹⁰⁹ Die Freiburger Passions-Festspiele. Textbuch von N. Gg. Fassnacht. Villingen 1946 (Kopie im Privatarchiv d. Verf.).

¹¹⁰ Einem Plakatanschlag war zu entnehmen, daß die Direktion und künstlerische Oberleitung bei N. G. Fassnacht, dem „weltbekannten Christusdarsteller“, lag. Als Darsteller wirkten „prominente Künstler von den ehemaligen Staatstheatern Karlsruhe, Mannheim und Berlin“ mit; als künstlerische Beiräte waren der Kunstmaler H. Wittmer und Stadtgartenbaudirektor H. Muhl engagiert worden; die Kostüme hatte Suse Wolf aus Karlsruhe angefertigt, und für Spielleitung, Organisation und Geschäftsführung war Franz Ludwigs aus Freiburg verantwortlich: StadtAF M 75/1, Neg. XIII/25/38; Textbuch 1946, S. 4.

¹¹¹ StadtAF M 75/1; weitere Fotos im Textbuch 1946.

¹¹² *Badische Zeitung*, 13. 8. 1946.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Ebd.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Vetter (wie Anm. 42).

Buchbesprechungen

Vorbemerkung

In Band 112, 1993, S. 208f. ist eine Rezension von Herrn Paul-René Zander über Kurt Huck, „Geschichte des Schlosses Schmieheim“, erschienen, in der der Rezensent in scharfer Form der Publikation eine Reihe gravierender Fehler nachweisen zu können glaubt. Da sich die angeblichen Mängel bei näherem Zusehen durchweg als gegenstandslos erweisen, hat das Ausschußgremium des Geschichtsvereins Schriftleitung und Redaktion beauftragt, dem Autor auch durch diesen Hinweis sein Bedauern über den Abdruck der Rezension zum Ausdruck zu bringen.

Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte. Dritter Band: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. von HANSMARTIN SCHWARZMAIER in Verbindung mit Hans Fenske, Bernhard Kirchgässner, Paul Sauer und Meinrad Schaab. Redaktion: Michael Klein (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1992. XXIII, 810 S.

Aufgaben, denen sich seit 1989 die Politiker in Deutschland und, mehr noch, in Ost- und Südosteuropa gegenübersehen, schärfen den Blick für Lasten und Chancen derer, die seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vor den Trümmern des Alten Reiches standen. In den hier dargestellten gut hundert Jahren von 1800 bis 1918 hatten Millionen anonym bleibender Menschen, Abgeordnete, Minister und Monarchen sehr viel zu verkraften: Brüche in den politischen Orientierungen und militärischen Bündnissen zur Zeit Napoleons; eine tiefgreifende Verwaltungsreform, dank derer Baden und Württemberg schon bald zu den modernsten Staaten Europas gehörten; Säkularisation und Mediatisierung, aber auch Wahrung von Traditionen und alten Rechten; seit der Jahrhundertmitte Revolutionen, Deutscher Krieg, Reichsbildung und schließlich Erster Weltkrieg; zwischendurch noch Kulturkampf, Ende der Zünfte, Industrialisierung, Eisenbahnbau. Die Auswahl von Themen, die hier behandelt und in deutsche, oft auch europäische Zusammenhänge eingeordnet sind, mag Herausforderungen erhehlen, vor denen Herausgeber und Autoren des Handbuchs standen.

Im Vorwort skizziert Hansmartin Schwarzmaier, dessen Verdienste um diesen Band Meinrad Schaab, Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, eingangs würdigt, Probleme und Schwachstellen des Werkes mit wenig üblicher Offenheit: Schmerzhaft erfahrene Kompromisse und Ungleichgewichte, z. B. hinsichtlich der Beschränkung auf einen Raum, der erst 1953 zum Land Baden-Württemberg zusammengefaßt wurde; Spannungen infolge der Ausgliederung von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; verspätete Abgabe von Manuskripten.

Sechs Autoren unterziehen sich der dornigen Aufgabe, eine angemessene Lösung zu erarbeiten. Zwei Überblicksdarstellungen verklammern Studien zu den Einzelstaaten. Eingangs erörtert H. Fenske in einem immer wieder problematisierenden Überblick die allgemeine Geschichte Südwestdeutschlands im 19. Jahrhundert; es folgt die Geschichte Badens (1800–1830, Hans-Peter Ullmann; 1830–1860 sowie 1860–1918, H. Fenske), Württembergs (1800–1866, Bernhard Mann; 1864–1918, Eberhard Naujoks) sowie Hohenzollerns (1800–1918, Eberhard Gönner); fast zwei Fünftel des Bandes nimmt die Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1800 bis 1918 ein (Wolfgang von Hippel).

Das Werk steht in besten Traditionen bewährter Handbücher: Erschließung gewaltiger Quellenmassen, der nicht weniger umfangreichen wissenschaftlichen Literatur (bis hin zum Jahr 1991!) und wichtiger Hilfsmittel (z. B. statistische Werke); Bändigung erdrückender Stoffmassen; Aufweis von Forschungslücken (z. B. zu wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Säkularisation für Baden, 52; soziale Kosten des Modernisierungsschubes, 496); differenzierte Bewertungen (z. B. der napoleonischen Zeit: kurzfristig negativ, langfristig durchaus positiv, 495); Wechsel von weit gespannten Überblicken (z. B. Allgemeine Tendenzen auf dem Weg zum Industriestaat, 622ff.), Schlaglichtern (mit den Rangerhöhungen 1803 und 1809 legte die badische Dynastie ihre frühere Sparsamkeit ab, 49), sorgfältig gezeichneten Portraits (König Friedrich, 242), abwägenden Urteilen (Höhepunkt des Kulturkampfes in Baden; 172—175) und Vergleichen mit anderen deutschen Staaten (hinsichtlich des Frauenstudiums spielte Baden eine Vorreiterrolle, 763). Nicht selbstverständlich ist, daß das historische Geschehen immer wieder auf naturräumliche Gegebenheiten bezogen wird, daß auch Bankwesen, Presse und Gebäudebrandversicherung, Literatur und Theater, Malerei und Architektur berücksichtigt sind. Hervorzuheben sind ferner die gepflegte, verständliche Sprache und der sorgfältige Druck.

Auch wer sich „nur“ mit der Geschichte eines Landesteiles beschäftigt, findet unschätzbare Hilfe. Er kann das Geschehen eines Ortes in weite Zusammenhänge einbetten; auch über das Register stößt man immer wieder auf überraschende Einzelheiten zu diesem oder jenem Ort. Als große Stadt, Vorort des Dreisamkreises, Sitz einer Universität sowie eines Erzbischofs in bewegter Zeit wird Freiburg häufig erwähnt. Seit 1833 erschien hier das „Badische Kirchenblatt“ für Katholiken und Protestanten mit einer gemischtkonfessionellen Redaktion (101). Die Freiburger Universität zählte im Sommersemester 1871 gerade 212 Studenten, wies um die Jahrhundertwende aber zahlreiche bedeutende Gelehrte auf (213f.).

Der „Start“ mit Band 3 gibt eine gewisse Gewähr dafür, daß die Zeit bis 1800 wirklich in „nur“ zwei Bänden dargestellt wird. Gewisse Wiederholungen (z. B. zu den Hochschulen) waren wohl kaum zu vermeiden. Mißlich ist dagegen, daß ein fünfter Band außer dem Gesamtregister auch inhaltliche Ergänzungen bringen soll. Wer sich für eine bestimmte Zeit interessiert, muß also zwei Bände kaufen (was eine erhebliche finanzielle Belastung bedeutet) und ständig nachschlagen, ob sich im fünften Band zu einem bestimmten Sachverhalt vielleicht Karten, Diagramme, Tabellen finden. Wenig benutzerfreundlich sind Rückverweise der Art „wie A/2“ auf Quellen und Literatur, die den einzelnen Abschnitten vorangestellt sind.

Kaum liegt der monumentale Historische Atlas von Baden-Württemberg vor, da beweist die Kommission für geschichtliche Landeskunde ihre Vitalität mit dem nicht weniger ehrgeizigen Unternehmen des Handbuchs. Im Dienste der Leser sehen sich kompetente und fleißige Autoren unter ein hartes Joch gespannt. Angesichts des gelungenen Auftaktes darf man auf die folgenden Bände gespannt sein.

Norbert Ohler

Der Landkreis Lörrach. Bd. I. Bearb. von der Abteilung Landesbeschreibung des Staatsarchivs Freiburg i. Br. Hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Lörrach (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg). Verlag Thorbecke, Sigmaringen 1993. XXVIII, 963 S. Dazu, in eigener Tasche: Karten I—II, Statistischer Anhang A 1 bis A 5.

Unentbehrlich für den an der Landeskunde Interessierten und von Wissenschaftlern mehr benutzt, als Nachweise in Veröffentlichungen zeigen: Die Amtlichen Kreisbeschreibungen gehören längst zum Werkzeug von Verwaltung, Schule und Wissenschaft, verbinden sie doch eine problematisierende Bestandsaufnahme mit vielfältigen Rückblicken in die Vergangenheit. Der Band behält die bewährte Gliederung bei: Im ersten Teil (S. 1—518) werden natürliche und geschichtliche Grundlagen dargelegt, ergänzt um Abschnitte zu Kunstgeschichte, Bevöl-

kerung, Siedlung, Wirtschaft, Verkehr, öffentlichem und kulturellem Leben. Der zweite Teil ist den Gemeinden vorbehalten (Aitern bis Inzlingen, S. 519—932; ein weiterer Band mit den noch fehlenden 27 Orten ist für 1994 angekündigt). Zum Schluß dann ein Verzeichnis der Quellen und Literatur (S. 933—936).

Erfreulich für die Leser dieser Zeitschrift ist, daß wiederholt der Breisgau (z. B. S. 129 bis 131, 137 ff.) bzw. Vorderösterreich (S. 159—164) berücksichtigt werden; zahlreiche Aussagen und Beobachtungen gelten für Naturraum und Geschichte des Oberrheingebietes insgesamt. In den der Geschichte im engeren Sinne gewidmeten Abschnitten gefallen historische Tiefe und Weite des Blickfeldes. Willkommen ist die Zusammenstellung von Daten, die man oft mühsam zusammensuchen muß (z. B. Tab. 67 und 68: Die Abgeordneten zur II. Kammer, 1819—1870 bzw. 1871—1904, Tab. 70 und 71 Bundestags- und Landtagsabgeordnete 1949 bzw. 1952 bis zur Gegenwart; Tab. 88 und 89 Die Presse 1908/09 bzw. 1930). Angaben zur jüngsten Vergangenheit reizen zu Vergleichen, z. B. Tab. 64 zur Stromabgabe 1953 und 1988: Insgesamt eine Steigerung um das 7,3fache, in Bad Bellingen dagegen um das 44,7fache, eine Folge der Nutzung der Thermalquellen (vgl. S. 559 f.). Zu den beiläufig erwähnten Hilfen gehört der Hinweis auf ein von der Handwerkskammer Freiburg herausgegebenes Lehrbuch „Geschäftsfranzösisch im Handwerk“.

Verglichen mit früheren Bänden der Reihe sind manche Bereiche neu dazugekommen oder haben an Gewicht gewonnen: Natur- und Landschaftsschutz (S. 79-83; S. 344 Schädigung des Waldes), Ver- und Entsorgung sowie Umweltschutz (S. 408—412, 416—422), Anteil von Ausländern an der Bevölkerung (S. 273 f.), Konflikte am Arbeitsplatz (S. 374 zu Sozialvorschriften, Betriebsrat), Suchtkranke (S. 461).

Veranschaulicht, ergänzt und verdichtet werden Aussagen durch Farb- und Schwarzweißfotos, Figuren (z. B. zur Entwicklung des Bestandes von Kraftfahrzeugen vor dem Hintergrund der Wohnbevölkerung (S. 426), Zeichnungen (z. B. zu Funden aus der Stein-, Bronze- und Römerzeit, S. 100—105), Stammbäume (z. B. zu den Markgrafen von Baden und Hachberg, S. 143), Karten im Text (z. B. zur Wortgeographie, S. 282 ff.) und Tabellen (vor allem zur Wirtschaft). Besonders willkommen sind die großmaßstäblichen Karten im Anhang (z. B. Karte 4 zu Besiedlung, Landesausbau und Wüstungen; ergänzend wünscht man sich hier, wie auch zu anderen Karten im Text und im Anhang, den Maßstab).

Mit dem Blick auf künftige Bände der Reihe seien Bedenken vorgetragen: Der schlimmen Zeit des Nationalsozialismus wird gerade eine Seite gewidmet (S. 439 f.); bei Darstellung der einzelnen Orte gebrachte Wahlergebnisse der Nationalsozialisten im Jahr 1932 bleiben infolgedessen erklärungsbedürftig: 93,2 % in Bürcchau, 95,3 % in Elbenschwand (S. 634 bzw. 762), demgegenüber in Huttingen und Istein 24,2 % und sogar nur 16 % (S. 666). Ärgerlich ist die knappe Darstellung der NS-Zeit auch deshalb, weil der Zweite Weltkrieg hier praktisch unerwähnt bleibt, und damit, um eine Gruppe von Opfern hervorzuheben, das Schicksal der im heutigen Landkreis eingesetzten russischen Kriegsgefangenen. Durch einen Verzicht auf Wiederholungen und Verdichtung an anderer Stelle ließe sich der für eine angemessene Darstellung erforderliche Platz gewinnen. — Illustrationen sind meist nur unzulänglich durch Legenden erschlossen. Das gilt z. B. für die vorzüglich reproduzierte Abbildung 17 „Die östliche Dinkelbergscholle mit Blick auf Schopfheim-Fahrnau“; als Luftaufnahme bildet sie eine Quelle besonderer Art und sollte schon deshalb datiert werden; auch böte sich die Gelegenheit, Ergänzungen zu geben und den Blick des Benutzers für die Aussagekraft einer Landschaft zu schärfen: Gemengelage der Parzellen, Vielfalt der Kulturen, Streuobst(?)bestände, Verkehrserschließung. Verschenkt wurde auch die Chance, Karten aus dem 18. und 19. Jh. (Abb. 20 und 51) dem Leser zu erklären, hier zu Abb. 20: Hinweise auf frühere Flächenmaße (*in roth lauchert*), Kulturen (*Rebhalden*), Landesausbau (*Ried Matt*), gemeinsamen sowie kirchlichen Besitz (*Allmend; Kirch Rain, Cappel*, usf.). Demgegenüber hat man den zwei

eindrucksvollen mehrfarbigen Satellitenaufnahmen im Anhang einen eigenen Abschnitt gewidmet (S. 83–90); Möglichkeiten moderner Technik zur Erforschung des Landes werden hier dem Leser vorgestellt.

Dank gebührt allen Förderern des Werkes, mit dem Generationen arbeiten werden, vor allem den Mitarbeitern dafür, daß sie sich einmal mehr einer dornigen Arbeit unterzogen haben; Tausende von Angaben waren aus den Quellen zu heben und in eine gut lesbare Darstellung einzubringen.

Norbert Ohler

HANS HARTER, Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedelung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte Bd. 37). Verlag Karl Alber, Freiburg 1992. 357 S.

Auf einem steilen Berg oberhalb von Schiltach suchte in den 60er Jahren eine Gruppe engagierter Geschichtsfreunde nach den Spuren der Willenburg, von der in einer spätmittelalterlichen Quelle die Rede war. Die Grabung, die im Kontakt mit dem Denkmalamt in Freiburg vor sich ging, erbrachte handfeste Ergebnisse in Gestalt von Mauerresten, Architekturteilen und eines Burggrabens. Im Burgbrunnen fand sich ein Balkenstück, das mittels einer dendrochronologischen Untersuchung auf die Zeit zwischen 1194 und 1200 datiert werden konnte. Als Fazit ergab sich, daß die Burg aus dem ausgehenden 12. Jahrhundert stammt, aber schon nach wenigen Jahrzehnten auf Dauer aufgelassen wurde. Als Vorläufer des ergrabenen Steinbaus existierte möglicherweise eine Anlage aus Holz.

Zu den Freizeitarchäologen von der Willenburg gehörte Hans Harter, der damals an der Universität Freiburg Geschichte studierte und in einem Kreis um den Archivdirektor Martin Wellmer sich auch intensiv der Landesgeschichte widmete. Er nahm sich vor, die ergrabenen Befunde historisch aufzuarbeiten, nicht nur lokalgeschichtlich, sondern in einem größeren Rahmen. Damit hatte er ein Thema gefunden, das er jetzt drei Jahrzehnte später mit einer Dissertation abschloß: die Herrschaftsbildung und Siedlungsgeschichte des mittleren Schwarzwalds. Unter dem Titel „Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet“ wurde die Arbeit in die Reihe „Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte“ aufgenommen.

Ein wichtiges Ergebnis besteht in dem Nachweis, daß die Stammväter der Adelsgeschlechter, die das Gebiet politisch und wirtschaftlich erschlossen, vom oberen Neckar und der Baar her einwanderten. Diese Tatsache ist heute noch faßbar in Gestalt einer Mundartgrenze zwischen Haslach und Hausach, die zugleich Diözesangrenze zwischen Straßburg und Konstanz war. Die Aufsiedlung des oberen Kinziggebiets geschah vergleichsweise früh im 11. Jahrhundert unter Beteiligung zahlreicher Herrenfamilien wie der Hornbergern, woher der Reichtum an alten Burgen rührt.

Harter hat nicht nur die einzelnen Herrschaftsbereiche und die Adelsfamilien genau erforscht, sondern auch den politischen Rahmen abgesteckt, in dem sie agierten: im 12. Jahrhundert im Einflußbereich der Zähringer, nach deren Aussterben 1218 unter den Staufern, die schrittweise Machtpositionen von den Zähringer Erben übernahmen. Die Strukturen lassen sich aber nicht einfach auf das Zusammenspiel von herzoglicher Gewalt und Ministerialität zurückführen, mehrere Zwischenschichten, repräsentiert etwa durch die Grafen von Sulz, spielten eine Rolle.

Renate Liessem-Breinlinger

Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald. Hrsg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN. Badenia Verlag, Karlsruhe 1993. 2. Aufl. 1994. 521 S., 252 Abb.

Im Sommer 1993 feierte man in St. Peter — Gemeinde und Priesterseminar — das 900jährige Jubiläum der Schwarzwaldabtei mit einer Ausstellung; der vorliegende Band vereinigt eine Reihe von Aufsätzen zur Klostersgeschichte und den Ausstellungskatalog zu einem eindrucksvollen und gut bebilderten, mit zahlreichen Farbtafeln ausgestatteten Buch. Inzwischen gibt

es eine ergänzte 2. Auflage, was man freilich erst entdeckt, wenn man auf S. 488 das entsprechende, die erste Auflage weiterführende Titelblatt wahrgenommen hat. Die abschließenden Seiten 489-521, insbesondere mit einem kunsthistorischen Aufsatz von Heinfried Wischermann über den „Petrus-Zyklus in der Klosterkirche von St. Peter im Schwarzwald“ ergänzen also, im Jahr nach Jubiläum und Ausstellung, den Festband.

Dieser bestand, wie man dies auch von anderen Werken dieser Art kennt, aus einem von 10 Autoren gestalteten Aufsatzteil mit wissenschaftlichen Beiträgen (S. 15–267) und dem gleichgewichtigen Katalogteil in vier Abschnitten (S. 269–469), dem ein Literaturanhang angefügt ist. Dabei fällt auf, daß im Aufsatzteil das Mittelalter ganz fehlt, obwohl diesem ja das Jubiläum — Verlegung des Klosters von Weilheim/Teck nach St. Peter im Jahr 1093 — galt. Die Beiträge betreffen die Äbte-Galerie im Kreuzgang von St. Peter (Wolfgang Reinhard), den Benediktzyklus von Franz Ludwig Herrmann (Albert Schmidt OSB), die Bildprogramme der Treppenhäuser und des kleinen Speisesaals (Hermann Brommer) und im Fürstensaal (Gerhard Neumann), die Stifter- und Zähringerbildnisse (Volkhard Huth), weitere Beispiele aus dem Dekorationsprogramm im Zusammenhang mit der Erbauungsliteratur des 18. Jahrhunderts (Carsten-Peter Warncke), das Bildprogramm der Bibliothek (Gregor Lechner OSB) und schließlich Abhandlungen zur Ikonographie des Frauenbildes (Hans H. Hofstätter) und zum Thema „Krankheit und Behinderung“ (Hansjörg Schneble); ein Aufsatz über Abt Philipp Jakob Steyrer, den Bauherrn des Konventsgebäudes von St. Peter rundet dieses Panorama der Arbeiten zur Kunstgeschichte der Barockzeit ab. Andererseits, zur Gründungsgeschichte, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Schwarzwaldklosters im Mittelalter, zur Einbindung in die zähringisch-badische, habsburgisch-vorderösterreichische Herrschafts- und Verwaltungsentwicklung der frühen Neuzeit erfährt man hier nur dasjenige, was im Zusammenhang mit den Bild- und Schriftquellen des 18. Jahrhunderts steht. Auch die Markgrafen von Baden, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre zähringische Hausgeschichte in St. Peter neu entdeckt haben, begegnen in diesem Teil nur beiläufig, so daß der Weitergang der Dinge bis zur Aufhebung und Säkularisation des Klosters hinter der barocken Emphase, der Übersteigerung der Kräfte zurücktritt, obwohl sich doch der Niedergang und das Ende schon voraussehen ließen. Auch im Katalogteil und damit in den eigentlichen Exponaten der Ausstellung ist die Periode des Mittelalters merkwürdig karg ausgefallen, mehr durch historiographische und künstlerische Zeugnisse aus der Neuzeit vertreten als durch mittelalterliche Quellen. Fast meint man, außer dem Rotulus Sanpetrinus, einigen stauferzeitlichen und spätmittelalterlichen Handschriften und ein paar wenigen Urkunden ergebe die Spurensuche wenig mehr als dasjenige, was den bedeutenden Mönchen und Geschichtsschreibern von St. Peter im 17. und 18. Jahrhundert nicht auch schon bekannt war.

In einer Ausstellung ist es natürlich legitim, das zu zeigen, was zeigenswert und was in einem Barockkloster erhalten geblieben ist, die Monstranzen und Kelche, Gefäße und Gebrauchsgegenstände, die Bilderwelt samt Plastik und Architektur, in der das ganze Mittelalter, wenn auch in Bildprogrammen des 18. Jahrhundert, subsumiert ist. Doch dahinter ist das Mittelalter in St. Peter verborgen geblieben; wenn es schon keine spektakulären Zeugnisse gibt, so wäre es doch wenigstens zu beschreiben gewesen. Das Festevangeliar der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, um 1200, eines der schönsten Stücke der oberrheinischen Buchmalerei (S. 423 ff.) steht demnach für eine Zeit, deren politisches Leben aus dem Blickwinkel von St. Peter nicht beleuchtet werden konnte, die Spätphase der Zähringer am Oberrhein am Ende der Stauferzeit. Sollte die Freiburger Zähringer-Ausstellung von 1986 mit ihrem zweibändigen Katalog (und Nachtragsband von 1990) und ihrer wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zähringergeschichte wirklich für St. Peter nichts übrig gelassen haben? Man muß dies deshalb mit einigem Nachdruck fragen, weil in diesen Jahren weitere 900-Jahrfeiern ins Haus stehen, die an die Reformabteien im letzten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts erinnern, an Klostergründun-

gen aus der neuen Welle benediktinischen Ordenslebens: Zwiefalten (1089/93), Ochsenhausen (1093), Wiblingen (1093), Gottesau (1094), Alpirsbach (1095), Neresheim (1095), Isny (1096). Sie alle lenken das Augenmerk weniger auf das 18. Jahrhundert, die Zeit, aus der mit Ausnahme von Alpirsbach und dem nicht mehr existenten Gottesau, die heutigen Kirchenbauten stammen, als auf die Zeit der Gründung, eine Periode religiöser Erneuerung am Ende des Investiturstreits in Schwaben. Man hätte darauf auch in St. Peter hinweisen müssen, auch wenn man damit in eine historische Periode zurückgegriffen hätte, die im heutigen Klosterareal kaum mehr sichtbar ist. Aber vielleicht entspricht es dem Selbstverständnis des Klosters St. Peter und seiner Mönche, daß man in der Euphorie barocker Kunstentfaltung keinen Sinn für die Eigenständigkeit des Mittelalters besaß und dieses ganz im Geiste der eigenen Zeit interpretiert hat. Die Zähringer des 11. und 12. Jahrhunderts und ihr Kloster reichten nicht in die politische Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts hinein, und als man ihre bedrohliche Realität gewahr wurde, stand das Ende unmittelbar bevor. In diesem Sinne hat das Jubiläum in St. Peter mit seiner Ausstellung und deren Katalog an die barocke Tradition angeknüpft.

Hansmartin Schwarzmaier

Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Frauenstiftes Wonnental im Breisgau (gegründet 13. Jahrhundert). = Die Pforte Jg. 12/13, Nr. 22–25, 1992/93. 172 S.

Mit dem vorliegenden Doppelheft legt die Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e. V. nicht nur den umfangreichsten, sondern auch den schönsten Jahresband ihrer seit 1981 erscheinenden Zeitschrift vor. Schon das farbige Titelbild auf dem Umschlag ist ungewöhnlich; Es zeigt die Initiale aus einem spätmittelalterlichen Graduale des Zisterzienserinnenklosters Wonnental und stimmt den Leser darauf ein, daß sich der gesamte Band mit einem einzigen Thema beschäftigt, eben der Geschichte jenes Frauenklosters in der Nachbarschaft von Kenzingen. Gleichsam als Begründung ist auf der Rückseite des Umschlags eine alte Ansicht der mächtigen Klosteranlage aus dem 18. Jahrhundert abgebildet. Obendrein bezeugen 15 prachtvolle Kunstkarten, die dem Band beigelegt sind, daß an diesem Ort geistlicher Sammlung zumindest phasenweise eine außergewöhnlich hohe Buchkultur gepflegt wurde.

Die zahlreichen Beiträge erheben nicht den Anspruch, neue Forschungsergebnisse über Lebensformen einer geistlichen Frauengemeinschaft im Breisgau vorzulegen. Sie bilden eher eine Art Bestandsaufnahme der Zeugnisse, über die wir auch heute noch einen Zugang zu deren Geschichte finden. Entsprechend reich ist der Band mit Architektur- und Bildbeispielen aus allen Jahrhunderten der Klostergeschichte ausgestattet. Urkunden, Handschriften, Landkarten, Grabdenkmäler, Grenz- und Gütersteine, alte Weihnachtskrippen, Zeichnungen und Gemälde vermitteln ein lebendiges Bild einer durch die Säkularisation zerstörten geistlichen Einrichtung. Selbst einen betagten Beitrag aus dem „Schauinsland“-Heft von 1893 haben die Herausgeber noch einmal neu aufgelegt, weil darin alle bekannten Wappen der Äbtissinnen und Wohltäter des Klosters zusammengestellt wurden.

Die vielfältigen Zeugnisse werden durch Beiträge ergänzt, die sich einzelnen Entwicklungsphasen der Klostergeschichte zuwenden. Leider bleiben die Konturen der Frühzeit, als die bereits bestehende Frauengemeinschaft in den Zisterzienserorden eingebunden wurde, sehr vage. Der Bericht über den kurzen Aufenthalt Bernhards von Clairvaux in Kenzingen (1146) enthält einige sachliche Fehler, und die „notwendigen Gedanken“ über diese große Gestalt des hochmittelalterlichen Mönchtums sind wenig hilfreich, auch wenn sie mit kritischem Gestus Themen der jüngsten Zeit aufgreifen. Anregender wirken da schon die Darstellungen konkreter Problemfelder, in denen sich ein mittelalterlicher Konvent behaupten mußte, ob es nun um wirtschaftliche Eigenständigkeit oder um rechte Formen klösterlicher Spiritualität ging. Der Wiederabdruck eines Beitrags, der bereits 1979 in der Zeitschrift für die Geschichte des

Oberrhens erschien, ist begrüßenswert; er schildert in beklemmender Weise das Ende der Abtei im Jahre 1806 und ihre Umwandlung in eine Zichorienfabrik. Diesem Aufschwung zu einem Industriestandort mußte die alte Klosterkirche weichen. Ihrer architektonischen Gestalt widmete „Die Pforte“ schon 1982 eine Untersuchung, die nun erneut gedruckt wurde. Im ganzen zeugt der Band vom großen Engagement einer Arbeitsgemeinschaft, die noch neugierig Geschichte, der sie täglich begegnet, wahrnimmt und genauer kennenlernen will.

Eugen Hillenbrand

Geschichte der Stadt Freiburg in Breisgau Band 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft. Hg. im Auftrag der Stadt Freiburg i. Br. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK. Verlag Theiss, Stuttgart 1994. 637 S., 107 Schwarzweißabb., 8 Farbtafeln, Ln.

Nur wenige Städte können sich rühmen, eine ihrer Bedeutung angemessene, ein breites Publikum ansprechende, aber doch zugleich wissenschaftlich konzipierte und quellennah geschriebene moderne Stadtgeschichte zu besitzen. Nach Vorliegen des zweiten Bandes der „Geschichte der Stadt Freiburg“, deren dritter und abschließender Band bereits erschienen ist (Rez. in dieser Zeitschrift Bd. 112 S. 205f.) und deren erster, das Mittelalter umfassender Band im kommenden Jahr erscheinen wird, kann Freiburg auf eine solche Leistung stolz sein; sie ist dem offenbar gut funktionierenden Gespann des Freiburger Stadtarchivdirektors Hans Schadek und dem heute an der Universität Basel lehrenden Historiker Heiko Haumann zu verdanken: Beide haben sich als Herausgeber nicht auf eine redaktionelle Betreuung der Beiträge beschränkt, sondern aktiv gestaltend an der Auswahl der Themen, der konzeptionellen Einrichtung und durch eigene Beiträge auch stärker am Inhalt des Bandes gearbeitet. Was bei vielen anderen vergleichbaren Gemeinschaftswerken mißlingt, nämlich die gleichmäßige Gewichtung der Themen, die repräsentative und die Lektüre bereichernde Bebilderung sowie die begrifflich-stilistische Angleichung an ein einigermaßen einheitliches Erscheinungsbild, ist in vorliegendem Fall gelungen. Daß es bei einem solch großen Autorenteam zu thematischen Überschneidungen kam, war kaum zu vermeiden, und auch die grundsätzliche Zweiteilung des Bandes in einen überwiegend chronologisch orientierten ersten und einen nach Einzelproblemen gegliederten zweiten Teil mußte fast zwangsläufig zu Wiederholungen führen. Diese aber nimmt der Leser gerne in Kauf, zumal dann, wenn er mit der Präsentation von Texten durch unterschiedliche Autoren die Möglichkeit bekommt, bestimmte Probleme von verschiedenen Perspektiven aus zu betrachten. Als eklatantes Beispiel hierzu möge die Bewertung des Humanismus in der Stadt dienen. Dieter Mertens entwirft in seinem einleitenden Kapitel über „Humanisten in Freiburg“ das Bild einer gerade in Freiburg äußerst aktiven und vielgestaltigen Bewegung. Von Erasmus bis Johannes Hartung werden viele illustre Persönlichkeiten vorgestellt. Tom Scott rückt dann die aus Begeisterung am Thema etwas aus den Fugen geratene Bewertung wieder zurecht, indem er nüchtern feststellt, daß in Freiburg kein regelrechter Humanistenkreis gewirkt habe, und daß die gleichmäßige Vertretung von *via antiqua* und *via moderna* an der Universität zu einer geistigen Lähmung geführt habe (S. 38).

Ein Bedenken gegen die extensive Auffächerung der behandelten Themen, die selbst die chronologisch orientierten Abschnitte erfaßt, bleibt indes bestehen: Durch das Herausgreifen isolierter sozial-, wirtschafts-, geistes- oder allgemeingeschichtlicher Phänomene blieb etwas das alltags- und ereignisgeschichtliche Kontinuum auf der Strecke. Um nicht mißverstanden zu werden: Es ist viel von Alltagsgeschichte die Rede; geradezu liebevoll wird das Leben einer angesehenen Metzgerfamilie (der Horbers) über die Jahrhunderte hinweg geschildert (Ursula Huggle). Die Situation der Armen und überhaupt der Unterschichten, der Kranken und anderer randständischer Gruppen wird im chronologischen (Horst Buszello) ebenso wie im thematischen Teil (Eduard Seidler, Alexander Klein: Hier hätte der Einfluß des parallel zum lutheri-

schen Konzept der Armenfürsorge entstandene humanistisch-katholische Konzept des Juan Vives überprüft werden können) anhand vieler Einzelschicksale geschildert. Die Kriegsnot und die vielen Einquartierungen, Besatzungs- und Festungsbaubelastungen der Franzosenzeit (bes. Hans Schadek, Ulrich Ecker, Heiko Haumann) werden ebenso geschildert wie das mißliche Schicksal der Einwohner des zu Freiburg gehörenden Untertanenlandes (Hans Schadek), und auch die Situation der als Hexen verfolgten Frauen um die Wende zum 17. Jahrhundert (Sully Roecken) kommt einfühlsam zur Sprache. Doch wird hierin vornehmlich das „Außeralltägliche“, das auch am ehesten in den Urkunden dokumentiert wurde, beschrieben. Im Kapitel über „Das Rechts- und Gerichtswesen“, in dem das von Ulrich Zasius 1520 geschaffene Stadtrecht samt späteren Änderungen (Wendt Nassall) sowie die Strafgerichtsbarkeit und Gerichtskompetenzen (bes. Heidi Verena Winterer-Grafen) vornehmlich anhand der Sollenordnung vorgestellt werden, ist wenig von dem alltäglichen Funktionieren der Zivil- und Strafverfahren, von persönlichen Schicksalen oder auch einer Instrumentalisierung der Prozesse für politische Zwecke des Stadtrats oder der österreichischen Administration die Rede. Einzelnen Autoren und Autorinnen allerdings gelingt es, wenigstens aspekthaft und bezogen auf ihr Thema eine gewisse Alltagsatmosphäre zum Leben zu erwecken. Dies gilt besonders für den von Hans Schadek gestalteten Beitrag zu den Freiburger Schulen, der über die Schulordnungen hinaus Einblick in die Lehr- und Lernpraxis der Zeit bietet. Es gilt dies ebenso für Frank Rexroths Darstellung der Universitätsgeschichte, die auch das Studentenleben zur Sprache bringt. Und schließlich vermögen die zwischen die Einzelkapitel gestreuten „Schlaglichter“, in denen auf Einzelpersonlichkeiten, Familien und Alltagsprobleme eingegangen wird, das hier angedeutete Defizit zu einem guten Teil auszugleichen.

Das Entscheidende für die ansonsten uneingeschränkt positive Bewertung des Bandes aber ist, daß die Entwicklungslinien einer frühneuzeitlichen Landes- und Verwaltungsstadt, die Metamorphose vom Bürgerschaftlichen Verband, der sich selbst als Obrigkeit gegenüber den Bürgern und erst recht seinen Untertanen im Umland verstand, zum Untertanenverband, der einer im Interesse eines übergreifenden Staatsnutzens arbeitenden Administration unterstand, deutlich herausgearbeitet werden. Daß die einst so stolze Quasi-Reichsstadt, die zu Beginn der hier dargestellten Epoche noch einen Reichstag in ihren Mauern beherbergte (1498), zu einer auch strategisch an Bedeutung verlierenden Landstadt herabsank, wird anhand der wechselvollen politischen und militärischen Ereignisse bildhaft beschrieben. Immer wieder wird auf den Niedergang des Diamantschleifergewerbes hingewiesen, bedingt vor allem durch den Festungsbau und das dadurch verursachte Verschwinden der Arbeitsstätten; auch die chronische Verschuldung des städtischen Haushaltes, der man durch die häufigen Sonderbelastungen nicht mehr Herr werden konnte (Vom städtischen Haushalt: Kristiane Schmalfeldt), trug zum Gestaltwandel der Stadt bei.

Ebenso positiv kann vermerkt werden, daß es den Autorinnen und Autoren, auch wenn sie sich als Spezialisten ihres jeweiligen Themas fühlten, überwiegend gelang, das ihnen übertragene Sujet in den Gesamtrahmen der Stadtgeschichte einzubinden. Die meisten scheuten sich nicht, durch gelegentliche Rückgriffe in die ältere Zeit die Neuerungen und Änderungen der Frühneuzeit deutlicher herauszuarbeiten. Gut gelungen ist diese Anbindung etwa im Beitrag Petra Rohdes über „Die Freiburger Klöster zwischen Reformation und Auflösung“. Den Historiker nicht ganz zufriedenstellend ist lediglich der Beitrag Leo Schmidts zur „Freiburger Stadtbau-geschichte 1500–1800“: Man erfährt viel über einzelne Bauten von der Spätgotik bis zum Spätbarock, wenig aber über Zusammenhänge zur Stadtpolitik, über planerische Gesamtkonzeptionen und über die baulichen Besonderheiten einer habsburgischen Verwaltungsstadt im Widerspruch zum bürgerlichen Repräsentationsbedürfnis. Daß daneben auch der Beitrag über die Goldschmiede und Kristallschleifer (Ingeborg Krummer-Schroth) einen integrativen Teil der Stadtgeschichte kunsthistorisch isoliert, war angesichts der Thematik nicht ganz zu vermeiden.

Der erfreuliche Gesamteindruck, den der zweite Band der Freiburger Stadtgeschichte beim Historiker hinterläßt, wird durch die sorgfältig gefaßten Anmerkungen (allerdings bei der Lektüre des Textes etwas schwer auffindbar), die auch die benutzten Einzelquellen nachweisen, sowie das ausführliche Literaturverzeichnis unterstrichen. Register der Institutionen im Bereich der Stadt (Ämter, Dienste und Einrichtungen) sowie der erwähnten Orte und Personen verhelfen dazu, den reichhaltigen Inhalt des Bandes für verschiedene stadthistorische Fragestellungen zu erschließen. Eine weitere Erleichterung hätte man dem Leser verschafft, wenn man sich zum Entwurf eines Stadtplans entschlossen hätte, der den Bau- und Entwicklungszustand der Stadt in der Frühneuzeit hätte wiedergeben können. J. Friedrich Battenberg

Kappel im Tal. Dorfgemeinde und Stadtteil — Eine Ortsgeschichte. Hrsg. von der Stadt Freiburg i. Br., Ortsverwaltung Kappel. Redaktion: WOLFGANG HUG und ULRIKE RÖDLING. Selbstverlag Freiburg 1993, 362 S., 180 Abb., davon 22 in Farbe. Bezug: Ortsverwaltung Kappel und Buchhandel.

„Aus Kappel ziehen nur Leute fort, die aus beruflichen oder familiären Gründen dazu gezwungen sind.“ — Auf diese Formel bringt Wolfgang Hug in der Einleitung zur Ortsgeschichte von Kappel die Attraktivität der seit 1272 urkundlich belegten Gemeinde. Drei Jahre lang haben gut ein Dutzend Autoren die Geschichte des einst von Landwirtschaft und Bergbau geprägten Dorfes erforscht, das seit der Eingemeindung 1974 gefragte Wohnlage im Freiburger Osten ist, ohne seinen ländlichen Charakter eingebüßt zu haben. Die Mehrzahl der Autoren — unter ihnen Historiker, Archivare, Archäologen, Kunstwissenschaftler und Förster, aber auch geschichtsinteressierte Laien — wohnt in Kappel, was ihren Beiträgen die nötige Bodenhaftung verleiht.

Im ersten Teil wird der Bogen von den ersten Siedlungsfunden aus der mittleren Steinzeit bis in die Gegenwart geschlagen. Mangels schriftlicher Überlieferungen und materieller Relikte klaffen beträchtliche Lücken in der Chronologie, besonders für das frühe Mittelalter. Dagegen berichten Grabungsfunde vom Leben des kleinen Adelsgeschlechts zu Kyburg das im 12. und 13. Jahrhundert die Burg auf dem Kybfelsen bewohnte. Im Mittelpunkt steht jedoch durchgängig das Leben der kleinen Leute: der Bauern, Bergarbeiter und Tagelöhner. Der Besiedelung des Schwarzwaldes verdankte die bäuerliche Bevölkerung als „Rodungsfreie“ die Freiheit von Leibeigenschaft sowie ausgedehnte Holz-, Weide- und Wegrechte, Grundlage einer beachtlichen, bis heute andauernden Wohlhabenheit. Doch war die Geschichte des Dorfes keineswegs nur ungetrübt, wie besonders die mit Fingerspitzengefühl vorgestellten Jahre der faschistischen Herrschaft zeigen.

Schwerpunkt des zweiten Teils ist die Sozial- und Alltagsgeschichte in Landwirtschaft und Bergbau. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts wurde auch auf Kappeler Gemarkung dem „Erzkasten“ Schauinsland Blei und Silber entrissen, was nicht nur seine Vorzüge hatte: Fragen der Wald- und Weidenutzung durch Bergarbeiter, vor allem aber die schwermetallhaltigen Abwässer der Erzverarbeitung sorgten immer wieder für sozialen und politischen Sprengstoff und hinterließen bis heute kaum sanierbare Altlasten.

Ökologische Aspekte der Dorfgeschichte kehren ständig wieder, insbesondere beim Thema Wald. Obwohl er für sauberes Trinkwasser, reine Luft und Schutz vor Bodenabtrag und Überschwemmungen unverzichtbar ist, sind vor allem die Tannen- und Fichtenbestände in Hochlagen und nach Südwesten bereits so stark geschädigt, daß forstliche Maßnahmen kaum noch greifen und nur eine spürbare Verringerung der Schadstoffe in der Luft eine katastrophale Entwicklung noch aufhalten kann.

Ausführlich werden Lebens- und Arbeitsbedingungen auf den 17 Höfen beschrieben, die vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert den Kern des Dorfes ausmachten. Allmählich begann sich die bäuerliche Dorfgemeinschaft zu differenzieren: eine Schicht von Handwerkern bildete

sich heraus, und seit Ende des 18. Jahrhunderts zeichneten sich neue Konflikte zwischen der bäuerlichen Oberschicht und der neuen Unterschicht aus Bergleuten, kleinen Bauern und Tagelöhnern ab; es spricht für den Zusammenhalt der Einwohner, daß daraus keine dauernden Feindschaften entstanden.

Der dritte Teil befaßt sich mit Kirche, Schule und den Vereinen als Mittelpunkt des geselligen und karitativen Lebens. Herauszuheben ist besonders der Beitrag über die Mondsichelmadonna in der Pfarrkirche, die Hans Wydyz gestaltete, ein Bildschnitzer, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit Hans Baldung Grien das Freiburger Münster mit Skulpturen ausstattete. Eine ebenfalls Wydyz zugeschriebene, nach dem Kappler Vorbild gestaltete Marienfigur befindet sich heute im Besitz des Art Institute of Chicago.

Allen, die mehr über dörfliche Lebenswelten im Wandel erfahren wollen, steht jetzt eine gut lesbare Dorfgeschichte zur Verfügung, die wegen der zahlreichen Abbildungen und Fotografien aus Privatbesitz, von denen die meisten zum ersten Mal veröffentlicht werden, besonders für die Bewohner von Kappel außerdem hohem Wiedererkennungswert besitzt.

Bernd Boll

JOSEF WEBER, Yach, das Dorf am Rohrhardsberg. Hrsg. von der Stadt Elzach anlässlich der 700-Jahr-Feier der Ortschaft Yach 1993. Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch 1993. 324 S., zahlreiche Abb.

Josef Weber, der bereits mit vielen heimatgeschichtlichen Beiträgen und insbesondere 1978 mit der Geschichte der Stadt Elzach hervorgetreten ist, legt mit dieser Schrift eine hochinteressante Dorfgeschichte vor. Sie ist aus Anlaß der 700-Jahr-Feier der Ortschaft Yach — in einer Lehenurkunde vom 9. September 1293 ist der Name Yach zum erstenmal überliefert — in rund zwei Jahren entstanden und verarbeitet einen überaus reichhaltigen Quellenfundus. Weber hat keinen historischen Abriß, keine „Chronik“ verfaßt, sondern das Buch nach Sachthemen, besonderen Ereignissen und strukturellen Entwicklungen gegliedert: eigene Kapitel beschäftigen sich mit den kirchlichen Verhältnissen, mit dem Vereinswesen sowie mit Brauchtum und Sage. Dieses Verfahren liefert nicht nur dichte Informationen, die Geschichte wird dadurch lebendig, zumal der Verfasser sehr ausführlich die Quellen selbst sprechen läßt.

Vieles war bislang nicht bekannt. Während Josef Weber zu Recht die Frage nach einer möglichen keltischen Besiedlung und namentlich der keltischen Opfersteine auf der Gemarkung nicht abschließend beantwortet — hier wären unbedingt Grabungen nötig —, haben seine Untersuchungen wie diejenigen des Landesdenkmalamtes Freiburg zu Befestigungswerken wichtige Ergebnisse zutage gefördert. Offenbar bestanden zwei burgähnliche Wehranlagen, die alte, im übrigen bis ins 18. Jahrhundert wichtige Saumpfade durch das Yachtal über den Berg nach Triberg, Furtwangen und Villingen decken sollten, vielleicht einen Zusammenhang mit frühem Bergbau hatten und vermutlich schon vor dem 13. Jahrhundert zerstört wurden. Bereits vor der Ersterwähnung des Ortsnamens gab es also Leben im Tal. Ob die Herren von der Eiche, die uns 1148 zum erstenmal in einer Urkunde begegnen, allerdings hier ihren Sitz hatten — die mundartliche Bezeichnung „aus der Eich“ statt „aus Yach“ wird als Indiz angeführt —, konnte bisher nicht nachgewiesen werden. Seit dem 13. Jahrhundert sind jedenfalls andere Adelsgeschlechter als Herren von Yach überliefert.

Vom Umfang her bilden, nicht zuletzt bedingt durch die Quellenlage, das 18. und das 19. Jahrhundert den zeitlichen Schwerpunkt des Bandes. Das 20. Jahrhundert wird eher gestreift. Besonders hervorzuheben sind die Schilderungen der Lebensverhältnisse der Menschen, ihrer Freuden und Nöte, ihrer Arbeitsvorgänge in Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe. Einen interessanten Zugang findet der Autor, wenn er die Verbindungen der Yacher innerhalb des Ortes und zur „Außenwelt“ darstellt: über Wege, Straßen und Brücken, über die Beziehung zur Elztalbahn, über Auswanderungen. Josef Weber will mit seinem Buch einen Beitrag zum

Geschichtsbewußtsein leisten. Nicht zuletzt die Jugend solle erkennen, „daß Heimat mehr ist als Wohnort, daß dieses von seiner Geschichte geprägte und geformte Gemeinwesen ein Stück ihrer selbst ist, für das es sich sehr wohl lohnt, bürgerschaftliches Engagement zu zeigen. . . . Der Blick in die Vergangenheit mag uns zuversichtlich stimmen, auch den Anforderungen unserer Tage standzuhalten“ (S. 8—9). Der Band gehört in die Hand möglichst vieler Menschen, denen Geschichte und Kultur unserer Region mehr ist als nostalgische Verklärung, sondern Teil der eigenen Lebenswelt.
Heiko Haumann

MICHAEL SCHMAEDECKE, *Der Breisacher Münsterberg*. Hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters Bd. 11) Verlag Konrad Theiss, Stuttgart 1992. 289 S., 142 Abb., 61 Tafeln.

Michael Schmaedecke hatte Anfang der 80er Jahre die faszinierende Aufgabe, archäologische Untersuchungen auf dem Breisacher Münsterberg zu leiten. Mit der wissenschaftlichen Auswertung promovierte er 1989 an der Universität Freiburg. Er stellte in dieser Dissertation die bau- und siedlungsgeschichtliche Entwicklung Breisachs vom römischen Kastell zur mittelalterlichen Stadt dar. Wegen der großen Bedeutung, die das Thema für die südwestdeutsche Landesgeschichte hat, nahm das Landesdenkmalamt die Arbeit in die Reihe „Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters“ auf. Ein eindrucksvolles Buch ist daraus entstanden, das Informationen in Wort und Bild zugänglich macht: in wissenschaftlicher, nicht populärer Darstellungsweise.

Zu den interessantesten Ergebnissen gehört die Tatsache, daß in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, also rund hundert Jahre nach der Stadtgründung von 1185, eine grundlegende Veränderung der Straßenstruktur stattgefunden hat, der bald eine ansehnliche geschlossene Bebauung folgte. Bis zu diesem Zeitpunkt stand noch die Mauer des römischen Kastells, das die Südhälfte des Berges einnahm; auch die *via principalis*, die in Nord-Süd-Richtung über den Berg und durch das Kastell zog, existierte damals noch. Im Zuge der Erneuerungsmaßnahmen wurden römische Ruinen und spätere, jetzt störende Bauten abgebrochen und das Material unter anderem zur Herstellung eines Straßenplanums verwertet. Mittelpunkt der Neuanlage wurde der Radbrunnenturm, der exakt auf der römischen Hauptstraße steht, aber nicht etwa als Tor des ehemaligen Kastells interpretiert werden kann, da er nördlich außerhalb desselben steht. Er ist vielmehr als mittelalterliches Bauwerk anzusprechen, dem ein dominierender Platz im Zentrum der mittelalterlichen Stadt eingeräumt wurde. Der Name beschreibt die Funktion: Hier befand sich ein Brunnen mit einem etwa 40 Meter tiefen Schacht, der bis in die Grundwasser führenden Schichten hinabreicht.

Weiter konnte archäologisch belegt werden, daß die mittelalterlichen Stadtmauern streckenweise auf den spätantiken aufbauen, beziehungsweise deren Reste integrieren. Gleiches trifft auch für das romanische Münster zu, das im 12. Jahrhundert in der Nachbarschaft aufrecht stehender römischer Steinbauten errichtet wurde. Daß der Mons Brisiacus auch in der Zeit zwischen dem antiken Kastell und der mittelalterlichen Stadt besiedelt war, in primitiverem Zuschnitt freilich, beweisen Grubenhäuser, die zu einer frühstädtischen Bebauung aus der Zeit um das Jahr 1000 gehören.

Für die Publikation des Landesdenkmalamts beschrieb Michael Schmaedecke auch die spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Befunde. Er beschloß dieses Kapitel wie auch das erste mit einem Fundkatalog, der den Fachleuten Vergleichsmaterial an die Hand gibt. — Einen originellen Beitrag leistete schließlich der Kunsthistoriker Peter Hering, der die Erkenntnisse von Archäologie und Geschichte mit Bildquellen vergleicht. Er deutet den Radbrunnen, der immer noch Rätsel aufgibt, als Symbol der Brügerstadt, hochgebaut aus Repräsentationslust durch die Bürger, deren Gemeinwesen seit 1273 den Status einer Reichsstadt hatte. Diese Interpretation deckt sich mit derjenigen Berent Schweineköpers, der den Radbrunnenturm als zentralen

Stadtturm, Richt- und Rathaus sieht, wofür er in Schauinsland 110/1991 Parallelbeispiele aus ganz Westeuropa, vor allem Frankreich und Belgien anführt. Renate Liessem-Breinlinger

HERBERT JÜTTEMANN, Waldkircher Dreh- und Jahrmarktorgeln. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1993. 322 S., zahlreiche Abb., 32 Farbtafeln.

Maschinenbau und Elektrotechnik hat Herbert Jüttemann studiert, der sich seit einigen Jahren auf die Erforschung historischer Mechaniken spezialisiert hat: alte Mühlen und Schwarzwälder Uhren. Sein jüngstes Werk ist den Waldkircher Dreh- und Jahrmarktorgeln gewidmet. In Wort und technischen Zeichnungen erklärt er die Konstruktion und Funktionsweise einschließlich der mechanischen, später pneumatischen Steuerung der Musikdarbietung über Lochkarten. Er kennt sich auch in der Musiktheorie aus und geht auf die Stimmung, die Register und die Musikprogramme der Waldkircher Instrumente ein. Es ist ein Glücksfall für alle Orgelfreunde und -restaurateure, daß sich ein derart kompetenter Autor an die zeitraubende und viel Fleiß und Konsequenz erfordernde Arbeit der Materialsammlung und Aufbereitung gemacht hat. Besonders erfreulich ist, daß die Darstellung nicht nur präzise, sondern auch verständlich ausgefallen ist und in gefälligem Rahmen geboten wird. Bei aller Betonung des Konstruktiven und des Ziels, soviel wie möglich Information hinüberzubringen, wird nicht vergessen, daß die Orgeln durch ihre schmucken, etwas pompösen Fassaden das Auge erfreuen. Das Buch enthält einen Bildblock mit über 50 Orgeln, die seit 1806 in Waldkirch gebaut wurden und immer noch einsatzbereit sind.

Einen treuen Kreis von Liebhabern und Kennern haben die alten Waldkircher Orgeln in Holland, wo heute noch Straßenorgeln unterwegs sind. Ein Holländer Orgelspezialist und -restaurateur hat dem Autor als Mann der Praxis Korrektur gelesen. Die Geschichte der einzelnen Orgelbaufirmen und -familien von Ignaz Bruder bis Carl Frei hat in den 80er Jahren der Waldkircher Historiker Hermann Rambach geschrieben. Deren Fertigungsprogramme stellt Herbert Jüttemann im zweiten Teil des vorliegenden Werkes vor. Renate Liessem-Breinlinger

WILHELM BAUM, Kaiser Sigismund. Hus, Konstanz und Türkenkriege. Verlag Styria, Graz — Wien — Köln 1993. 335 S., 16 Abb.

Unter den mittelalterlichen Kaisern ist Sigismund (*1368 — †1437) aus dem Hause Luxemburg von den Biographen nur wenig beachtet worden. Seit der 1838 bis 1845 entstandenen umfangreichen Biographie von Joseph Aschbach hatte sich auch in neuerer Zeit niemand an die Biographie dieses Herrschers gewagt. Dabei verkörpert gerade Sigismund in besonderem Maße einen Herrscher mit weitgespanntem Tätigkeitsfeld und rastloser Energie. Wilhelm Baum hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Biographie Sigismunds, den er als bedeutendsten Kaiser im Spätmittelalter einschätzt, zu schreiben. Herausgekommen ist eine lebendige und faktenreiche Vita, die Sigismund, seit 1410 römisch-deutscher König und seit 1433 Kaiser, als begabten und aktiven Politiker zeigt, mit einem sicheren Gespür für Machtverhältnisse, der auch Gerissenheit und Verschlagenheit bei günstiger Gelegenheit einzusetzen verstand. Zweifellos kann man ihn als wendigen Pragmatiker bezeichnen, doch er scheint wenig klare Konzepte besessen zu haben. Seine Stärken waren vielmehr die unerschöpfliche Energie und der spontane Ideenreichtum, mit denen er sich auf den zahlreichen Konfliktfeldern seiner Regierungszeit zu behaupten wußte. An diesen war wahrhaftig kein Mangel. Reichs- und Kirchenreform, Probleme luxemburgischer Familienpolitik, Hussitenbewegung, fürstliche Selbstbehauptung und Türkenbedrohung sorgten für eine unruhige Regierungszeit.

Besonders dankenswert ist, daß Baum den Blick über die damaligen Reichsgrenzen wirft und auch Sigismunds Tätigkeit im südosteuropäischen Raum breiten Raum zugesteht, wo er die Vereinigung von Böhmen, Ungarn und Österreich zum späteren Großraum Donaumonarchie vorbereitete. Trotzdem vermag das Buch die Erwartungen des Lesers nicht zu erfüllen.

Außerordentlich blaß bleiben die Persönlichkeit Sigismunds, seine Umgebung und die Zeit, in der er lebte, denn Baum beschränkt sich auf eine rein politische Biographie; soziale und mentalitätsgeschichtliche Aspekte werden nur am Rande erwähnt. Hier zeigen sich deutlich die Nachteile und Grenzen seiner Arbeitsmethode, die zu einseitig auf Sigismunds Itinerar aufbaut und zuviel chronologische Reihung und zuwenig analytische Durchdringung bietet.

Die übergroße Faktenfülle erschwert nicht nur die Lesbarkeit des Buches, sondern sie vermag auch nicht die analytischen Defizite zu ersetzen. Hinter der breiten vordergründigen Darstellung von Handlungsabläufen bleiben die eigentlichen Fragen offen. So z. B. die Frage nach den Handlungsspielräumen, die er vorfand und wie er sie zu nutzen verstand. Erst diese Fragestellungen hätten eine fundierte und interessante Beurteilung Sigismunds ermöglicht. Das wird auch im Kapitel über den Konflikt Sigismunds mit Herzog Friedrich IV. von Österreich während des Konstanzer Konzils 1415 deutlich, als er in einem Überraschungsschlag die Machtstellung des Habsburgers zum Einsturz brachte und ihn zum demütigenden Einlenken zwang. Baum betont zu Recht die diplomatische Überlegenheit des Königs, der seinen naiven und unvorsichtigen Gegner überspielen konnte. Daß er aber die habsburgische Machtstellung trotzdem nicht ganz zerschlagen konnte oder wollte, zeigt, daß der König hier deutlich an die Grenzen seiner Macht stieß. Dieses Problem bleibt aber ausgeblendet, das vielschichtige Verhältnis zwischen König und Reich wird nicht differenziert untersucht, und der Verfasser beschränkt sich zu diesem Problembereich nur auf pauschale Feststellungen.

Als Mangel empfinde ich, daß er sich mit den anregenden Ergebnissen der neuen Literatur nur unzureichend auseinandersetzt. So wird z. B. die wichtige 1989 erschienene Dissertation von Sabine Wefers über das politische System Kaiser Sigismunds zwar im Literaturverzeichnis und an einer Stelle im Anmerkungssteil (S. 300) erwähnt, doch offensichtlich inhaltlich nicht verarbeitet. Dabei hätte gerade diese neue Arbeit wichtige Denkanstöße und Gelegenheit zur Auseinandersetzung geboten.

Willy Schulze

RÜDIGER VON TRESKOW, Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte! Die Korrespondenz Karl von Rottecks. Bd. 1: Einführung und Interpretation. Bd. 2: Briefregesten (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. Bd. 26) Verlag Ploetz, Freiburg/Würzburg 1990/1992. 238 bzw. 748 S., Abb.

Über Karl von Rotteck, den „politischen Professor“, hielt Horst Ehmke 1964 in Freiburg seine Antrittsvorlesung. Er dokumentierte und wertete darin Leben und Werk des zu seiner Zeit außergewöhnlich populären Vorkämpfers des bürgerlichen Liberalismus (1775–1840). Ehmke beklagte damals, daß der Rottecknachlaß im Freiburger Stadtarchiv noch nicht geordnet und für Benutzer zugänglich war. In den 80er Jahren beschäftigte sich Rüdiger von Treskow als Doktorand mit Rotteck; er bearbeitete die Bestände des Stadtarchivs, die er sogar um zahlreiche Rotteckautographen von anderen Institutionen ergänzen konnte. Ergiebig waren vor allem seine Kontakte mit Rottecks Nachfahren. Es gelang ihm, die Korrespondenz Rottecks weitgehend zu rekonstruieren, indem er über 2000 Briefe zusammentrug und rund 500 Adressaten zuordnete.

Die ausführliche Version seiner Dissertation erschien in der Publikationsreihe des Freiburger Stadtarchivs in zwei Bänden. Der erste wurde 1990 rechtzeitig zu Rottecks 150. Todestag fertig. Er enthält eine Einführung und Interpretation. Der Autor legt den Facettenreichtum der Korrespondenz dar, beleuchtet die gewichtigen und weitreichenden Verbindungen und die vielen Rollen, denen Rotteck gerecht wurde: als Familienvater, Universitätslehrer und Politiker, der auch den Wahlkampf und die Parlamentsarbeit der ersten Stunde kannte. Treskow zeichnet auch den Wandel des Rotteckbildes im Verlauf der Geschichte nach: Als das Reich von 1871 installiert war und Preußens Stern strahlte, verblaßte der Glanz des süddeutschen Liberalen, den seine Zeitgenossen geradezu schwärmerisch verehrt hatten. Rotteck gehörte übrigens

nicht dem alten Adel, sondern dem Bildungsbürgertum an. Der Vater, ein Medizinprofessor, war in der Zeit Josefs II. geadelt worden.

Der zweite Band enthält die Briefregesten, Kurzbiographien der Korrespondenzpartner, 32 Porträts von Personen aus diesem Kreis, ein Verzeichnis der Werke Rottecks und zwei Register. Treskow unterteilt die Briefe in zugeordnete und anonyme mit und ohne Datum, wobei die erste Gruppe die umfangreichste ist. Er gruppiert die Briefe nach den Briefpartnern, deren Namen in alphabetischer Reihenfolge als Kapitelüberschriften dienen. Herder, Brockhaus, Wessenberg, zwei Großherzöge von Baden, zwei Könige von Württemberg, aber auch ganz einfache Leute aus dem Schwarzwald sind darunter. Innerhalb der Textblöcke folgt er der Chronologie.

Das Faksimile eines anonymen Briefes erscheint auf dem Schutzumschlag des buchbinde-
risch sehr solid gearbeiteten Bandes. Dieser Brief enthält eine Morddrohung und wüste Beschimpfungen: „Ich gehe nicht eher aus der Welt, als bis ich Sie Schuft aus der Welt geschafft habe.“ Dieses Dokument wirft ein ganz eigenes Bild auf die Wirklichkeit eines politisch Oppositionellen in der landläufig als Biedermeier verniedlichten Zeit, und es steht in einem frappanten Gegensatz zu den schwärmerischen Tönen, die in den übrigen Briefen anklingen. Eine Formulierung dieser Art ist als Titel gewählt: „Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte!“

Treskow gibt der Forschung ein taugliches Instrument an die Hand und lädt zur Beschäftigung mit Rotteck ein, dessen endgültige Biographie nach seiner Meinung noch aussteht, obwohl er im ersten Band des vorliegenden Werks dem Leser eine plastische Vorstellung von Karl von Rotteck vermittelt, auch von seiner Herkunft und seinem Umfeld.

Renate Liessem-Breinlinger

HEINRICH HANSJAKOB, In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Nach der Ausgabe von 1911 des Bonz Verlages Stuttgart. Mit einem Portrait des Autors und 16 Abbildungen nach zeitgenössischen Darstellungen. Nachwort und Anmerkungen von MANFRED HILDENBRAND. Waldkircher Verlag, Waldkirch 1993. 620 S.

Ehrlich und unbekümmert seine Meinung zu sagen, das war Heinrich Hansjakobs Charakteristikum. Was die Leser dem Schriftsteller gern verziehen, brachte dem Politiker Ärger und Verdruß ein: 1878 exponierte er sich als Abgeordneter im badischen Landtag durch eine Rede, die sich mit einem Detail des Kulturkampfes befaßte: Unerwartet für seine Fraktionskollegen von der katholischen Volkspartei, plädierte er für ein Zugehen auf die gegnerischen Liberalen. In der katholischen Presse wurde er als Verräter bezeichnet, beschimpft und verleumdet. Hansjakob reagierte gleich 1878 auf die Hetzkampagne mit einem Buch: „In der Residenz“. Er beließ es darin allerdings nicht bei Rechtfertigungen: Er schilderte das Abgeordnetendasein auch von der gesellschaftlichen und geselligen Seite und führte den Leser in private Salons, Gasthäuser und an die Tafel des Großherzogs im Karlsruher Schloß. Gemäß seiner Vorliebe für das einfache Volk zeichnet er auch Portraits von Gestalten aus diesen Schichten. Unter den politischen Themen, die er neben der Auseinandersetzung zwischen Staat und katholischer Kirche anspricht, nimmt das Defizit der Staatsbahn größeren Raum ein. „Die Nebenbahnen fressen, was die Hauptbahnen verdienen“, so brachte Hansjakob es bündig auf einen Nenner.

Daß er als katholischer Priester auch in Glaubensdingen von liberaler Grundstimmung war, läßt er an der Sympathie erkennen, mit der er einen jüdischen Gottesdienst beschreibt, den er in der Karlsruher Synagoge besucht hatte. Gleiches gilt für die griechisch-orthodoxe Liturgie, die er in der Residenz ebenfalls erleben konnte. Spaziergänge im Hardtwald inspirierten ihn, verschiedentlich über Jäger und die Jagd zu schreiben. Mit einer solchen Passage verbindet er einen ausführlichen Exkurs über die Entwicklung des Hubertuskults.

1910, gegen Ende seines Lebens, ließ Hansjakob den Band „Aus der Residenz“ stark überarbeitet noch einmal erscheinen, da er die Kränkungen von 1878 zwar vergeben, aber nicht ver-

gessen hatte. Diese Ausgabe legte der Waldkircher Verlag neuerdings ungekürzt als Reprint vor. Manfred Hildenbrand schrieb ein Nachwort und kommentierte den Text durch 557 Anmerkungen, wobei er Daten zu zahlreichen Personen, Informationen über politische Zusammenhänge von damals, Institutionen, Gebäude oder nicht mehr gebräuchliche Begriffe liefert. Das Schwergewicht liegt dem Thema entsprechend auf der Karlsruher Stadtgeschichte. Manfred Hildenbrand, der das Hansjakob-Museum und -Archiv in Haslach im Kinzigtal leitet, läßt erkennen, daß er einer Interpretation der Gestalt Hansjakobs zuneigt, die vom Bild des „Schwarzwälder Heimatdenkmals“ abrückt. In einer Anmerkung greift er unbelegte Gerüchte auf, der katholische Priester Hansjakob habe illegitime Kinder hinterlassen. „Wenn nicht alles täuscht . . .“ Angesichts dieser Tatsache darf man schmunzeln, wenn sich Hildenbrand ereifert, Hansjakob als promovierter Historiker sei leichtfertig mit geschichtlichen Fakten umgegangen.
Renate Liessem-Breinlinger

CONRAD W. MAYER, Ein Patriot muß gehen — Aus dem Leben von Wilhelm Hugo Mayer. Selbstverlag des Verfassers, Bad Krozingen 1993. 80 S.

Daß ein Sohn seines Vaters gedenkt, ist ein zutiefst menschliches Bedürfnis. Doch die Schrift Conrad W. Mayers ist mehr als nur ein Zeugnis privater Pietät. Die vorgelegte Biographie kündigt von einem Leben, das in den Jahren vor der nationalsozialistischen Machtergreifung in der Partei des Zentrums, im Volksverein für das katholische Deutschland und im kulturellen Leben der Stadt Freiburg unübersehbare Spuren hinterlassen hat. „Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!“, war die sich leider bestätigende Parole in den Reden Wilhelm Hugo Mayers, der als junger Lehrer und Dirigent vor allem im Freiburger Raum und insbesondere im Vorort Günterstal für das Zentrum aus jungen Männern die „Badenwacht“ organisierte. Bittere Folge: Gewalttätigkeiten der Nationalsozialisten und ihnen angeschlossener Verbände gegen Wilhelm Hugo Mayer und dessen ganze Familie wurden immer rücksichtsloser. Es drohte Schutzhaft in einem Konzentrationslager (KZ), und in einem Bericht der NSDAP-Ortsgruppe hieß es sogar: „Mayer soll jüdischer Abstammung sein.“ Schließlich wurde Mayer politisch „kaltgestellt“ und, begleitet von wüsten Beschimpfungen der Freiburger NS-Presse als Alleinlehrer nach Hegne/Bodensee versetzt.

Besonderen Reiz gewinnt die Schrift für jeden historisch Interessierten dadurch, daß zahlreiche zeitgeschichtliche Zeugnisse in Faksimile beigelegt sind.
Lothar Böhnert

GERHARD HUBER, Die Amtszeit von Bürgermeister Josef Huber in Todtnau von 1923 bis 1933 und der Übergang in die Zeit des Nationalsozialismus. Selbstverlag des Autors, Bonn 1993. 73 S.

„Herr Huber! Wir haben Revolution, die Macht ist unser; das Volk steht hinter uns.“ Mit solchen Worten wollte eine Delegation von SA-Männern den Bürgermeister von Todtnau am 11. April 1933 zum „freiwilligen“ Rücktritt zwingen. Doch er erwiderte: „Ich weiche nur der Gewalt!“ Trotzdem mußte Huber dann bei der Neuwahl auf eine Kandidatur verzichten. Schließlich bekam er einen gestandenen NS-Parteigenossen als Nachfolger. Die Vorgänge sind anhand von sorgfältig recherchierten Quellen und Aussagen von Zeitzeugen durch den Sohn des Josef Huber rekonstruiert und anschaulich berichtet. Die Amtszeit des tüchtigen jungen Fachmanns im Todtnauer Rathaus fiel in die Aufbau- und Krisenjahre der Weimarer Republik. Huber hat der Schwarzwaldgemeinde wichtige Impulse gegeben: Die Gründung der Sparkasse, die Errichtung einer Handelsschule, die Anlage eines Schwimmbades . . .

Was das kleine Buch für geschichtlich Interessierte so wertvoll macht, ist die Nabsicht, mit der jener stille Wandel der Strukturen, der sich nach dem Ersten Weltkrieg beschleunigt vollzog und zwar in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, beobachtet und dokumentiert wird. Die große Krise seit 1930/31 wird so ganz unmittelbar nachvollziehbar. Man begreift, warum vor

wie nach 1933 die Mehrheit auch der Vernünftigen offenbar patriotisch dachte und handelte: Der von den Nazis aus dem Amt als Bürgermeister hinausgeekelte Huber trat wie so viele Mitläufer doch noch der Partei bei, zog in den Krieg, wurde Offizier — und stellte sich nach 1945 dem Neuaufbau zur Verfügung. Von 1947 bis zu seinem Tod 1955 leitete er das Liegenschaftsamt der Stadt Freiburg.

Wolfgang Hug

Vereinschronik 1994

Vorstand

Stadtarchivdirektor Dr. HANS SCHADEK, 1. Vorsitzender
Stadtoberarchivrat Dr. ULRICH P. ECKER, 2. Vorsitzender
Stadtarchivoberinspektorin ANITA HEFELE, Schriftführerin
Oberverwaltungsrat ROLF SÜSS, Kassenführer

Veranstaltungen 1994

2. Februar Frau Dr. Saskia Durian-Ress: Führung durch die Ausstellungen des Augustinermuseums „Badische Burgen aus romantischer Sicht“ und „70 Jahre Augustinermuseum“.
7. März Jahresmitgliederversammlung.
Dr. Ulrich P. Ecker: „Einblicke in das Leben der Freiburger Spitäler des Spätmittelalters: Eine Spitalpründe für Hans Barths Ehefrau und Verdacht auf Aussatz bei Conrad Sybolt“.
Vortragsreihe „Alltag der Stadt — Alltag der Bürger. Freiburg 1550—1750“ (3 Vorträge):
18. April Prof. Dr. Horst Buszello: „Armut, Not und Pest. Vom Leben in Freiburg im 16. Jahrhundert“.
9. Mai Dr. Hans Schadek: „Alsdann hat das Freyburgische Leiden angefangen . . . Die Stadt im Dreißigjährigen Krieg“.
13. Juni Dr. Ulrich P. Ecker: „Totaliter ruinirt. Aufgerieben im Machtkampf zwischen Kaiser und Krone Frankreichs“.
29. Oktober Museum für Ur- und Frühgeschichte: Führung zu den Themen „Mengen im frühen Mittelalter“ und „Geschichte unter Putz — die Glöcklehofkapelle“.
14. November Prof. Dr. Wolfgang Hug: Dia-Vortrag „Kulturlandschaft Schwarzwald“.
13. Dezember Dr. Ulrich P. Ecker: Führung durch die Ausstellung des Stadtarchivs „Freiburg 1944—1994: Zerstörung und Wiederaufbau“.

Kassenbericht 1993

	DM
1. Einnahmen	
Beiträge	23.311,50
Exkursionen	1.975,00
Zuschüsse und Spenden	13.325,00
Sonstige Einnahmen	5.128,50
Summe Einnahmen	43.740,00
 2. Ausgaben	
Jahrbuch 1993 (Rückstellung)	36.000,00
Exkursionen	2.320,60
Vorträge	703,85
Sonstige Ausgaben	3.776,40
Summe Ausgaben	42.800,85
 3. Jahresergebnis	+ 939,15

Mitglieder (Stand Ende November 1994): 784 (davon Ortsgruppe Bad Krozingen: 146, Stauf-
fen: 48, Waldkirch: 44 Mitglieder). Neuzugänge: 22, Austritt/Tod: 6/8 Mitglieder.

Mitgliederbeitrag: jährlich DM 36,00 (Studenten, Schüler und Rentner DM 18,00).
Die Ortsgruppen Bad Krozingen, Stauf- und Waldkirch erheben besondere Beiträge.
Bankverbindung: Sparkasse Freiburg 2028602 (BLZ 680 501 01).
— Abbuchungsermächtigung erwünscht —.

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“: Mitglieder erhalten das Jahr-
buch kostenlos.